Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

Jahrgang – Nr. 23 Einzelnummer 15 Pf. 4. Juni 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der Sonntag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Von Balkon zu Balkon

Es ist wahr, er hat eine lange Zeit ziemlich nutzlos da draußen am Hause herumgehangen, der Balkon. Ein paar hauswirtschaftliche Geräte, mit denen nichts mehr los war, und leere Konservenbüchsen, die auch bessere Tage gesehen hatten, waren dort versammelt, aber sonst war nichts los auf dem Balkon. Er hing da nur so herum, und nachdenkliche Naturen nannten ihn ein Sinnbild verfehlten Daseins.

Aber das ist nun vorbei, man weiß jetzt wieder, warum so ein Balkon erfunden wurde und wozu er in Wahrheit da ist. Balkone sind dazu da, daß man darauf Platz nimmt und ein bißchen Familienleben betreibt, daß man in grünen oder weißen Holzkästen allerlei Botanik anpflanzt und sich mit einer Gießkanne gärtnerisch benimmt. Und nun sind wir wieder mal so weit.

Der Balkon, lieblich umgrünt, umblüht und umduftet, ist wieder zu einem Schauplatz häuslichen Lebens geworden. Es ist noch nicht lange her, da schleppten die Väter zugehörige Düngemittel ins Haus und machten sich hemdsärmelig über die Holzkästen her. Es ist ja nicht viel Grund und Boden, was sie da haben, das könnte man nicht sagen, aber wenn man es recht betrachtet, ist es doch ein Stückchen Land, ein klitzekleines nur, aber auch eins mit Pflanzen, die man täglich wachsen sieht, mit Knospen und Blüten und am Ende gar mit Früchten, wenn die Sonne es gut meint mit den Tomaten.

Aber was die Ernte angeht, so hat es damit noch gute Weile, fürs erste ist es viel bedeutsamer, daß die Familie den Balkon wieder in Besitz genommen hat. Da versammelt sich, vom Vater abwärts, alles, was dazugehört, und es ist beinahe wie bei Schillern, wie in der Glocke, wo man von „Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus" bis „Der Vater mit frohem Blick von des Hauses weitschauendem Giebel überzählet sein blühend Glück" das Einschlägige nachlesen kann. Hier, auf dem Balkon, werden Luftbäder genommen, wird Gymnastik betrieben, werden Kartoffeln geschält, hier wird gegessen und getrunken, hier finden Debatten über die Unzulänglichkeit des Wirtschaftsgeldes statt, hier übt sich Vater in Pädagogik — alles auf dem Balkon.

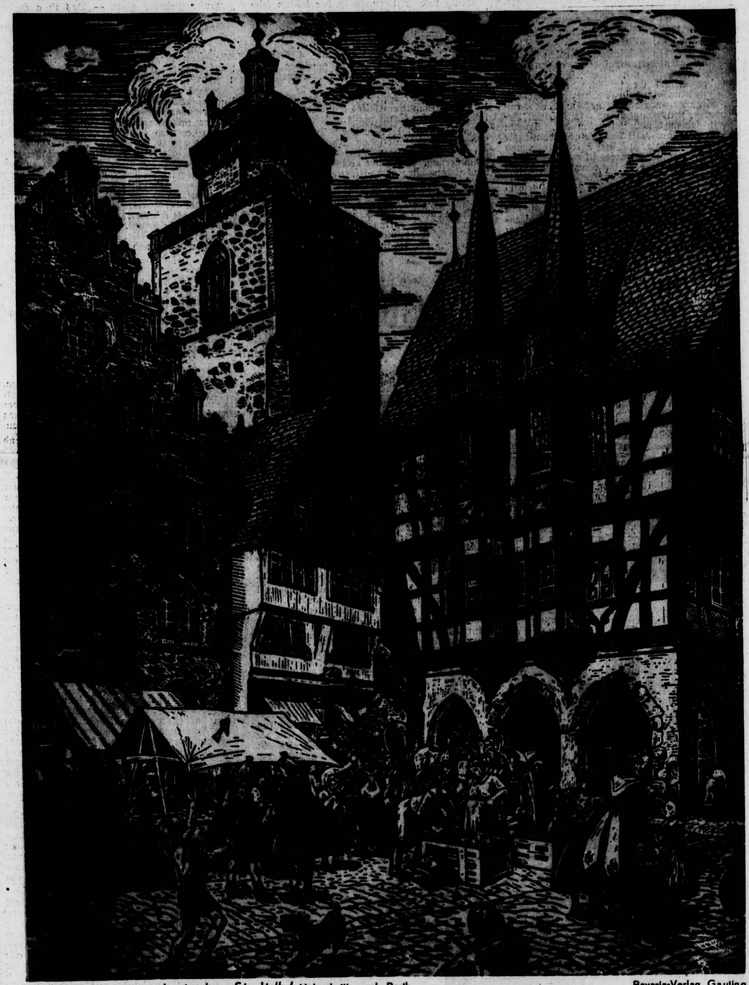
Die Nachbarschaft aber nimmt mit sanftem Interesse Anteil an dem im Freien stattfindenden Familienleben. Nicht aus Neugier, nicht doch, aber teils zwangsteils beiläufig. Man hört von Balkon zu Balkon mancherlei, wovon man keine Ahnung hatte und sonst auch nicht erführe. Daß da drüben im vierten Stock der Junge einen schwachen Magen und eine 6 im Rechnen hat, ja, wer wußte das denn! Doch vor einigen Abenden sprach sich der Vater gehörig darüber aus, zum 101. Male, wie man erfuhr, denn jener beteuerte, er habe das nun schon hundert Mal gesagt. Wer einen schwachen Magen habe, solle gefälligst nicht vier Portionen Eis hintereinanderweg essen, sondern das Einmaleins lernen, damit er keine Leibschmerzen und keine 6 im Rechnen habe. Der Junge ist schwach am Magen und in Rechnen — ich bitte Sie, kein Mensch hat das bisher gewußt.

Und das kleine Fräulein da hinten im Eckhaus ist neulich zehn Minuten nach Elf nach Hause gekommen. Davon hätte niemand etwas erfahren, aber die Mutter hielt einen längeren Vortrag über diese zehn Minuten. „Als ich so jung war wie du" kam drin vor, und im übrigen erklärte die Mutter, sie habe es gründlich satt, sich immer wieder etwas von verpaßten Straßenbahnen erzählen zu lassen, und 23 Uhr 10 sei ein für alle Mal nicht 23 Uhr, und zu ihrer Zeit hätte ein anständiges junges Mädchen — den Rest konnte man leider nicht hören, irgendwo wurde rücksichtslos ein Lautsprecher angestellt.

Oh, man hört das Eine oder Andere und sieht auch allerhand von Balkon zu Balkon, was man nicht erwartet hätte. Da ist der Herr mit dem eingeölteten Schlips im Haus nebenan — man hätte ihm nun und nimmer zugetraut, daß er sich aufs Weintrinken versteht und Rüdesheimer bevorzugt. Aber jetzt sieht man ihn abends auf dem Balkon, wie er hinter einer langhalsigen Flasche sitzt und mit geschlossenen Augen und kleinen Schlückchen vor sich hin trinkt, wie die Kenner es tun. Daß es Rüdesheimer ist, kann man mit bloßen Augen freilich nicht erkennen, doch die Nachbarin in Nummer 7 nahm ein Opernglas, und da konnte sie es vom Etikett ablesen. Nachher hat sie es beim Kaufmann erzählt, und nun wissen alle, daß der Herr mit der Eisenkonstruktion im Schlips eine Vorliebe für Rheinwein hat.

Sag einer, was er will — man kommt sich auf solche Weise näher, man lernt sich besser kennen. Wie dieser oder jener Nachbar aussieht, das wußte man wohl, aber nun erfährt man auch einiges aus seinem Leben und darüber, was er von den kleinen Dingen des Alltags hält. Wenn es ein schöner Sommer wird, so ist gar nicht abzusehen, was wir noch alles voneinander und übereinander erfahren werden, so von Balkon zu Balkon.

Hans J. Toll



„Markttag in einer deutschen Stadt." / Holzschnitt von L. Barth. Bavaria-Verlag, Gauting

Der Hahn

Von Alfred Bergien, Essen

Vor dem einsamen Moosvirtshaus sitzt der Jagdaufseher Kilian auf einer ruppigen Bank vor einem ruppigen Tisch. Und während er eine Maß Bier trinkt und eine Virginia raucht, denkt er weiter nichts, als daß heute ein schöner Tag ist, und daß er das Frühjahr stark in den Knochen spürt.

Da kommt ein Mann die birkengesäumte Landstraße herauf. Er ist ein wenig klein und rund, und die neue, braune Lodenjoppe wölbt sich trotz über den Bauch. Auf seinem Rücken aber pendelt verwegen eine Büchse. Da denkt der Kilian schon wieder, und zwar: „Na, das is mi aba an Jager". — Er spuckt dabei über den Tisch und vergräbt die Hände tief in der speckigen Hose.

Als er aber den Geheimrat und alten Freund des Jagdherrn erkennt, springt er auf und schlägt den Staub mit seinem schäbigen Filz von der Bank. Er tut dies, weil er den Geheimrat noch gut in Erinnerung hat von den vergangenen Jahren, und weil es dann allemale einen gefunden und trunkfesten Regen in seinen Geldbeutel getan hat. Darum schlenkert er auch mit den Beinen, damit die Hose wieder glatt auf die Stiefel falle und bleibt in freundlich entgegenkommender Haltung stehen, bis der Geheimrat Platz genommen hatte.

Es dauert noch eine Weile, bis er sich verschnauft hat von dem herzbeklemmenden Weg. Währenddes besorgt Kilian noch eine frische Maß. Dann sitzen sie sich schweigend gegenüber. Der Geheimrat trinkt in kleinen, vorsichtigen Schlucken und sieht den Kilian freundlich und wohlwollend an. Der Kilian aber trinkt in langen, tiefen Zügen und blickt abwartend und ebenso freundlich auf den Geheimrat.

„Hast noch nen sicheren Hahn", fragt er schließlich, „der Jagdherr hat mir einen freigegeben."

„Ja, mei Liebs . . .", sagt der Kilian und kratzt sich am Gesäß. Darauf verschweigt er und tut nochmals einen tiefen langen Zug aus dem Krug. „Allaweil han i nix vernumme".

Der Geheimrat lächelt verschmitzt: „Na, sieh einmal zu, es soll dein Schaden nicht sein". Der Kilian kratzt sich wieder am Gesäß. Das hilft ihm ein wenig aus der Verlegenheit. Er weiß doch einen sicheren Hahn. Vorgestern hat einer in den hohen Fichten gesungen und gestern und heute wieder. Der Kilian weiß aber, daß man es den hohen Herren nicht so leicht machen darf. Nachher greifen sie nur zu leicht in den Beutel.

Er sagte nur: „Dös wissens selm, Herr Geheimrat, dös i dös tu." Darauf verschweigen sie beide. An den Obstbäumen zetern die Stare und ein Fink schlägt. Der späte Nachmittag spielt mit weichen, ein wenig müden Farben.

Mählich sinken die Abendschatten herab. Die Luft wird merklich kühler. Es richt nach feuchtem Moos, Harz und Fichtennadeln.

Sie sitzen noch immer schweigsam und denken an den Hahn. Der Geheimrat denkt, daß der Kilian sicher einen ausmacht und daß er morgen oder übermorgen zum Schuß kommen wird. Der Kilian denkt ein wenig anders. Eigentlich rechnet er nur: „Ob er mi jetzt Mark gibt? — Wenn i wißt, daß er mi nur drei gäb, nachher schlaft i ihm liebe selm. Einen hat mi der Herr schon vor drei Jahr versprochen. Wenn er mi jetzt zehn Mark gibt, nocher mag er ihn schießen. Wenn er mi nur fünf gibt, nachher warns fünf. Ada zehn wärn mi scho liebe . . . Aus diesem tiefen Sinnen heraus sagt er es plötzlich laut: „Ob er mi wohl zehn Mark gibt?"

„Was meinst du?" sagt der Geheimrat.

Der Kilian schreckt auf: „I mein, — i mein, ob mi der Herr wohl zehn Mark zuletzt am Ersten. Nachher könnt i bei der Alteren anfragen".

Der Geheimrat ist ganz Wohlwollen. „Ich werde mal mit dem Herrn sprechen", sagt er, „sicher tut er das".

Der Kilian macht in Gedanken einen ordentlichen Luftsprung. — Wenn er mi zehn Mark gibt —, denkt er —, nachher kauf i der Therese die blanke Silberketten. Wenn mi der Herr no zehn zuletzt am Ersten —, nachdem mags alsdann a Hochzeit geben. — Und er tut nochmals einen guten Sprung: Zehn Mark gibt er mi sicher —, aber fünfzehn dürft er mi leicht a geben.

Und danach durchziehen sein Gemüt zufriedene, fast fröhliche Gedanken.

Wenig nach Mitternacht ist der Kilian wieder auf, um dem Geheimrat den Hahn auszumachen. Nach einer Weile ragt starr, wie eine mächtige Hellebarde, ein Fichtenbochholz empor. Erst in der Nähe werden die hohen, starken Stämme sichtbar; graublaue Säulen, die in das Schwarz gezeichnet sind. — Hier muß er den Hahn hören, wenn er den alten Stand noch hat.

Er stand lange regllos und lauscht. Aus dem Unterholz kommt ein leises Knistern und ferne lallt der Bach. Sonst nichts. Noch ist es früh.

Vorsichtig steigt er weiter. Das Licht des Morgens wächst mit jedem Schritt. Die Blöße vor den Fichten liegt schon in grauer, blasser Dämmerung. Da bleibt er plötzlich mit einem Ruck stehen. Irgendwo klirrt ein trockener Ast. — Wenig später beginnt der Hahn. Es klingt wie ein feines, metallenes Knappen. „Jetzt hab i di", — denkt der Kilian und schiebt sich vorsichtig noch näher heran. „Grad schauen, wo er sitzt." Da springt ihm plötzlich ein Zweifel an: „Ob er mi zehn Mark gibt?" und danach: „Jetzt wann er hier wär, könnt er gleich zum Schuß kommen." Darauf verschweigt der Hahn. Der Kilian aber weiß es besser. Der singt schon wieder an. — Gleich darauf beginnt der Hahn wieder und spielt sich rasch ein. Der Kilian hat sich nun ganz unter die Fichten geschoben und äugt hinauf. Ganz nieder sitzt der Vogel, auf einem trockenen Ast, frei vor der Perlfarbe des Gewölks.

Grad naufschießen braucht er, — denkt der Kilian, — wenn er bloß no wär. — Grad hundert Meter weiter ist die Grenz. Herrgottsakra, wenn i wüßt, daß er do nüber geht, nachher schießt i ihn lieba selm. — Er nimmt die Büchse herunter und zielt; nur probeweise. „Da wartse scho hin."

Der Hahn hat sich nun ganz eingespielt. Er entführt den Stoß. Herrgottsakra — überkommt es den erregt Schauenden. — das ist a Hahn. Da kracht der Schuß. Der Vogel schwankt, und fällt dann mit dumpfem Aufschlag ins Moos.

Mit zwei Sprüngen ist der Kilian bei ihm bebt ihn am Kragen hoch und streicht ihm das zerzauste Gefieder glatt. — Das ist a Hahn. — a ganz schwerer Kerl.

Darauf hopst er sich eine Pfeife und verfällt dabei in kurzes Nachsinnen: „Ob er mi zehn Mark geben hätt? Hätt er vielleicht schon. Aba wenn der Hahn über die Grenz gangen wär? Nachher hätt i a Dreck. So han i wenigst a Hahn."

Darauf geht er langsam die Blöße herab. Und sein Schritt ist von keiner Reue gehemmt. Höchstens, daß er noch einmal denkt: „Sicher hätt er mi jetzt Mark geben. I hab es ja nimmt bobachten können. Wirkli nit. — Aba vielleicht pfalgt no einer. Na, das möcht i grad sehn. Na hab i a Hahn und krieg no zehn Mark, — und wann er mit dem Herrn red. Nachher legt er mi sicher no zehn Mark zu am Ersten." — Und wieder durchziehen sein Gemüt zufriedene, fast fröhliche Gedanken. Mählig scheitet er heimwärts, durch den starken, feuchten Duft des Waldes. Als er an einem alten Bildstock vorbeikommt, rückt er ein wenig an seinem schäbigen Filz, denn er ist ein gottesfürchtiger Mann und ein gläubigem Sinne.

Tust du mit?

Erzählung von Wolfgang Zenker

Es war um die Zeit, da die Kärntner Bauern ein doppeltes Leben führten, ein offenbares, das war voller Sorgen, Mühen und wenig Freude, — und ein heimliches, da sie auf abgelegenen Höfen zusammenkamen, im Walde, in Steinbrüchen, oft bei Nacht — das war voller Hoffnung und Glauben, voll dieser Gelöstheit und voll Zuversicht. Horn, wann wieder einer fehlte, der in die Hände der Häscher gefallen war oder ins Ungewisse hatte fliehen müssen.

Da war ein abgelegener Einödhof, wo für die Männer nach nächtlichem Treffen ein warmer Trank bereitstand, und wenn einer nachts heimlich über die Berge mußte, klopfte er dort an und hinterließ für die Seinen die letzte Nachricht. Die Einödbäuerin rückte ihm ein Packerl mit Mundvorrat, und vom Bauern bekam er noch ein paar Schillinge für die Flucht und Winke für Weg und Ziel. Der Bauer war unsträflich und gewissenhaft, und weil es sein Geld nicht war, das er fortgab, trug er es ein in ein blaues Büchel, wie es die Schulkinder haben, und darin stand auch, wer beim Appell gewesen und was jeder gegeben zum gemeinsamen Opfer. Er trug das Büchel in der Innentasche des Jankers, er dachte nicht, daß Gefahr dabei sei. Ja, er brauchte das Büchel, es half ihm die Last der Verantwortung tragen, die auf ihm lag in dem heimlichen Leben, in dem er ein Führer war. Nur die Frau wußte ein Teil, und die Buben trieben's in ihrer Art wie die Männer und fragten einander zwischen den Schulstunden heimlich: „Laßt auch mit?" Dann malte der Gefragte rasch in den Sand des Hofes ein Hakenkreuz und wischte es wieder aus, es der Lehrer hinsah. Denn es war verboten.

Die Mutter des Bauern allein, die auf dem Einödhofe im Ausgang lebte, sollte ihre Ruhe haben nach dem Willen des Sohnes, und er sprach zu ihr nie von den heimlichen Dingen, glaubte auch, daß sie nichts von dem nächtlichen Wesen vernehme und ahne. Doch der Gehorsam des Alters ist leicht und das Ahnen einer Mutter geht oft über Menschenverstehen.

„Laßt auch mit?" fragte an einem Abend der älteste Enkel sein Ahnderl. „Ach, Bub!" sagte sie zur Antwort, „was soll ich denn tun? Bin halt ein ganz unnützes altes Weiberl!" —

Dann kam eine Zeit, da trugen die Männer offen bei Tag das Gewehr, der Bauer war lange vom Hof, und ferne hörte man Schießen. Da liefen die Buben des Nachts auf verborgenen Steigen und krugen Befehle und Essen, die Bäuerin schaffte am Herd und im Stall und war ohne Ruhe, das Ahnderl aber lag wach in der Kammer oben und flehte die Hände gefaltet und betete für den Buben, den großen, und lauschte hinaus in den Sturm, der ums Haus strich.

Spät in der dritten Nacht kam der Bauer zurück. Die Mutter oben hörte an seinen Schritten, daß er ohne Freude und Sieg kam. Es war viel Laufen im Haus, als rüste sich einer zur Reise. Dann, gegen den dämmernden Morgen, klopfte der Bauer leise an die Kammertür seiner Mutter. Sie war längst in Kleidern und öffnete rasch. „Mutter", sprach er und sah auf ihren dünnen weißen Scheitel hernieder, „ich muß fort, und weiß net, wie lang . . ." Da bannte sie ihre alten, arbeitsbraunen Hände ganz fest um seine Arme und sah zu ihm auf. Ehe sie aber noch ein Wort gefunden, hämmerten unten harte Schläge ans Tor. „Aufmachen!" rief eine Stimme. — — — „Nu hett!" stöhnte der Bauer, „da kommens schon!" Er wandte sich von der Mutter und sah die Stiege herab, als suche er einen Ausweg. Plötzlich riß er aus seinem Janker das blaue Büchel und lehrte sich noch einmal zu der Mutter: „Das dürfen's net finden, Mutter! Ich bitt' dich, Mutter . . ." — „Ist gut, Bub!" sagte das Ahnderl und nickte ihm zu. Doch ehe sie ihre Hand noch einmal nach ihm ausstrecken konnte, polterten unten Schritte und der Bauer wandte sich mit jähem Ruck denen zu, die ihn holen wollten.

Die alte Mutter saß reglos in dem Lehnstuhl am Bett. Sie stand nicht auf, als sie hörte, wie sie unten den Sohn anpackten und wie er sich wehrte; sie lief ihm nicht nach, um noch einmal ihn anzurufen, und rührte sich nicht, als man unten gerufen wurde, es müßten alle in die Stube kommen. Da kamen zwei zu ihr in die Kammer herauf. Sie saß in dem tiefen Lehnstuhl und mußte mit ansehen, wie sie ihre Kisten und Lade durchwühlten und ihre geringe Habe, ihres Lebens heilige Erinnerungen ans Licht zerrten. „Aufstehen!" fuhr einer sie barsch an. „Bin doch lahm!" stöhnte sie nur.

Dann hörte sie, wie sie unten den Sohn vom Hofe führten, und es zog sie mit Macht zum Fenster, ihn noch einmal zu sehen. Doch sie blieb in dem Lehnstuhl, als sei sie wirklich gelähmt.

— — — — — — — —

Als Monate später, nach Kerker und Anhaftelager, der Bauer doch wieder heimkam, da faste er ihr, daß dieser guter Männer Leben und Freiheit an dem blauen Büchel gehangen, das damals keiner von den Schergen gefunden. Da lachte die Mutter mit den zahllosen Runzeln ihres alten Gesichts und sagte: „Drauf gesessen bin ich halt, ich altes Weiberl, ich ganz unnützes ich!"

Der treue Helfer des Bauern im Kampf um des Volkes Brot

Holzschnitt von Lolo Brandenburg

Dies nebenbei

„Kleider machen Leute", sagt ein alter Sprichwort, dem wir auch heute einen gewissen Wahrheitsgehalt nicht absprechen können, wenn wir auch der Ansicht sind, daß man grundsätzlich einen Menschen nicht nach seiner äußeren Erscheinung, sondern nach seinen inneren Charakterwerten einschätzen soll. Selten in der Geschichte aber haben wie in der Zeit des Rokoko die Kleider die Leute gemacht. In der Zeit der letzten Könige vor dem Ausbruch der französischen Revolution war es vor allem die französische Gesellschaft, die ungeheure Summen für Putz und Tand, für Toiletten und modische „Kleinigkeiten" ausgaben. Wir können uns darüber heute noch ein sehr genaues Bild machen, nicht etwa aus den Berichten zeitgenössischer Geschichtsschreiber, sondern aus den Bestellungs- und Rechnungsbüchern der Madame Eloffe, der Hofschneiderin der Königin Marie Antoinette. „Die wundervollen Brokatkleider, die Frau Eloffe anfertigte und sich gut bezahlen ließ, waren Kunstwerke nach Form und Geschmack", erzählt Wolf Graf Baudissin in Juniheft von Velhagen & Klasings Monatsheften, und man muß staunen, wenn man die farbigen Abbildungen zu diesem Aufsatz betrachtet. Den Pomp der Kleider übertrug aber beinahe noch der Aufwand, der für Frisuren in jener Zeit gemacht wurde. „An einem Posten erfahren wir, daß Marie Antoinette und mit ihr andere Damen kleine, mit Wasser gefüllte Fläschchen bestellten, die in die coiffure gesteckt wurden, damit ihre Feuchtigkeit die das Haar schmücken den lebenden Blumen (!) frisch erhielt. Wenn auch der Kontrast der farbigen Blüten mit dem gepuderten Haar sicher entzückend kledete, war es doch für die Tänzerinnen sehr unbequem, stets auf der Hut sein zu müssen, um sich und andere nicht naß zu machen. Auf einem Konto steht auch die Befestigung eines bunten Vogels aus Edelsteinen, der, über einer frischen Rose an einem winzigen Draht befestigt, scheinbar über dem Kelch schwebte." Viel Vergnügen mit Ihrem Vogel, Madame, werden Sie denken, und das mit Recht . . .

*

Eine kleine Insel aus der Gruppe der Philippinen versinkt im Meere. Die etwa 4000 Bewohner des Eilandes verlassen diese fluchtartig. Die gefährdete Insel — man nennt sie die „Grüne Insel" — wird auf dem Atlas kaum zu finden sein, sie ist eine der tausend kleinen Punkte im Pazifik, die die Philippinen bilden. Auf vielen dieser Inseln herrscht eine lebhafte Vulkan- und Erdbebentätigkeit und es ist keine Seltenheit, daß sich die Erdoberfläche plötzlich verändert. Auch die Grüne Insel wird bald unter der Wasseroberfläche verschwunden sein. Man wird dann vielleicht nur noch die Kronen der Bäume aus dem Meere ragen sehen. Die Insel ist zum größten Teil von grünen Wäldern bedeckt, die ihr auch den Namen gegeben haben.

*

Professor H. W. Bailey, Dozent für Sanskrit an der englischen Universität Cambridge, gibt sich keinen Hoffnungen hin, daß das Buch, das er in zehn mühevollen Jahren geschrieben und nunmehr vollendet hat, eine höhere Auflage als 50 Exemplare erreichen wird. Gleichwohl bezeichnet er sein Werken als die „erfreulste Aufgabe seines Lebens". Es ist freilich kein gewöhnliches wissenschaftliches Werk, das hier zustande kam. Denn nach vorsichtigen Schätzungen existieren gegenwärtig noch nicht 20 Menschen auf der Welt, die es überhaupt lesen können. Es handelt sich um das erste Wörterbuch des Khotanesischen, einer ausgestorbenen Sprache, die vor tausend Jahren in Tibet und Turkestan gesprochen wurde. Obgleich die Menschen, die sich auf Khotanesisch verständigen, längst von der Erde verschwunden sind, ging ihre Sprache doch nicht ganz verloren, wenn sie auch nur von einer verschwindend kleinen Zahl von Fachgelehrten beherrscht wird. Darum werden von diesem Wörterbuch auch nur 50 Exemplare hergestellt, von denen jedes 700 Mark kosten wird. Man rechnet damit, daß die „Auflage" frühestens in 25 Jahren ausverkauft sein wird. Vorerst liegen von verschiedenen wissenschaftlichen Instituten etwa ein Dutzend Bestellungen vor. Der Autor erklärt, daß die Ablassung seines Werkes über 7000 Arbeitsstunden in Anspruch nahm.

*

Eine große Bank in Kopenhagen hat in ihrer Zentrale einen Apparat aufgestellt, der von einem bekannten dänischen Mechaniker konstruiert ist und der geradezu ein Ueberkassierer genannt werden kann. Die Maschine registriert nicht nur automatisch das eingenommene Geld, sondern sortiert auch die verschiedenen Geldsorten und addiert ihren Gesamtwert; vor allem aber meldet sie durch ein Glockenzeichen, wenn falsches Geld eingezahlt wird, so daß ein Betrüger sofort festgestellt werden kann. Dabei ist die Schnelligkeit, mit der der Apaprat arbeitet, erstaunlich, er bewältigt über 20 000 Kronen in verschiedenen Geldsorten stündlich. Man schätzt, daß er die Arbeit von zehn erfahrenen Kassierern verrichtet . . .

Jo.-Jo.

Aus sieben Tagen

Die stolze Flugzeugbesatzung

Durch drei Jahre hindurch haben wir mit heißem Herzen das Ringen um die Freiheit des spanischen Volkes verfolgt, in dem Gefühl, daß es hier nicht nur um das Schicksal Spaniens, sondern um das Schicksal des ganzen Erdteils ging. Deshalb war der Sieg, der auf spanischem Boden gegen den Bolschewismus erfochten wurde, auch unser Sieg. Und um so mehr unser Sieg, als wir nicht mit verschränkten Armen den Einmischungsversuchen der Komintern und ihrer demokratischen Trabanten zugesehen haben, deshalb unser Sieg, weil in jenen deutschen Freiwilligen, die den Namen der Legion Condor zu einem der geachtetsten und gefürchtetsten des ganzen Feldzuges gemacht haben, das Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber dem Schicksal Europas lebendig war. Wenn daher die deutschen Spanienkämpfer vor wenigen Tagen in Hamburg von ihrem Generalfeldmarschall wieder auf deutschem Boden willkommen geheißen wurden, dann verband sich mit seinem Dank an jene mutigen und in tausend Luftkämpfen bewährter Männer der begeisterte Dank der ganzen Nation.

Deutsche See-Aufklärer auf einem Erkundigungsflug bei Mallorca

(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Deutsche Soldatenmahlzeit in Oberitalien

Ehrenbezeugung der italienischen Miliz während der Weihe des deutschen Ehrenmals in Feltre.

(Presse-Bild-Zentrale, Zander-Multiplex-K.)

Bajonette gegen Arbeiter

Es geht doch nichts über die Methoden, nach denen „freie Demokratien" mit ihren Arbeitern verfahren. Dieses Bild ist Symbol und Ausdruck der Arbeiterpolitik in Nordamerika: Drohende Bajonette der Nationalgarde halten die streikenden Bergarbeiter, die zur Selbsthilfe greifen müssen, um ihre Lage zu verbessern, zurück.

(Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

Skizzenstelle auf der Wasserkuppe

In den Pfingsttagen wurde auf der Wasserkuppe in der Rhön der diesjährige Reichswettbewerb für Segelflugmodelle des NS.-Fliegerkorps durchgeführt. (Scherl-Bilderdienst, Zander-M.-K.)

Ostmarkausstellung am Berliner Kaiserdamm

In der Zeit vom 26. Mai bis 25. Juni findet in der Berliner Ausstellung am Funkturm die große Frühjahrsausstellung „Berge, Menschen und Wirtschaft der Ostmark" statt, deren Schirmherrschaft Generalfeldmarschall Göring übernommen hat. — Ein Dirndl und drei Dirndlpuppen aus der Ostmark. Preisfrage: Welches ist das lebende Dirndl?

(Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Die erste Schwingfabel-Schreibmaschine aus der Ostmark

In der großen, am Freitag eröffneten Berliner Ausstellung „Berge, Menschen und Wirtschaft der Ostmark" ist auch diese erste Schwingfabel-Schreibmaschine aus Holz und Blechteilen zu sehen, die der Tiroler Zimmermann Peter Mitterhofer im Jahre 1864 schuf. Mit der genial ausgedachten Anordnung der Schwingfabel schuf Mitterhofer die Grundlage aller späteren Konstruktionen. (Scherl-Bilderdienst, Zander-M.)

Aus dem gesunkenen amerikanischen U-Boot gerettet

Die mit Hilfe der Taucherglocke geborgenen amerikanischen Seeleute werden auf dem Bergungsschiff an den Marinekai von Portsmouth gebracht. (Funkbild.)

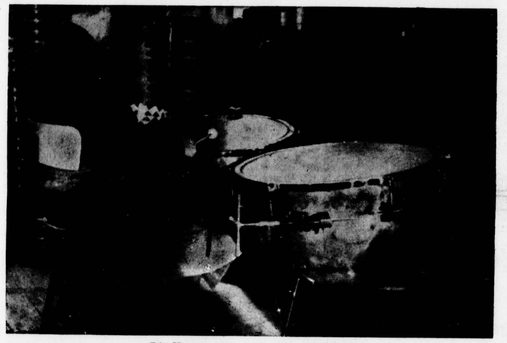
(Scherl-Bilderdienst, Zander-M.)

Mit Pauken und Trommeln

Die volkstümlichsten deutschen Schlaginstrumente

Es gibt auf der ganzen Erde wohl kaum ein Land, in welchem nicht die Trommel schon seit frühester Zeit eine hervorragende Rolle im Musikleben der Völker spielt. In Mitteleuropa ist es besonders die Schweiz, und dort wiederum die Stadt Basel, in der das Trommeln eine beliebte Beschäftigung der Bevölkerung darstellt. Alljährlich findet in Basel, wo sich das Trommeln zu einer hohen Kunst entwickeln konnte, ein Wettstreit statt, der den besten Trommler mit einem Preise auszeichnet.

Auch in Deutschland erfreut sich die Trommel als das unentbehrliche Marschinstrument großer Beliebtheit. Wir alle haben sicher einmal den anfeuernden Rhythmus der Trommel vernommen, wenn z. B. unsere stolze Wehrmacht oder die Formationen der Bewegung durch die Straßen ziehen. In diesem Zusammenhange dürfte es allgemein interessieren,



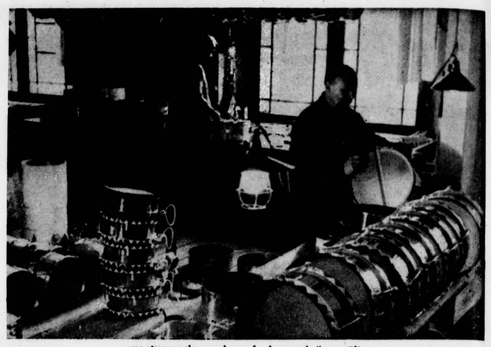
Die Kesselpauken sind soeben fertiggestellt

wie Trommeln und Pauken hergestellt werden. Die Herstellung einer Trommel fordert nicht nur die verschiedensten maschinellen Arbeitsvorgänge, sondern auch handwerkliches Können. Eine Eigenart der Trommelherstellung ist es, — selbst wenn sie in größeren Mengen erstellt werden soll, — daß sie in der Hauptsache eine handwerksmäßige bleibt. Das trifft auch für die Herstellung der Trommelfelle zu, die uns das Kalb, die Ziege und das Schaf liefern.

In der Trommelherstellung sind fast alle Arten der Handwerkerschaft vertreten. Der Tischler erstellt die Kessel, die in der Hauptsache aus Sperrholz bestehen. Der Schlosser fertigt die Blechkessel — wir haben Holz- und Blechkessel —, die, je den besonderen Wünschen entsprechend, entweder weich gelötet oder aber auch, wie bei den Militärkesseln, in der Nebt verzahnt und hart gelötet werden.

Die letzte Arbeit ist dem Maler vorbehalten. Ganz abgesehen davon, daß für deutsche Trommeln die verschiedensten Abzeichen gefordert werden, muß sich der Maler der Trommelkessel auch auf das Malen ausländischer Wappen usw. verstehen, denn das gute bzw. künstlerische Aussehen einer Trommel ist mitbestimmend für ihre vielseitige Verwendung. Nach dem Zusammensetzen der vorbereiteten Teile werden die Trommeln einer eingehenden Prüfung auf ihren Klang unterzogen. Die Saiten müssen gut aufliegen, und die Trommel muß leicht „ansprechen".

Auch in der Trommelherstellung kommt seit einigen Jahren das sog. Leichtmetall in



Die Trommeln werden auf „Ansprache" geprüft

größerem Umfange zur Verwendung. In der Praxis hat sich das Leichtmetall ganz vorzüglich bewährt, ein Grund, nun auch die großen Kesselpauken aus diesem Leichtmetall herzustellen, Pauken, für die man früher ausschließlich Kupfer und Messing verwandte.

Trotzdem die Musiker im Auslande, besonders in den Vereinigten Staaten, in größerem Umfange kostspieligere und technisch besser ausgeführte Trommeln und Pauken verlangen, ist es den deutschen Schlaginstrumentenherstellern gelungen, in bezug auf qualitative und technische Hochleistungen mit den maßgebenden ausländischen Trommelfabriken gleichen Schritt zu halten, ja, diese Fabriken in ihren Leistungen sogar zu überbieten. Als Beispiel hierfür diene die Auszeichnung eines deutschen Modells einer patentierten Kesselpauke gelegentlich der letzten Pariser Ausstellung mit dem zweithöchsten Preise, einer Ehrenurkunde. Wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit, die sich letzten Endes in der leichten „Ansprache" und im Klange auswirkt, genießen die Erzeugnisse unserer deutschen Schlaginstrumentenhersteller wie auch der Trommelkellherstellen Weltruf, weshalb denn auch ganz besonders die deutschen Trommeln und Pauken im In- und Auslande gern gekauft und in Benutzung genommen werden.

(Fotos und Text: Otto Link)

„Hein spielt abends so schön..."

Die ganze Welt spielt auf deutschen Harmonikas — Wie das beliebte „Schifferklavier" hergestellt wird

Es gibt kaum ein Musikinstrument, das so volkstümlich ist wie die Harmonika. Der Matrose spielt sie im Zeltlager, sie begleitet den Matrosen auf seinen langen Reisen, und sie ist der treue Kamerad des sinnigen Stiläufers geworden. Aber nicht nur in Deutschland erfreut sich die Mundharmonika und ihr größerer Bruder, die Ziehharmonika — gemeinhin das „Schifferklavier" genannt — größter Beliebtheit: in aller Welt werden diese Instrumente gespielt.

Vor ungefähr 80 Jahren ging der Uhrmacher Matthias Hohner, der in Trossingen am Rande des Schwarzwaldes lebte, daran, die Harmonika in größerem Umfang herzustellen. Damit begann ihr Siegeszug obgleich man sie bis zu dieser Zeit eigentlich nur im Schwabenland gekannt hatte. Das kleine Dorf Trossingen wurde im Lauf der Jahre zum weltbekannten Zentrum der Harmonikaindustrie. Wo Matthias Hohner im ersten Jahr mit einem anderen Uhrmacher zusammen 650 Mundharmonikas herstellte, schaffen heute seine direkten Nachkommen mit über 4500 Werksangehörigen jährlich ungefähr 18 Millionen Mundharmonikas und über 350 000 Handharmonikas, also in einer einzigen Stunde zehnmal so viel wie der Begründer der Industrie im ganzen ersten Jahr seines Unternehmens.

Von den hergestellten Harmonikas gehen mehr als die Hälfte über die deutsche Grenze. Außer in Trossingen werden auch noch in Klingenthal im Erzgebirge Harmonikas hergestellt. 95 Prozent der Weltproduktion stammt aus Deutschland, so daß man fast sagen kann, jede Harmonika, die irgendwo auf der Welt erklingt, ist in Deutschland entstanden.

Der Herstellungsgang der Trossinger Industrie ist heute weitgehend mechanisiert worden. Maschinelle Sägen schneiden aus den jahrelang getrockneten Hölzern die Brettchen für die Holzkörper der Harmonikas. Präzisionsmaschinen stanzen aus Blechstreifen die Stimmzungen, die auf den Metallplatten angebracht werden und im Instrument über den Luftkanälen zu liegen kommen. Aber dann ist der Arbeitsgang schon auf die musikalische Veranlagung der Angestellten angewiesen, die sich vom Vater auf den Sohn vererbt hat. Selbst die Arbeiter an den Maschinen, von denen jeder eine ganz bestimmte Zunge stanzt, müssen ein musikalisches Ohr haben, um hin und wieder die neugestanzten Stimmzungen am Ohr zum Schwingen zu bringen und ihren Ton mit dem Normalton zu vergleichen. Schon die kleinsten Unterschiede in der Blechstärke und in den auf Tausendstelmillimeter berechneten Ausmaßen der Zungen verändern die Tonhöhe.

Aber diese musikalische Kontrolle ist gegen die späteren Nachprüfungen noch unbedeutend. Weit schwieriger ist das Stimmen der Zungen, das vorgenommen wird, nachdem linke Hände sie mit maschineller Zuverlässigkeit auf die Metallplatten genietet haben und sie anschließend von anderen Händen wieder gelöst, d. h. nach dem Gefühl etwas gehoben worden sind, damit sie frei schwingen können. Jedes Instrument, von der billigsten Mundharmonika bis zum teuersten Akkordeon, wird wenigstens dreimal genau durchgestimmt. Die Stimmer, die in Einzelzellen sitzen, stimmen jeden einzelnen Ton ab und vergleichen ihn mit den Normaltönen, die sie Klangrein im Ohr haben. Mit feinen Feilenstrichen gleichen sie im Bruchteil von Sekunden die kleinsten Unterschiede aus, so daß die lange Tonskala der Musikinstrumente in wenigen Minuten durchgestimmt ist. Die Sicherheit ihres Ohres und die Geschicklichkeit ihrer Hände sind die Träger dieser hochentwickelten Industrie.

Wenn die Metallplatte mit den gestimmten Zungen auf den Holzkörper aufgenagelt ist, erfolgt die letzte musikalische Kontrolle des einzelnen Instruments. Dissonanzen im Drei- und Vierklang dirigieren die Feile in der flinken Hand des Stimmers und streichen sie so lange hin und her, bis die Harmonika rein gestimmt ist. Dann erst erhalten die Mundharmonikas die vernickelten Stahlblechdeckel, die dem Instrument nicht nur die endgültige Form geben, sondern auch die Stimmzungen schützen und die Resonanz verstärken, während die Ziehharmonikas und Akkordeons gleichzeitig ihre letzte Ausstattung bekommen.

Bevor die Musikinstrumente die Fabrikräume verlassen, werden sie noch durchgespielt. Das geht ebenfalls in kleinen Einzelzimmern vor sich, damit sich die Stimmer nicht gegenseitig stören, wenn der eine „Hein abends auf dem Schifferklavier" spielen und der andere „Regentropfen an sein Fenster klopfen" läßt. Es ist ergötzlich, vor dem Einzelspielgebäude zu stehen, dessen 28 Schritt lange Fassade in 16 schmale Zimmer unterteilt ist, und aus jedem Fenster ein anderes Lied zu hören, während die vielgestaltige Musik wieder von dem Lärm der Maschinen übertönt wird. Aber aus diesen Disharmonien klingen die Akkorde einer Arbeitsleistung heraus, die von Begabung und Tüchtigkeit der Trossinger Harmonikafabrikanten künden, deren Erzeugnisse sich die Welt erobert haben.

In aller Welt erklingen deutsche Harmonikas

Ueber die Wehrmacht zur Bauernstelle

Vom Unteroffizier zum Wehrmachtssiedler - Das deutsche Volksheer erhält die Kräfte des Bauerntums

In der Reihe der großen Organisationen und Verbände, die den Kampf gegen die Landflucht und ihre die Ernährung wie die biologische Zukunft unseres Volkes in gleichem Maße gefährdenden Folgen auf ihre Fahne geschrieben haben, steht das deutsche Volksheer, wie der Oberbefehlshaber des Heeres voll Stolz die Wehrmacht Großdeutschlands bezeichnete, mit in vorderster Front. Hier verdienen nicht nur die Bestellungs- und Erntegliederungen auf die Dauer der Erfolg nicht versagt bleiben wird.

Als Vertreter der westfälischen Presse hatten wir kürzlich Gelegenheit, die in reibungsloser landschaftlicher Umgebung vor den Toren Münsters liegende landwirtschaftliche Heeresfachschule des VI. Armeekorps zu besichtigen, die alle zukünftigen Wehrmachtssiedler aus Rheinland und Westfalen betreut. Unteroffizieren aller drei Wehrmachtsteile, die als ehemalige Landarbeiter, Bauernsöhne, Melker usw. die fachlichen Voraussetzungen mitbringen, wird hier in zweijähriger praktischer und theoretischer Ausbildung Gelegenheit geboten, sich auf ihren künftigen Siedlerberuf vorzubereiten und sich die Kenntnisse anzueignen, die die erhöhten finanziellen Aufwendungen der Wehrmacht für ihre Bauernstellen-Anwärter auch rechtfertigen. Der Lehrplan entspricht völlig dem der Landwirtschaftsschulen des Reichsnährstandes und umfaßt neben den rein landwirtschaftlichen Fächern der Boden-, Pflanzen-, Viehhaltungs-, Futter-, Düngemittel-, landwirtschaftlichen Buchhaltungs- und Nutzungs-, Obst- und Gemüsebau- und landwirtschaftlichen Chemie- und Maschinenlehre auch Deutsch, Rassenkunde, Rechtsfragen des täglichen Lebens, Vermessungskunde u. a.

Die praktische Ausbildung umfaßt, wie wir uns bei einem Rundgang durch Stall und Feld durch Augenschein überzeugen können, alle vorkommenden Arbeiten wie Melken, Futtern, Viehpflege, Säen, Mähen, und vieles andere mehr, wobei der Hauptwert auf eine Fortbildung im Sinne modernster landwirtschaftlicher Erkenntnisse gelegt wird. In der Theorie wie in der Praxis wird dabei ein scharfer Maßstab angelegt, denn nur vollwertige Bauern bieten die Gewähr dafür, daß sie als Siedler vorwärtskommen und den an sie gestellten Anforderungen gerecht werden. Natürlich denkt die Wehrmacht auch an die Ausbildung der Siedlerfrauen — denn was wäre ein Siedler ohne diese wertvollste Stütze — und so haben die Frauen der mit Familie in den Standort der Fachschule versetzten Unteroffiziere jeden Nachmittag Gelegenheit, sich in allen Arbeiten im Haus und Stall zu vervollkommnen.

Die Geflügelzucht macht dem Feldwebel sichtlich Freude

Das Melken wird er bald im Griff haben

Wer nach zweijähriger Ausbildung seine praktische und theoretische Prüfung mit Erfolg bestanden und damit die Bauernfähigkeit erworben hat, ist Anwärter auf eine Siedlerstelle der Wehrmacht und erhält nach der Neuregelung des Versorgungsgesetzes 12 000 RM, im Grenzgebiet sogar 15 000 RM ausbezahlt, zu denen 1 200 RM Dienstbesoldung kommen. Da das Kindergeld auf 3 Jahre weiterbezahlt wird, erhöht sich dieser Betrag bei drei Kindern auf 18 200 RM, die völlig einkommensteuerfrei sind. Da auf eine Siedlerstelle von etwa 80 Morgen Größe im Werte von 30—40 000 RM 10 Prozent angezahlt werden müssen, bleibt den Neubauern noch genügend Kapital zur Anschaffung von totem und lebendem Inventar, wobei ihnen die Siedlungsberater des Reichsnährstandes volle fünf Jahre als treue Helfer und uneigennützige Berater hilfreich zur Seite stehen; außerdem hat jeder Siedler das Recht, zwei Truppenpferde zum Tarifpreis (etwa 150 RM) zu erwerben, 3 freie Reisen zur Besichtigung der Siedlung, Anspruch auf Erstattung der Umzugskosten und eine Ausgleichszulage bis zur Uebernahme der Siedlung. Wer die väterliche Wirtschaft übernimmt oder in einen Bauernhof einheiratet, erhält eine Abfindung von 10 000 RM, und landwirtschaftliche Handwerker, die ihre Meisterprüfung an einer technischen Heeresfachschule bestanden haben, haben ebenfalls Anspruch auf die erhöhte Bauernabfindung, wenn sie gleichzeitig eine Bauernstelle von etwa 30 Morgen mit übernehmen. Eine Abfindung in Höhe von 8000 RM erhalten alle die Unteroffiziere, die einen landwirtschaftlichen Beruf, wie Verwalter, Gärtner, Hühnerfarmer u. a. ausüben wollen. So sorgt die Wehrmacht in vorbildlichster Weise für ihre ausscheidenden Unteroffiziere, die sich bäuerlichen Berufen widmen wollen und schafft jede nur erdenkbare Voraussetzung, daß sich die jungen Wehrmachtssiedler im Kampf um die Scholle auch zu behaupten vermögen.

Auf einem Rundgang durch Gärten, Felder und Wiesen des 40 Morgen großen Hofes und seine nach modernsten Erfahrungen erbauten Stallungen und Wirtschaftsgebäude sahen wir den Schülern der landwirtschaftlichen Heeresfachschulen bei der Verrichtung der verschiedensten Arbeiten zu und gewinnen in Gesprächen mit ihnen den Eindruck, daß ihnen die Umstellung vom Soldatenhandwerk zu ihrem früheren Beruf zwar zuerst einige Schwierigkeiten bereitet hat, daß sie aber jetzt mit der Lust und Liebe bei der Sache sind, die sie als wesentlichste Voraussetzungen zur Durchführung ihres in nationalpolitischer Hinsicht so bedeutungsvollen und begrüßenswerten Entschlusses benötigen. Unsere Bilder legen ein beredtes Zeugnis davon ab und werben am eindringlichsten für diese Einrichtung der deutschen Wehrmacht, die ihrem Charakter als für alle völkischen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten der Nation aufgeschlossenes Volksheer hohe Ehre macht.

Fotos (4) Hülsbusch

Maschinenkunde — im Zeichen der Landflucht besonders notwendig

Die Aufzucht der Ferkel verlangt Kenntnisse und Erfahrungen; beides vermittelt dem künftigen Wehrmachtssiedler die landw. Heeresfachschule

Sind Frauen klüger als Männer?

Die Wissenschaft antwortet auf eine Frage, die uns alle interessiert

Sind Frauen klüger als Männer? Diese Frage hat wohl jeder von uns schon einmal oder öfters diskutiert — meist ohne zu einem endgültigen Ergebnis zu kommen. Und doch wäre es sehr wertvoll, einmal zu wissen und sachlich festzustellen, wer nun eigentlich recht hat: der auf die angeblich vorhandene „natürliche Ueberlegenheit" des männlichen Geistes pochende Mann — oder die Frau, die diesen „Größenwahn" schließlich lächelnd gewähren läßt und doch von der dem Manne weit überlegenen „Schlangenklugheit" des Weibes in allen praktischen Lebenslagen überzeugt ist. Lassen wir einmal alle Voreingenommenheit, alle persönlichen Wünsche und Gemütseigungen beiseite und versuchen als kühne Forscher, die „reine Wahrheit" zu erfahren — fragen wir also die nüchterne Wissenschaft.

Je größer das Gehirn, desto größer der Geist?

Prüfen wir zunächst die rein physiologische Voraussetzung jeder Intelligenz: die Entwicklung, Beschaffenheit und Größe des Gehirns. Vielleicht läßt sich von dieser Seite der die natürliche Ueberlegenheit des einen oder anderen Geschlechts begründen? Die Wissenschaftler sagen uns, daß im Hinblick auf das Hirngewicht die Frau benachteiligt ist: nach neueren Berechnungen beträgt das Durchschnittsgewicht des Gehirns beim männlichen Europäer etwa 1350 Gramm, bei der europäischen Frauen etwa 1250 Gramm. Das ist also ein sozusagen naturgegebenes „Handicap" der Frau — aber wir wollen nicht vergessen, daß gerade nach den Ergebnissen der modernsten Forschung eine allgemein gültige Beziehung zwischen Gehirnmasse und Intelligenz nicht besteht. Weit wesentlicher als die Größe eines Gehirns ist seine innere Gliederung, vor allem die Zahl und Ausbildung der Gehirnwindungen. So ist es zu erklären, daß beispielsweise der große Dichter Byron ein sehr kleines Gehirn und eine auffallend niedrige Stirn hatte, das zweitgrößte bisher festgestellte menschliche Gehirn dagegen einem notorisch Schwachsinnigen gehörte! Also dürfen wir die 100 Gramm „Untergewicht" des weiblichen Gehirns nicht überschätzen.

Jetzt müssen wir uns an die Physiologen und Pädagogen mit der Frage wenden, wie sich die geistige Leistungsfähigkeit bei den Geschlechtern im einzelnen auswirkt. Frühere Zeiten hielten von den geistigen Kräften der Frau nicht allzuviel; man sah im Weibe nur den „Gegenpol" des Mannes und betonte in erster Linie die sozusagen unintellektuellen Werte der Frau: Schönheit, Tugend, Sorge für den Mann und die Kinder. So waren auch noch Kant, Schleiermacher und Humboldt — von dem verbissenen „Weiberfeind" Schopenhauer ganz zu schweigen — der Ansicht, daß die Frau in der verstandesmäßigen Beranlagung dem Mann weit unterlegen sei.

Es gibt „männliche" und „weibliche" Klugheit

Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat sich zweifellos das „geistige Gefängnis" der Frauen weit geöffnet, und aus den letzten vierzig Jahren liegt eine Fülle von Beobachtungen vor, wie sich die Frau bei rein geistigen Tätigkeiten — in Schule, Universität und Beruf — verhält. Psychologen und Pädagogen haben streng sachlich diese Ergebnisse gesichtet und ausgewertet. Was ist dabei herausgekommen? Zunächst ergaben Intelligenzprüfungen an Studentinnen und sonstwie geistig tätigen Frauen, daß die Aufnahmefähigkeit für geistige Werte und überhaupt ihre allgemeine Intelligenz jedenfalls heute der des Mannes durchaus gleichwertig ist. Die von interessierter Seite" (den Männern) so häufig vorgebrachte Behauptung einer „geistigen Minderwertigkeit" der Frau hat sich nicht aufrecht erhalten lassen, wie zahlreiche Untersuchungen immer wieder zeigten.

Besteht also kein Höhenunterschied der geistigen Qualitäten bei Mann und Frau, so ergeben sich allerdings sehr erhebliche Unterschiede in der Art der Begabung und der Richtung des geistigen Interesses. Offensichtlich gibt es eine wesenseigene männliche und eine wesenseigene weibliche Form der Klugheit — das gilt schon für die Art der Anlagen, für ihre Entwicklung und erst recht für die praktische Anwendung der Intelligenz im Leben.

Schulmädchen sind geschickter als Knaben

Es ist eine alte Erfahrungstatsache, daß sich die Mädchen in der Schule geistig zunächst wesentlich rascher als die Knaben zu entwickeln pflegen. Die Schülerinnen zeigen bessere Gedächtnisleistungen und fassen bedeutend rascher auf, sie sind viel aufmerksamer und fleißiger als ihre männlichen Altersgenossen. In unserem Klima sind die Schülerinnen etwa bis zum 15. Lebensjahr den gleichaltrigen Jungen geistig jedenfalls im Durchschnitt der Fälle zweifellos überlegen; von da ab ändert sich das Bild langsam zugunsten der Jungen, und nach dem 17. Jahre ist die geistige Leistungsfähigkeit der Schüler im allgemeinen etwas höher als die ihrer Mitschülerinnen. Das gilt selbstverständlich nicht für jeden Einzelfall, aber es sind Erfahrungen, die jeder Lehrer immer wieder macht.

Auf diesem Gebiet sind zahlreiche und mannigfache Untersuchungen angestellt worden. Das Ergebnis ist höchst aufschlußreich und deckt sich im Grunde mit den praktischen Erfahrungen hinsichtlich der geistigen Eigenart der beiden Geschlechter. Der Knabe bleibt ungefähr bis zum 17. Jahre geistig um etwa 2 Jahre hinter dem gleichaltrigen Mädchen zurück, pflegt es aber von da ab im Durchschnitt der Fälle in bestimmten geistigen Leistungen zu übertreffen. Vor allem ist die Fähigkeit zum kausalen (ursächlichen) Denken und Einordnen geistiger Tatbestände beim Mann besser als bei der Frau entwickelt, er denkt logischer, klarer und vor allem sachlicher, und er wird dabei weniger von Gefühlen beeinflußt. Er neigt zum prüfenden Abwägen und Auflösen, zum aufbauenden Denken. Persönliche Neigungen — wie Sympathie oder Antipathie dem Lehrer gegenüber — haben auf seine geistigen Interessen nur geringen Einfluß. Die Frau ist weniger „intellektuell" eingestellt, ihre Interessen sind vielseitiger, ihr geistiges Tempo rascher, aber weniger gründlich — als beim Mann. Gewisse geistige Gebiete — das gilt, wie die Psychologen festgestellt haben, beispielsweise für alle Raumvorstellungen, für geographische Zusammenhänge und ähnliches — fallen der Frau ausgesprochen schwer, dafür ist ihre Phantasie wesentlich schwungvoller und origineller als beim Mann. Die Gedächtnisleistungen pflegen bei den Schülerinnen der oberen Klassen und bei den Studentinnen besser als bei dem gleichaltrigen Männern zu sein. Die starke Gemütserregbarkeit der Frau spielt bei geistigen Dingen merkbar mit: die Schülerinnen arbeiten oft aus Ehrgeiz, Eitelkeit oder Verehrung für den Lehrer besonders eifrig, wie überhaupt persönliche Gefühlseinstellung der Frau auch bei scheinbar rein geistigen Arbeiten stets mitschwingt.

Was leistet die Frau in der Wissenschaft?

Es gab und gibt zahlreiche Frauen, die als Dichterinnen, Künstlerinnen, Herrscherinnen Großes, oft Ueberragendes vollbringen. Aber in den rein geistigen Berufen ist die Zahl der weiblichen Genies sehr klein. Immerhin spricht eine ziemlich hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß die in Einzelfällen auch bei Frauen auftretende geniale geistige Begabung in Zukunft sich stärker als in früheren Jahrhunderten auswirken wird, stehen ihr doch erst seit einem reichlichen Menschenalter die Wege zur wissenschaftlichen Betätigung offen. Daß auch auf dem Gebiete der reinen Wissenschaft die schöpferische, geniale Leistung der Frau an sich durchaus möglich ist, hat sich eindeutig feststellen lassen. Denken wir an Frau Curie, die Entdeckerin des Radiums, deren wissenschaftliches Genie sich auch auf ihre Tochter Irene Curie-Joliot vererbt hat; denken wir an die geniale Mathematikerin Sonja Kowalewsky (gest. 1891) oder an die erst vor wenigen Jahren verstorbene Margarethe von Wrangell, die erste Inhaberin einer weiblichen Professur an einer deutschen Hochschule, die auf dem Gebiete der Agrikulturchemie und damit für unsere Landwirtschaft Bahnbrechendes geleistet hat.

Das sind einige besonders in die Augen springende Sonderfälle einer genialen geistigen Begabung der Frau. Aber wir wollen nicht vergessen, zum Schluß noch ganz kurz auf die geschichtlich weit wichtigere Rolle hinzuweisen, die von klugen Frauen in der abendländischen Geistesgeschichte sozusagen mittelbar gespielt worden ist. Gewiß ist namentlich in früheren Jahrhunderten die Frau nur ganz vereinzelt mit eigen-schöpferischen geistigen Arbeiten hervorgetreten — aber einfach nicht wegzudenken ist ihre Leistung als Anregerin und Vermittlerin geistiger Taten auf allen Gebieten. Erinnern wir uns an die berühmten „Salons" im Frankreich des 18. Jahrhunderts, in denen sich die geistige Elite des Landes ein Stelldichein gab; denken wir auch an die bedeutenden Frauen der deutschen Romantik. Und vergessen wir schließlich den wesentlichen Punkt nicht: die Frau als Trägerin und Uebermittlerin geistiger Anlagen an die nächste Generation. Die Frau als Mutter und Erzieherin war von jeher an entscheidender Stelle mitverantwortlich für das kulturelle Leben eines Volkes — damit auch für jede geistige Begabung und Leistung, an der sie schon rein biologisch unter allen Umständen teilhat.

Dr. W. Sievert

Im Hochwassergebiet der Steiermark

Aus der Steiermark werden jetzt wieder folgenschwere Hochwasser gemeldet, die in den Ueberschwemmungsgebieten der Sulm, des Gamlitzbaches, aus dem unser Bild stammt, und der Kainach mehrere Ortschaften von der Umwelt abgeschnitten haben. Männer des Arbeitsdienstes und der Bewegung wurden zur Hilfeleistung und Bergung eingesetzt.

(Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Pünktlich um 8 Uhr morgens öffnete Mr. Richard George Wild Tag für Tag die eisernen Rolläden seines Geschäftes in der Stadt Twickenham in der englischen Grafschaft Surrey. Aber die Schaufenster des Ladens sind leer, und keinerlei Ware ist auf den Regalen zu sehen. Mr. Wild aber sitzt hinter dem blitzblanken Ladentisch, raucht seine Pfeife und verkauft — nichts. Es gibt in seinem Geschäft auch nicht das kleinste Warenpäckchen, das man käuflich erwerben könnte. Und doch kündigt ein großes Schild an „Kaufladen von Richard George Wild. Geschäftszeit von 8 bis 7 Uhr". Allen Kunden, die verwundert dieses seltsame Geschäft betreten, um sich nach seinem Zweck zu erkundigen, gibt Mr. Wild dieselbe Auskunft, er hat sich bisher noch nicht entschließen können, was er eigentlich verkaufen will. Vorläufig hält er den Laden nur offen, um weiterhin die Berechtigung zur Führung des Geschäfts zu behalten. Und demnächst wird er sich endgültig entscheiden, welche Art von Waren er an den Mann bringen will. Mal trägt er sich mit dem Gedanken, Stoffe zu verkaufen, dann wirft er sich auf Tabak, aber auch Reagenzschirme und Spazierstöcke wären ihm nicht unsympathisch. Es geht ihm wie dem berühmten Esel Buridans, der, weil er sich nicht entscheiden konnte, zwischen zwei vollen Krippen verhungerte. Wohl finden sich fast täglich Reisende der verschiedensten Handelsartikel bei Mr. Wild ein, aber über unverbindliche Vorbesprechungen ist man noch nicht hinausgekommen.

*

In einem englischen Seebad erschien dieser Tage ein Mann vor dem Bürgermeister und erzählte ihm, daß er geradewegs aus Frankreich herübergeschwommen käme. Er war natürlich — wie kann das bei der großen Anstrengung anders sein — sehr erschöpft. Zum Beweis zeigte er eine Bescheinigung einer französischen Küstenstadt, daß er zu einer gewissen Zeit dort abgeschwommen sei. Bei seiner Ankunft an der englischen Küste hatte der kühne Kanalüberquerer noch die Kraft gehabt, einer Frau, die am Strande mit ihren Kindern spielte, in die Arme zu sinken und nach Kognak zu rufen. Die Frau hatte ihm auch eine Bescheinigung gegeben, daß sie ihn aus dem Wasser hatte nehmen müssen. Das alles war noch ein Grund zum Feiern. Der Held wurde mit der Schönheitskönigin des Seebads fotografiert. Die Schöne erzählte ihm im Laufe des Banketts, daß sie furchtbar gern schwimme. Er erwiderte: „Ich habe nie geschwommen. Sie müssen es mir beibringen". Augenzeugen berichteten, daß daraufhin der „Kanalüberquerer" sehr schnell verschwunden gewesen sei.

*

Pierre Gerard, Lehrer an einer kleinen Dorfschule in den französischen Pyrenäen, gehörte zu jenen Leuten, die in der Handschrift des Menschen einen Spiegel des menschlichen Charakters sehen. Und da er in seinem weltentlegenen Winkel des Alleinseins müde war, gab er in einer Lehrerzeitung eine Heiratsanzeige auf, in der er um handgeschriebene Bewerbungen bat. Sieben Antworten trafen ein von jungen Mädchen, die bereit waren, einen einsamen Dorfschullehrer zu ehelichen. Pierre gefiel am besten der Brief eines Fräuleins aus Tours, die nicht nur einen ausgezeichneten Stil schrieb, sondern nach allen Gesetzen der Graphologie eine ideale Partnerin zu sein schien. Ihre schöne saubere Handschrift deutete auf Sparsamkeit, Ordnungsliebe, Intelligenz, Häuslichkeit und Gradlinigkeit hin. Es entwickelte sich eine lebhafte Korrespondenz, und schließlich begab sich der junge Lehrer nach Tours und hielt persönlich um die Hand von Fräulein Georgette an. Aber ach — die Graphologie schien gelogen zu haben. Georgette entsprach ganz und gar nicht dem Charakterbild ihrer Schrift, sie war unordentlich und vergnügungssüchtig, verschwenderisch und unaufrichtig und zeigte nicht das mindeste Interesse für den Beruf ihres Mannes. Eines Tages geriet Pierre ein an seine Frau gerichteter Brief in die Hände. Es fiel ihm auf, daß das just die Handschrift war, auf Grund deren er sich zur Ehe entschlossen hatte. Nun erst kam er auf den Gedanken, von Georgette eine Schriftprobe zu fordern. Statt dessen legte sie weinend das Geständnis ab, daß die Briefe, die sie Pierre vor der Ehe sandte, von ihrer verheirateten Schwester, einer ehemaligen Schullehrerin, verfaßt und geschrieben waren, da ihr eigene Handschrift sehr schlecht sei. „Also hat die Graphologie doch nicht gelogen!" rief Pierre triumphierend aus, und freute sich, daß er wenigstens seine graphologischen Ansichten nicht zu begraben brauchte.

*

In einem der großen Pariser Warenhäuser ist man jetzt einem ungetreuen Nachtwächter auf die Spur gekommen, der seit etwa 30 Jahren seine Firma bestohlen hat, ohne daß man je den geringsten Verdacht geschöpft hätte. Seit einigen Tagen hatte jedoch die Direktion des Warenhauses eine Uebersetzung der Verkaufsgegenstände angeordnet, wobei es auffiel, daß der Nachtwächter verdächtige Paketchen mitnahm. Als man der Sache nachging, mußte man feststellen, daß Cyrill Gunnoux, der 65 Jahre alt ist und seit 40 Jahren im Dienste der Firma steht, diese seit 30 Jahren systematisch bestohlen hatte. Er hat seine Diebestaten nicht etwa zu Geld gemacht, sondern sie in einer bescheidenen Wohnung aufgestapelt. Eine besondere Vorliebe hat er wohl für Schuhe, Schirme und Spazierstöcke, in seiner Schlafkammer fand man allein 400 Paar Schuhe. Von seiner Beute hat er höchstens einmal einer betrunkenen jungen Dame ein Fläschchen Parfüm verehrt. Ja, Sachen machen die Leute, Sachen . . .

Xaver Xanten.

Das Liebeslied vom Gardasee

(Copyright by Prometheus-Verlag)

Roman von Hans von Hülsen

Am Nachmittag sitzen sich die beiden Männer gegenüber. In den Schläfen siedet das Blut. Die Hände verkrampfen sich auf dem Degenknauf.

Sie wollen zurücktreten, Kapitän?" fragt Monfalconi ganz ruhig. „Das hätte ich nicht von Ihnen erwartet. Gerade von Ihnen nicht. Was Ihnen die Komtesse anvertraut hat, ist richtig — bedauerlicherweise. Sie hätte mit diesen Geständnissen vielleicht warten können, aber daß sie es nicht getan hat, ändert nichts daran. Ich habe lange überlegt, was ich tun könnte, um die Situation zum Guten zu wenden, in die ihr Leichtsinn sie gebracht hat. Als ich Sie jetzt wiedersah, nach so langen Jahren plötzlich wiedersah, schoß es mir durch den Kopf, daß Sie — gerade Sie — vielleicht bestimmt sein könnten, mir dabei zu helfen. Verstehen Sie, warum ich sage: gerade Sie? Denken Sie an Wien, an Ihre dortigen Erlebnisse. Ihre Erlebnisse mit einer — nun, einer Ausländerin, die Erinnerung daran kann Ihnen unmöglich ausschließlich angenehm sein, nicht wahr?"

Monfalconis Augen sind ganz überfüllt mit Hochmut. Ein hartes, verbissenes Schweigen, Blicke, die sich wie Degen kreuzen.

„Graf!" Ein Schrei, aus der Tiefe der Brust — zwei geballte Fäuste in der Luft — tausend tanzende Sterne vor den Augen.

Wie von fern eine eisigkalte Stimme:

„Sie verstehen, Kapitän, daß ich mit meinem Wunsche, eine Situation zu entwirren, die sonst unzweifelhaft zum Skandal werden muß, nur einem Menschen kommen kann, den ich —".

Stille. Fällt sie nicht schwer, wie ein Nichtwort, nieder?

„Ich sollte meinen, Herr Graf, daß Sie — daß Sie dazu den Menschen in der Hand haben müssen!"

„Gut. Nennen Sie es so. Ich sehe daraus, daß der Dienst in Afrika Ihr Gewissen nicht abgestumpft hat. Verstehen Sie meine Lage, ich muß rasch handeln, die Umstände erheischen das leider. Es ist notwendig, daß die Komtesse an einen Ort kommt, wo sich alles vollziehen kann, ohne Aufsehen zu erregen. Ich werde sorgen, daß man Sie zum Major befördert, unter Versetzung in die entfernteste Garnison Libyens. Am Tage der Eheschließung werde ich Ihnen den Akt Teresa Seleseanu, den bis heute niemand außer mir kennt, aushändigen. Dann ist die für Sie so peinliche und — gefährliche Angelegenheit auf immer erledigt. Es wird dann eine konventionelle Ehe mehr geben, weiter nichts. Wenn ich sterbe, wird die Komtesse ihr Pflichtteil erhalten, bis dahin hat sie auf eine Unterstützung nicht zu rechnen. Sobald einmal Gras über die Geschichte gewachsen ist, also frühestens in zehn Jahren, steht Ihrer Versetzung in die Heimat nichts im Wege. Daß Sie auf verwandtschaftliche Beziehungen zu meinem Hause Wert legen könnten, wage ich nach dieser Unterredung nicht anzunehmen. Was sagen Sie?"

Ein Schweigen, endlos. Fäuste, die sich hart in Augenhöhlen pressen. Ein Herz, das in Sekundenschnelle alle Marterstationen der Verzweiflung durchläuft.

„Sie können es bis morgen bedenken, Herr Hauptmann Tudesco", tönt die Stimme wieder: „Wenn Sie sich in meinem Sinn entscheiden, so wird die Hochzeit in vierzehn Tagen stattfinden. Wenn aber nicht —"

Die Nacht! Diese Nacht im Hotel am Bahnhof! In der Gefängniszelle des engen Hotelzimmers! Die ewige Frage: Wird es schrecklichen Lärm machen? Wird das ganze Hotel zusammenlaufen? Werden die Frauen schreien und in Ohnmacht fallen, wenn der Schuß kracht? Und dann das Knacken des Hahnes, und die Eisesklüfte an der Schläfe. Und dann der bleierne, abgrundtiefe Schlaf.

Der Oberst Tudesco liegt in seinem Bett, die Augen auf die Decke gerichtet, als müßte von dort der Raubvogel niederstoßen.

Die Frau kommt herein, die Frau, mit der er damals in Villa Severini an der Frühstückstafel gelessen, Grazia Monfalconi; schwarz kommt sie durch den Raum, ein Schatten, rückt ihm die Kissen zurecht, fragt, ob er seine Medizin genommen habe, streicht ihm mit kühler Hand freundlich über die fiebrige Stirn und geht hinaus.

Er muß denken — denken.

Die Ziviltrauung auf dem Kapitol, die kirchliche Trauung in Arc Coeli — wie zum Hohn spricht der Priester seinen Segen. Am gleichen Tage nach Syrakus, am nächsten Mittag auf dem Dampfer nach Tripolis. Dort eine Wohnung gemietet, in aller Hast, drei Zimmer. Bedienung gesucht, mit einem Arzt gesprochen. Dort blieb Grazia, seine ihm eben anvertraute Frau.

Blieb schweigend, duldete alles schweigend, auch das Letzte und Schwerste und Beglückendste, während er selber in seine Garnison zurückreiste und vom Kommandeur die Versetzung nach Birtobras erbat.

Und dann, dann hat er die Frau nicht mehr gesehen, die Frau, die seinen Namen trug, sah sie nicht, bis der Krieg mit Oesterreich ausbrach und alle Kabinettsräte über den Haufen rannte und den Major Tudesco an die Nordfront schickte.

Als er die Marschorder bekam — er erinnert sich genau — hatte er wieder das Gefühl eines eisigkalten Revolverlaufes an der Schläfe: und diesmal würde kein abgrundtiefer Schlaf ihm gestatten, seine zu sein! Diesmal würde es krachen, und kein Hotel würde zusammenlaufen, weil es ringsum tausendfältig krachen würde! Schließlich war ein ehrlicher Soldatentod vor dem Feind besser als ein Selbstmord im Hotel.

Der Major Tudesco zog mit Begeisterung in den Krieg.

Auf der Durchreise in Tripolis sah er eine qualvolle Stunde lang die Frau und ihr Kind. Er kämpfte eine Mißbrunst in seinem Herzen nieder, als er das kleine, unschuldige Wesen anschaute, das nicht wußte, welche Verwirrung sein bloßes Dasein über zwei Menschen gebracht. Und dann fuhr er auf Transportdampfern und Militärzügen, die vom Singen der Soldaten klangen, nordwärts.

Vom Vater hatte er, zwei Jahre zuvor, das gelbe Haus in den Kastanienwäldern von San Bartolomeo geerbt. Es war verwaltet worden, bis der Krüppel seinen Einzug halten konnte.

Denn am Isonzo, der, rot von Blut, seine Flut zum Meer wälzte, schlug ihn das Schicksal. Es schlug ihn genau an der Lebensader vorbei. Der ersehnte Tod ging durch den Stacheldrahtverhau in den Nachbargraben. Ein Krüppel wurde mit zwei zerschossenen Beinen ins Lazarett geschafft, wo närrische Aerzte ihre ganze Kunst daran setzten, daß ein Krüppel nach Monaten das Lazarett verlassen — und fortan auf Krücken, unendlich langsam, um das Bassin mit den Goldfischen herumhumpeln konnte.

Die Frau und das Kind wurden nach San Bartolomeo gerufen. Es bedurfte dazu einer Erlaubnis Seiner Exzellenz, des Gesandten Grafen Monfalconi, damals in Tokio, die „angesichts der besonderen Umstände und der an der Front bewiesenen Bravour", telegraphisch erteilt wurde. Und fortan lebten hier die drei, die der Schicksalsmund, von uralter Schuld angeblasen, zusammengeweht hatte, und die sich fremder waren als Tiere, wenn sie in einer Höhle vor dem Unwetter Zuflucht suchen: der Krüppel — die schöne Grazia Monfalconi — und ihr schönes Kind, dessen Vater ihre Lippen niemals nannten.

Die Zeit tat ihr Werk; wie über die Massengräber am Isonzo langsam die Grasnarbe sich zog, wurde aus Fremdheit Freundlichkeit, aus Haß Geduld. Das Menschenherz tat sein ewiges Werk: angesichts der Brettbastigkeit des Mannes erwachte Mitleid und ward zur großen Aufgabe. Keine Pflegerin hätte den zum Krüppel geschossenen und dafür mit dem Charakterbesten ausgezeichneten Major Tudesco so pflegen können wie die fremde Frau; keine Hand hätte ihn so liebevoll streicheln können, wie die Hand des Kindes, dem nicht bewußt war, daß sein wahrer Vater irgendwo in der Welt lebte — wenn er noch lebte.

Zwei Tage nach Weihnachten schickte Grazia Tudesco ein Telegramm nach Wien.

Zweiunddreißig Stunden später trat Renata in die Halle, von deren Fenstern die Läden genommen waren, und die im kalten Schneelicht des späten Dezembertages lalag.

Ihre Mutter nahm sie bei der Hand und führte sie nach oben. Fenster und Spiegel waren verhängt. Eisesklte stand im Zimmer.

Aber als Renata am Bett des nachsoeben stummen Vaters niedersinken wollte, fühlte sie sich von einer herrischen Hand emporgerissen.

„Er ist tot", hörte sie der Mutter Stimme dicht an ihrem Ohr, und sie erschauerte bis ins innerste Mark, denn in dieser Stimme schwang ein unendlicher Jubel:

„Komm, komm, daß ich dir die Wahrheit sage!"

Sant Ambrogio, nicht zum letzten Male

Renata war nicht allein gereist. Ottenrieth hatte sie begleitet.

Ganz rasch hatte er sich dazu entschlossen, von einer plötzlichen Sehnsucht nach dem See warm überrieselt, an dessen Ufer seine Seele seit langem heimisch war. Er hatte Stapel von Notenblättern, sorgfältig verschnürt, in den Koffer getan und war mit Renata gefahren. Doch in Verona hatte er sich von ihr getrennt, hatte ein Auto gemietet und sich über Garda nach Sant Ambrogio fahren lassen.

An letzten Abend des Jahres sah er wieder in dem weiß getünchten Zimmer des alten Pfarrhauses und lauschte Franz Bartolds Phantasien auf dem Harmonium.

Bartold nahm ihn herzlich auf. Der Groll, mit dem er vor Monaten gewünscht, Ottenrieth möge nie, nie wieder kommen, war in seiner starken, leidgewohnten Seele längst gebändigt. Die Beichte vor des alten Priesters Ohr hatte ihm die Ruhe wiedergegeben; er hatte gelernt, mit den Geistern zu leben, die dieser Kömmling aus der anderen Welt in ihm wachgerufen, und fast heiterig fragte er ihn jetzt nach Deutschland und den Zuständen im alten Vaterland aus.

Ottenrieth hätte selber nicht zu sagen vermocht, warum er sich hier so zu Hause fühlte: im Gasthof „Tre spade", in der Pfarrei und in dem kleinen Kirchlein. Mit einem Male war, da er nun wieder hier die milde Seeluft atmen und in der warmen Wintersonne am Ufer entlangegehen und bei dem blinden Musiker sitzen und sein Spiel hören durfte, das ganze Wien mit seinem Betrieb versunken.

Manchmal träumte er davon, mit Renata hier an diesem weltfernen Ufer zu leben und nach den Dingen von drüben, nach Theater, Premieren, Erfolgen, Agenten, Kritiken nicht mehr zu fragen. Ach, aber das war ein Traum, und vielleicht gar einer, den er ganz allein träumte?

Er hatte nie ein Wort der Liebe zu Renata gesagt, wiewohl sie durch alles, was er sprach und tat, seine Liebe fühlen mußte; er war ihr ein aufmerksamer Freund und zu Zeiten auch ein Führer in ihren Berufsdingen gewesen; aber viel, viel hätte er darum gegeben, zu wissen, wie sie eine Frage nach mehr als Freundschaft wohl aufnehmen würde! — Das hatte seine Gedanken beschäftigt, als sie tagsüber nebeneinander im Polsterabteil durch das verschneite Steiermark und Kärnten rollten und durch die schneelose Landschaft Venetiens — und das beschäftigte ihn doppelt stark, seit er nun hier wieder allein saß, an diesem Ufer, an dem er sie zuerst gesehen und vor dessen lieblichem Hintergrund sein inneres Auge sie immer sah.

Vor Bartold und dem alten Pfarrer hielt er immer noch den Anschein aufrecht — obwohl er ihm im Grunde nur lästig war —, als wäre er ein musikliebender Industrieller, nichts mehr. Doch ging er diesmal so weit, daß er Majelli um die Erlaubnis bat, einmal selber auf der Orgel ein wenig spielen zu dürfen — ganz für sich allein. Er schloß die Kirchentür sorgfältig hinter sich zu, daß niemand ihm lausche, außer dem halbwüchsigen Burschen, der die Balgen trat, und spielte den Orgelbart seines Werkes durch. Wie anders das klang, als daheim auf dem Harmonium! Er bekam wieder Lust und Mut, die Arbeit zu beenden, und widmete ihr in seinem Wirtshauszimmer jeden Morgen ein paar Stunden.

Am dritten Tage seines Aufenthalts hatte er eine kurze Nachricht von Renata erhalten. Sie teilte ihm den Tod des Obersten mit, sagte, nun sei natürlich, wann sie zurückreisen werde, nicht abzusehen, und bat ihn, nicht auf sie zu warten; denn sie hatten verabredet, daß er genau so lange am Gardasee bleiben würde, wie sie daheim in San Bartolomeo und daß sie sich zur Rückreise wieder in Verona treffen wollten.

Er schrieb zur Antwort: nichts dränge ihn zur Abreise, er werde bleiben, so lange sie bleibe, und bäte um Nachricht, wann sie Verona passiere. Zu dem Trauerfall sprach er ihr in knappen Worten sein Beileid aus — eine Scheu hinderte ihn, mehr zu sagen, denn Renatas inneres Verhältnis zum Vater war ihm niemals völlig deutlich geworden.

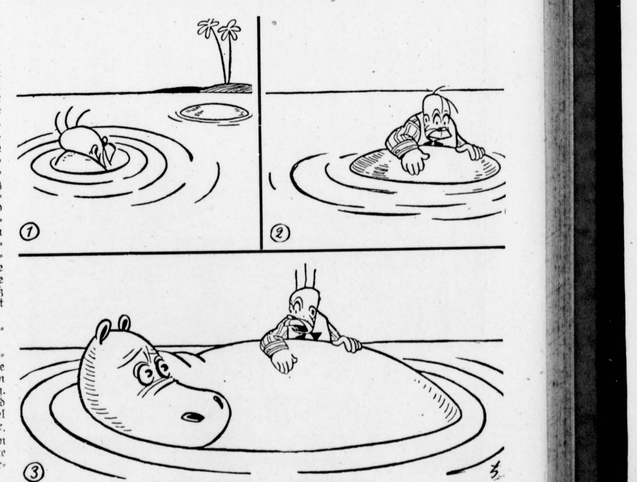
Auf diesen Brief erfolgte eine Woche lang keine weitere Nachricht.

Der Januar rückte vor. Ottenrieth hätte nach Warschau fahren müssen, wo man „Diana" zum ersten Male gab, sein Vertreter bestürmte ihn telegraphisch, aber er dachte nicht daran: er fürchtete sich vor der langen, einsamen Reise, ja, mehr als das, er hatte eine beinahe abergläubische Furcht, gerade jetzt eine so große Entfernung zwischen sich und die Geliebte zu legen.

Konnte es nicht sein, daß unter diesen veränderten Umständen Renata überhaupt nicht nach Wien zurückkehrte? Und auf jeden Fall war sie jetzt die alleinige Herrin ihrer Entschlüsse? Mußte sie nicht auf die Mutter Rücksicht nehmen? Es schien ihm unfaßbar, so weit von ihr fortzugehen.

Endlich brachte der alte Postbote einen Brief — kein Trauerumschlag — mit ihrer wohlbekannten Handschrift. Er erkannt, als er den Poststempel „Torbole" sah. Sie sei, schrieb Renata, mit der Mutter in Torbole, das diese ja vor allen anderen Orten immer besonders geliebt habe. Die eisige Ritterburg San Bartholomeo sei zugeschlossen. Ob er Lust habe, einmal hinüberzukommen? Sie wohnten in der „Casa Rosta", wie gewöhnlich.

Ottenrieth fühlte sein Herz schneller schlagen. Merkwürdig, merkwürdig, wie hier



Eine gefährliche Täuschung

plötzlich ein Kreis sich rundete! Wie der Weg seiner Liebe ganz von selbst zum Ausgangspunkt zurückfand! Fast geheimnisvoll war das!

Am gleichen Tage trug ein Segelboot, da Automobile in dem kleinen Ort um diese Jahreszeit nicht aufzutreiben waren, ihn und seine Koffer bei sanftem, lustigem Südwind nordwärts und setzte ihn nachmittags am Hafenkai von Torbole ab. Der Schiffer übernahm es, sein Gepäck die paar Schritte nach der „Casa Rossa" zu befördern.

Baron Leutstetten machte runde Augen, als Ottenrieth plötzlich vor ihm stand, und zwinkerte ihm vertraulich zu:

„Nanu, Herr Direktor? Ich hätte mir's freilich denken können, denn das Fräulein Rührmichnichtan ist mit ihrer Mama gekommen. Der Colonello ist mit dem Tode abgegangen. Friede seiner Asche; der Kinderfarg wird nicht schwer gewesen sein! Wünschen Sie wieder als Industriekapitän, wie?"

Das allzu vertrauliche Geschwätz ging Ottenrieth auf die Nerven. Er bat um ein Zimmer und erhielt das gleiche, das er im Sommer bewohnt; Auswahl war überreichlich vorhanden, denn es kam kein Mensch im Winter nach Torbole, vollkommen unverständlich, was? Bei diesem prächtigen Klima, in dem das Thermometer kaum jemals unter Null sank! Es war ein Jammer, daß die ganze Herrlichkeit monatelang ungenutzt blieb, zumal ja die Steuern weiterliefen.

Ottenrieth war froh, endlich allein zu sein. Das Redebedürfnis Leutstettens, das in der Saison viele geduldige Objekte fand, suchte sich jetzt ganz allein auf ihn zu konzentrieren. Er packte alles aus, wie wenn er sich für langes Bleiben einrichtete, und schickte das Zimmermädchen mit einer Zeile an Renata, die fragte, ob seine Aufwartung den Damen angenehm sei? Die Antwort kam sogleich: Renata hat ihn, um sechs Uhr mit der Mutter und ihr in der Halle zusammenzutreffen; sie hätten leider keinen Salon.

Ottenrieth erbob sich unruhigen Herzens aus dem Chippendalesessel am Fenster, als er die geliebte Stimme auf der Treppe hörte. In der Halle war das dämmerige Licht des sinkenden Tages, es war noch zu früh, die Lampen einzuschalten.

Er ging den beiden Frauen entgegen, die wohl dunkel gekleidet waren, doch keine ausgesprochenen Zeichen der Trauer trugen, verneigte sich vor der Oberstin und schüttelte Renata kameradschaftlich die Hand. Er wollte etwas von Beileid und Anteilnahme sagen, aber Grazia Tudesco fiel ihm sofort ins Wort, indem sie ihr Bedauern aussprach, daß die Krankheit des Obersten sie im August verhindert habe, seine Bekanntschaft zu machen.

Man setzte sich vor den Marmorkamin, in dem ein kleines Feuer mehr schwelte als brannte, und die Unterhaltung wurde rasch lebhaft. Zu Ottenrieths Erstaunen sprach die Oberstin vollkommen deutsch, wenn auch mit einem Akzent, der sich bei Renata schon wieder stark abgeschliffen hatte. Sie fand ein höfliches Wort des Dankes für die Mühe, die er sich mache, indem er ihre Tochter bei ihren Gesangsübungen begleite. Ottenrieth wehrte lebhaft ab, und sie erzählte, daß sie als junges Mädchen sich mit Gesangsstudien beschäftigt habe, und zwar in Wien sowohl als auch später in Rom, leider sei das alles mit ihrer Ehe zu Ende gewesen, setzte sie hinzu; und für einen Augenblick huschte eine große Bitterkeit um ihren immer noch schönen Mund.

Zum ersten Male hatte Ottenrieth Gelegenheit, Mutter und Tochter längere Zeit dicht nebeneinander zu sehen und ihre Gesichter zu vergleichen. Seltsam, wie anders, bei aller anderen sonstigen äußeren Aehnlichkeit ,Renatas Auge blickte als das der Mutter. Es war eine dunkle Grübelei darin, die ganz unitalienisch, die geradezu nordisch wirkte; er hatte das schon im Sommer einmal bemerkt, doch so deutlich wie heute war es ihm nie geworden. Das Auge der Oberstin war groß und schön und von schwermütigem Glanz; aber in Renatas Blick stand ein Fragen und Forschen und Suchen wie in dem Blick eines ängsten Tieres.

Um das Gespräch in dauernder Fahrt zu halten, benutzte Ottenrieth ein Wort aus Renatas Brief als Ruder. Die Signora sei, sagte er, eine besondere Freundin dieses kleinen reizenden Ortes? Er entsinne sich, daß Baron Leutstetten ihm im Sommer einmal eine diesbezügliche Bemerkung gemacht habe.

Grazia Tudesco nickte gedankenvoll mit dem Kopf: Ja, das dürfe sie wohl sagen, daß sie Torbole liebe. Mit Ausnahme der Kriegsjahre sei sie alljährlich hier gewesen. 1914 zum ersten Male — und von 1920 ab jedes Jahr. Und sie gehe sogar — fügte sie ein wenig zögernd hinzu — mit dem Gedanken um, ganz hierher zu übersiedeln und das unwirtliche Haus hoch oben im Avenzin zu verkaufen, jetzt, da sie frei geworden sei.

Ottenrieth schrak zusammen, der Ton, in dem sie das Wort „frei" gesprochen, erschreckte ihn, so leidenschaftlich klang es. Er blickte rasch auf Renata, er hoffte in ihrem Gesicht eine Erklärung zu lesen, aber sie saß unbewegt da und schaute in die Glut des Kamins.

Plötzlich fiel ihm auf, daß etwas Fremdes in ihren Zügen war, eine Spur von überstandener Erschütterung, eine Leidensspur, etwas, das er früher nie bemerkt. War es das schwere Erlebnis, das hinter ihr lag, der Verlust des Vaters? Ueber sein Herz ging eine Ahnung, daß es mehr war als dies.

Die Scheite sanken zusammen. Es war dunkel in der Halle geworden. Die Oberstin verabschiedete sich.

Da zur Zeit keine anderen Gäste in der „Casa Rossa" waren, ergab es sich von selbst, daß für die drei am gleichen Tisch gedeckt wurde, und so blieb es während der ganzen Zeit.

Vormittags hielt sich die Oberstin in ihrem Zimmer, während Renata hinunterging und mit Ottenrieth in der warmen Sonne den Lungolago entlang wanderte. Dann sprachen sie über Dinge, die ihnen gemeinsam waren, er entwickelte ihr den Plan, der er in Sant Ambrogio gefaßt, seine Fuge für großes Orchester zu setzen, und sie stimmte ihm mit guten und klaren Begründungen zu.

Einmal gingen sie nach Riva hinüber, wo er sich Notenpapier kaufte, und — fortan gehörte jede einsame Stunde des Tages der Arbeit.

Die Oberstin hatte durch Renata von seinem Werk erfahren; sie bat ihn einmal, etwas davon mitzuteilen, und so spielte er beiden am Flügel in der Halle ein paar Sätze vor.

Grazia Tudesco saß am Fenster und schaute hinaus in den Garten und auf den See, und von Zeit zu Zeit drängte sie einen Seufzer zurück und schloß die Augen. Sie ahnte, wovon er spielte; sie schaute auf das Kind, das neben ihm saß und die Noten umwandte, und in ihrem Herzen war Erinnerung, Verwirrung und Angst.

Am Abend, vor dem Schlafengehen, nahm sie Renata in die Arme.

„Kind, du weißt mein Schicksal, ich habe Angst, Angst um dich. Am liebsten ließe ich dich nicht mehr von mir. Er soll allein nach Wien reisen!" rief sie plötzlich in einem envorzeigenden Gefühl.

Aber Renata schüttelte nur den Kopf.

„Keine Angst, liebste Mutter! Man schwimmt nicht zweimal durch die gleiche Welle. Und daß ich die Wahrheit weiß, das ist mein stärkster Schild. Du hast ihn mir gegeben, ich danke dir."

Und sie fiel ihrer Mutter um den Hals und küßte sie.

VI.

„Fritz, du bleibst ein Esel!"

Renata saß bei Ottenrieth. Er erläuterte ihr gerade die Verwendung eines bestimmten Motivs im dritten Satz seiner Fuge, als die alte Hausbälterin hereinkam und ihm eine Karte übergab: „Fritz Armbruster, Prokurist der Konzertdirektion Armbruster, Wien I, Wolzeile Nr. 37."

„Nanu?" sagte Ottenrieth, und als er sie Renata hinhielt, sagte sie ebenso: „Nanu?"

Was hatte dieser Besuch zu bedeuten? Ottenrieth sah Renata zweifelnd an.

„Wenn es Ihnen unangenehm ist, kann ich ihn wegschicken."

Aber sie schüttelte nur den Kopf, warum sollte es ihr unangenehm sein?

„Nein, nein."

„Nanu?" sagte auch Fritz Armbruster, als er in das Studierzimmer trat und Renata im Sessel neben dem Flügel erblickte, aber er sagte es nur innwendig und zwang sich sofort zu einer höflichen und geschäftlichverbindlichen Miene. „Frau Armbruster" würde ihm schon heimleuchten, wenn er sich jetzt durch irgend etwas auf dem von ihr kategorisch befohlenen Wege verwirren und beirren ließe! Er begrüßte Ottenrieth, gab auch Renata die Hand, aber sie sah zugleich, wie er den Blick unruhig im Zimmer umherwandern ließ.

„Ich störe?" fragte er und konnte nicht verhindern, daß in seinem Ton etwas Lauerndes oder Hämisches lag.

„Durchaus nicht", Ottenrieth klappte den Deckel zu, „Fräulein Tudesco und ich haben ein wenig musiziert. Bitte, wollen wir uns nicht setzen? Hier sind Zigaretten."

Man fühlt sich sicherer, wenn man raucht, dachte der Besucher, und fischte sich eine aus der Dose.

„Und was verschafft mir das Vergnügen?"

„In diesem Fall weiß ich mehr als Sie", sagte Renata schnell. „Ich ahne es wenigstens. Und ich glaube, ich stehe in einem gewissen Zusammenhange mit diesem Besuch." Sie sagte das alles, weil sie kein reines Gewissen hatte.

Ottenrieth sah sie überrascht an.

„Fräulein Tudesco hat vollkommen recht", fing Fritz Armbruster an. „Sie steht in der Tat in einem gewissen Zusammenhang, denn ihr verdankt Frau Armbruster die Kenntnis, daß Sie an einem neuen Werk arbeiten."

„Womit ich doch hoffentlich keine Indiskretion begangen habe?" warf Renata ein.

Ottenrieth lachte.

„Aber um Gottes willen, ich habe doch keine Geheimnisse. Sie können es ruhig erzählen, wenn Sie wollen, ja also, Sie sind richtig orientiert, ich arbeite an einem neuen Werk."

Ob er sich wohl vorstellt, wenn er sie mit „Sie" anredet? schoß es Armbruster durch den Kopf, oder ob sie tatsächlich noch nicht so weit sind? Er sagte:

„Ich danke sehr. Und an keinem Büßenwerk diesmal?"

„Nein, diesmal nicht. Diesmal habe ich mir etwas anderes vorgenommen."

„Und darf man fragen, Herr Ottenrieth, um was es sich handelt?"

„Aber natürlich. Ich hatte ohnehin die Absicht, da die Arbeit jetzt abgeschlossen ist, eine Notiz in die Presse zu geben."

„Da komme ich also gerade zur rechten Zeit!" rief Armbruster scheinbar erfreut. In seinem Herzen dachte er, wie sehr er sich von der Tante zu diesem Besuch hatte drängen lassen, wie er ihren Wünschen immer wieder mit einer neuen Volte ausgewichen war, wie er ihr täglich von neuem gelogt habe, daß es doch keinen Sinn habe, sich mit einem solchen Pfuscher und Macher, Operettenfatzken und Musikfabrikanten einzulassen, wie der Ruf ihres Unternehmens darunter leiden müßte. „Also, Sie machen mich doppelt neugierig, indem Sie mir verheißen, daß meine Neugier ohnehin in diesen Tagen befriedigt worden wäre."

„Es ist ein Orchesterwerk, Herr Armbruster. Eine sinfonische Dichtung in Form einer Fuge, für Orgel und großes Orchester." Ottenrieth sagte es langsam, jedes Wort wägend und betonend, ihm war, als krenne er sich mit jedem Wort von einem ihm seit langem lieben Geheimnis, das bisher nur zwei Menschen geteilt hatten: er und die Geliebte.

„Aha! Sehr interessant! Sehr interessant! Das wird natürlich sehr überraschen, ich stelle mir schon das Aufsehen vor, das eine Notiz darüber machen wird!"

„Warum eigentlich, Herr Armbruster?" fragte Ottenrieth. „Sie wissen — oder vielleicht wissen Sie es auch nicht —, daß ich ja ursprünglich von der Konzertmusik ausgegangen bin, es gibt eine Anzahl von Klavier- und Violinkonzerten von mir, um die sich leider niemand gekümmert hat, auch in den Korrelpondenzmappen der Firma Armbruster haben sie, wenn ich mich recht erinnere, ihre Spuren in Gestalt von Ablehnungen hinterlassen. Aber das war wohl vor Ihrer Zeit."

„Das muß ganz bestimmt vor meiner Zeit gewesen sein! Andernfalls —"

„Andernfalls hätten sich die Ablehnungen natürlich in lauter Annahmen verwandelt", lachte Ottenrieth. „Sie sind sehr freundlich, Herr Armbruster, und ich glaube Ihnen aufs Wort."

„Das können Sie getrost tun", mischte sich Renata ins Gespräch. Sie spürte das Bedürfnis, Fritz ein wenig zu Hilfe zu kommen, da er ihr immerfort leid tat. „Mein alter Freund Armbruster hat eine außerordentlich gute Nase, man kann seinem Urteil ruhig vertrauen. Ich glaube, Frau Armbruster unternimmt nichts, was er nicht unter dem Gesichtswinkel der Qualität gebilligt hat."

Ahnungsloser Engel, dachte Armbruster, aber er begriff natürlich, daß sie ihm helfen wollte, und das war ja sehr nett von ihr.

„Und da sind Sie nun, sozusagen, zu Ihrer alten Liebe zurückgekehrt?" fragte er.

„So ist es. Nachdem ich mich durch gewinnbringende Beschäftigung — drückt sich der Steuerzettel nicht so aus? — auf anderem Gebiet dazu in den Stand gesetzt habe. Wir wollen nun sehen, ob sich es diesmal erzwingen läßt."

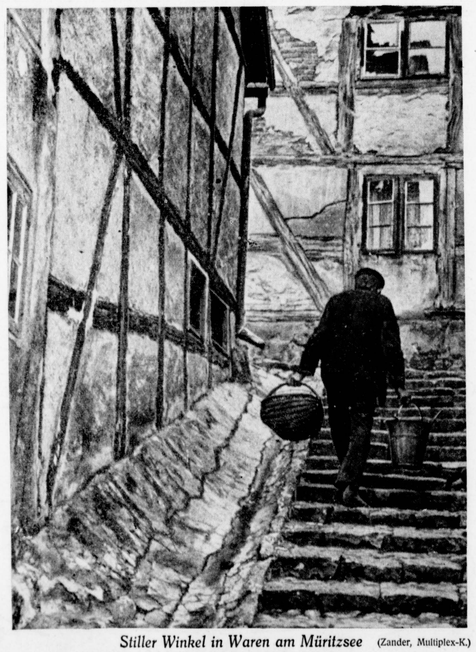
„Woran ich nicht zweifle. Es ist ein großes Werk?"

„Ein abendfüllendes Werk", erwiderte Ottenrieth, „dessen Aufführung, wie ich glaube, erhebliche Anforderungen stellt, sowohl an die Ausführenden als auch an die Hörer. Ich habe es den Leuten", fügte er lächelnd hinzu, „nun zweimal so leicht gemacht, daß ich es ihnen beim dritten Male vielleicht etwas schwerer machen darf!"

„Das interessiert mich alles ganz ungemein, Herr Ottenrieth." Fritz Armbruster wurde wider Willen ganz lebhaft, Renata sah es mit Vergnügen. „Ich bin Ihnen direkt dankbar für die Mitteilungen, die Sie mir so freimütig machen, um so mehr, als ich offenbar der erste bin, wenigstens der erste Mann", setzte er rasch hinzu, und für eine Sekunde verdunkelte sich sein Blick, „der davon etwas erfährt. Darf man neugierig sein und nach dem Titel fragen?"

Statt einer Antwort nahm Ottenrieth die Notenblätter vom Flügel, klappte sie zusammen und reichte sie Armbruster.

„Liebeslied am Gardasee", lasen die unruhigen Augen. Alles verschwamm plötzlich vor seinem Blick, ihm war, als hätten Fäuste sein Herz gewaltig gepackt und schüttelten es hin und her. — Liebeslied! — Gardasee, dachte er, und da saß Renata — und hatte ihn verlassen und vergessen — und war zu diesem Kerl hinübergewechselt, der ihr seine Liebesmusik vorspielen durfte, ach, gräßlich war dies alles. Woher nur sollte er die Kraft nehmen, seine fühle, höfliche Miene zu bewahren? Er mußte plötzlich ganz stark an jenen Abend in Torbole denken, an dem sie mit Ottenrieth unter dem Hausdor gestanden und ihn wie einen Schulbuben weggeschickt hatte. Er haßte sie, oh, haßte sie! (Fort. folgt.)



Stiller Winkel in Waren am Müritzsee (Zander, Multiplex-K.)

Wußt ihr schon?

Auch Bügeln ist eine Kunst!

Aber sie lernt sich leicht — Darum hier ein paar Ratschläge

Zum Bügeln wie auch zum Nähen, gehört vor allem ein feines **Fingerspitzengefühl**: man muß dem Stoff anfühlen, wie er sich legt, wie er auf das Bügeln reagiert und wie er infolgedessen zu bügeln ist. Jedes Material, jedes neue Gewebe erfordert seine besondere Behandlung, die man mit einiger Uebung selbst herausfinden wird.

Wie muß man bügeln? **Wollstoffe**, wenn sie es vertragen, leicht anfeuchten, sonst trocken, von links mit heißem Eisen, das aber nicht lengen darf, bügeln. Falten können in kräftigen Wollstoffen auch von rechts über einem feuchten Tuch nachgebügelt werden; das Eisen aber nicht stellenweise fest aufsetzen, sonst drückt es sich leicht durch. Den Stoff gut abdampfen lassen, d. h. das Tuch sofort nach dem Bügeln abheben, damit der Dampf gut entweichen kann. Glanzstellen und verplättete Stellen ebenso abdämpfen; erstere vorher mit einer Salmiaklösung abreiben. **Seidenstoffe** und **Kunstseide** nur mit mäßig heißem Eisen von links ohne anzufeuchten bügeln. **Cloqués**, gewaffelte oder **stark gekreppte Gewebe** dürfen nur ganz leicht und trocken von links übergebügelt werden.

Feuchtes Bügeln nach besonderer Methode: Man feuchte die Unterlage an, auf der man das sehr empfindliche Kleidungsstück bügelt, lege dann das Kleidungsstück darauf, notfalls noch ein trockenes Tuch darüber und bügele solange, bis die ganze Feuchtigkeit durch das Kleid gezogen und verdunstet ist. Glanzstellen braucht man bei dieser Methode nicht zu fürchten.

Das Festbügeln von Falten: Es geschieht zuerst von der linken, dann nochmals von der rechten Stoffseite. Ein feuchtes Tuch, wenn nötig doppelt gefaltet, ist aufzulegen; das nicht zu heiße Eisen bleibt eine Weile stehen, bevor es weiter gerückt wird. Es passiert leicht, daß der sich durch die Feuchtigkeit entwickelnde Dampf nach dem Entfernen des Bügeleisens die Faltenbrüche wieder lockert. Ja nicht zu ordentlich gute Nase, man kann seinem Urteil ruhig vertrauen. Ich glaube, Frau Armbruster unternimmt nichts, was er nicht unter dem Gesichtswinkel der Qualität gebilligt hat."

Ahnungsloser Engel, dachte Armbruster, aber er begriff natürlich, daß sie ihm helfen wollte, und das war ja sehr nett von ihr.

„Und da sind Sie nun, sozusagen, zu Ihrer alten Liebe zurückgekehrt?" fragte er.

„So ist es. Nachdem ich mich durch gewinnbringende Beschäftigung — drückt sich der Steuerzettel nicht so aus? — auf anderem Gebiet dazu in den Stand gesetzt habe. Wir wollen nun sehen, ob sich es diesmal erzwingen läßt."

„Woran ich nicht zweifle. Es ist ein großes Werk?"

„Ein abendfüllendes Werk", erwiderte Ottenrieth, „dessen Aufführung, wie ich glaube, erhebliche Anforderungen stellt, sowohl an die Ausführenden als auch an die Hörer. Ich habe es den Leuten", fügte er lächelnd hinzu, „nun zweimal so leicht gemacht, daß ich es ihnen beim dritten Male vielleicht etwas schwerer machen darf!"

„Das interessiert mich alles ganz ungemein, Herr Ottenrieth." Fritz Armbruster wurde wider Willen ganz lebhaft, Renata sah es mit Vergnügen. „Ich bin Ihnen direkt dankbar für die Mitteilungen, die Sie mir so freimütig machen, um so mehr, als ich offenbar der erste bin, wenigstens der erste Mann", setzte er rasch hinzu, und für eine Sekunde verdunkelte sich sein Blick, „der davon etwas erfährt. Darf man neugierig sein und nach dem Titel fragen?"

Statt einer Antwort nahm Ottenrieth die Notenblätter vom Flügel, klappte sie zusammen und reichte sie Armbruster.

„Liebeslied am Gardasee", lasen die unruhigen Augen. Alles verschwamm plötzlich vor seinem Blick, ihm war, als hätten Fäuste sein Herz gewaltig gepackt und schüttelten es hin und her. — Liebeslied! — Gardasee, dachte er, und da saß Renata — und hatte ihn verlassen und vergessen — und war zu diesem Kerl hinübergewechselt, der ihr seine Liebesmusik vorspielen durfte, ach, gräßlich war dies alles. Woher nur sollte er die Kraft nehmen, seine fühle, höfliche Miene zu bewahren? Er mußte plötzlich ganz stark an jenen Abend in Torbole denken, an dem sie mit Ottenrieth unter dem Hausdor gestanden und ihn wie einen Schulbuben weggeschickt hatte. Er haßte sie, oh, haßte sie! (Fort. folgt.)

Ist aller Dampf entwichen, kann die Bürste wieder entfernt werden; die Faltenbrüche bleiben nun flach.

Ein Plissee wird gebügelt: Eine Hausfrau erschrickt leicht wenn sie gerüschte Plisseeröcken bügeln soll. Die schönen Falten! Keine Angst! Vor dem Waschen hat man die Falten alle sorgfam gebettet, so zwanglos wie sie fallen. Mit einem Vor- und einem Nachwärmstoß hat man dies getan. Nun wird vorsichtig mit dem Eisen darüber gegangen, immer langsam auf und nieder; das Stück muß aber noch leicht feucht sein. Nun die Heftfäden herauszieben und dann das Stück kräftig gebügelt.

Bügeln schräg verarbeiteter Stoffe: Es ist wichtig, das Bügeln stets in der Richtung des Fadenlaufes auszuführen; dem Schrägfadenlauf entsprechend muß also auch das Bügeleisen geführt werden. Befolgt man dies, so wird sich das Gewebe stets in die richtige Lage geben; auch die ursprüngliche Schnittform ist dadurch immer wieder zu erlangen. **Schalkragen**, die schräg geschnitten sind, trennt man am besten auf und bügelt sie in der beschriebenen Weise; hierbei verschwinden alle Unebenheiten, die schräg geschnittene Stoffe nach langem Tragen sehr leicht aufweisen.

Plastisches Bügeln durch Unterlage: Stickereien und besonders Tischdecken, deren Muster und Handarbeitsteile recht gut herauskommen sollen, müssen erst von rechts in sehr feuchtem Zustande gebügelt werden. Sind sie kurz trocken, dreht man sie um und plättet sie von links auf einer dicken, weichen Unterlage, dann kommt das Muster plastisch heraus. Wer Gelegenheit hat, seine Decken zur Heilmangel zu bringen, der tut gut daran, denn da werden sie im nassen Zustand über der heißen Rolle geglättet.

Trude Glantz-Ruperti

Gesundheitsamt und Familie

Was wir heute unter Gesundheitspflege verstehen, das ist weit hinausgewachsen über den Rahmen fürsorgerischer Betreuung im Sinne des Gestern. Wir haben unserem Pflichtenkreise ganz neue, weitaus größere Ziele gesteckt, weit wir nicht an der Gesundung des ganzen deutschen Volkes arbeiten. Viel ist auf diesem Gebiete früher geleistet worden, und naturgemäß lassen sich alle diese Schädigungen nicht von heute auf morgen beheben. Vor allem geht es uns darum, dem „Erbübel" den Garaus zu machen und nur das Erbgesunde nach Kräften zu fördern. Der erbgesunden Familie, als der Hüterin der gesunden Erbmasse, gehört all unser Schaffen im helfenden. vorbeugenden und betreuenden Sinn.

„Vom ungeborenen im Mutterleib über den Säugling, das Kleinkind, das Schulkind, bis zum Erwachsenen spannt sich unser Arbeitsnetz", sagt der leitende Amtsarzt einer städtischen Gesundheitsbehörde. Und dann erfährt man von der **Gesundheitsfürsorgerin** etwas über die Arbeit der Eheberatungsstellen, sie haben eine große Aufgabe zu erfüllen: Das Fundament zur Gründung der erbgesunden Familie zu legen. Und wenn dann die junge Frau in froher Erwartung des ersten Kindchens zu uns kommt, dann sind wir jeder Zeit mit Rat und Tat für sie da. Ob es an Kindeswäsche oder einem Bettchen mangelt ob sie in körperlicher oder seelischer Beziehung besserer Hilfe bedarf. Sie soll ja sie muß sich an uns wenden, will sie ihrem Kinde eine verantwortungsbewußte Mutter sein. Bei dieser Gelegenheit sei den innigen Müttern immer wieder der Besuch der **Mütterschullehrgänge des Reichsmütterdienstes** im Deutschen Frauenwerk ans Herz gelegt, wo sie sich alles notwendige Wissen für die Pflege des Kindes und die Erhaltung der eigenen Gesundheit erwerben können.

„Und hier sind die Boxen für unsere kleinsten Schützlinge", erklärt die Fürsorgerin, indem sie das blitzsaubere Wartezimmer der Säuglingsfürsorge zeigt, „und hier" — damit tut sie einen Griff in eine große Kartei, „ist für uns jede Hebammen-Postenkette: Schulunterfuchung! Hier heißt die Gesundheitsfürsorgerin Schulfürsorgerin dann sie betreut ihre kleinen Schützlinge durch regelmäßige Schulbesuche, wobei sie besonders der Beschaffenheit der Kopfhaare und Zähne sorgfältige Beachtung schenkt; sie ist aber auch stets über den allgemeinen gesundheitlichen und seelischen Zustand der Kinder im Bilde und ist sozusagen die Mittlerin zwischen Schule, Elternhaus, Familienfürsorge und Gesundheitsamt. Eine ganz besonders wichtige, stets in vollstem Betriebe befindliche Station ist die Schulzahnklinik, deren große Bedeutung nunmehr richtig erkannt und dementsprechend ausgebaut wurde.

Wieder eine Treppe höher: **Tuberkulosenfürsorge.** Diesem heimtückischen Leiden rückt man mit aller Macht zu Leibe indem vor allem durch sofortige Isolierung des Kranken dessen Umgebung vor Infektion geschützt wird; sind die Wohnverhältnisse zu beengt, erfolgt Beschaffung einer größeren Wohnung, und die Gesundheitsbehörde übernimmt gemeinsam mit anderen sozialen Kostenträgern die Bezahlung der Mietdifferenz. Außerdem werden Heilmittel. Betten. Wäsche. Desinfektionsmittel bereitgestellt.

Erholungsverschickung von Müttern und Kindern. Sonderbeihilfen für Schwangere und Wöchnerinnen und zahlreiche andere Hilfsmaßnahmen ergänzen die gesundheitspflegerische Arbeit im Aufbau eines lebens- und schaffensfreudigen Volkes.

Die deutsche Frau, die beste der Welt

Urteil einer Engländerin über die deutsche Hausfrau

Es ist heute im allgemeinen kein Vergnügen für uns, englische Zeitungen zu lesen, da Mißtrauen und Verständnislosigkeit leider mehr und mehr die Oberhand gewinnen, wenn von deutschen Angelegenheiten die Rede ist. Um so erfreulicher ist es, wenn man auf Stimmen trifft, die sich trotz aller Verhetzung redlich bemühen, uns Deutschen gerecht zu werden, wie dies aus einem Artikel spricht, der vor längerer Zeit von einer Miß Cr. in einer englischen Zeitung unter dem Titel „The German Woman the World's Best Housewife" (Die deutsche Frau die beste Hausfrau der Welt) veröffentlicht wurde und der ein einziges Loblied auf die deutsche Frau ist.

Die Engländerin schreibt nicht aus der flüchtigen Erfahrung einer Cookgesellschaftsfahrt durch Deutschland. Seit langem ist sie jedes Jahr wieder in Deutschland gewesen und hat in Berlin ein ganzes Jahr in deutschen Familien gelebt. Man darf diesen Aussagen nicht als einen Höflichkeitsakt gegen eine bestimmte deutsche Freundin ansehen, denn Miß Cr. sagt, daß sie überall die deutsche Frau beobachtet hat, in Bayern und Preußen, am Rhein und an der Weser, in den großen Hansastädten und in Harzdörfern. Sie sah sie englische und sah die Früchte ihrer Arbeit. Ihr Urteil lieht fest: „Die deutsche Frau ist uns allen ein Vorbild, was Haushalt anbetrifft." Sie rühmt vor allem ihre Sparsamkeit. Mit den Mitteln, die ihr zur Verfügung stehen, sucht sie das Bestmögliche für ihre Familie zu leisten. Darum scheut sich auch die Dame der Gesellschaft nicht, mit dem Marktnetz auf den Wochenmarkt zu gehen. Es hat großen Eindruck auf die Engländerin gemacht, daß eine Frau Dr. H., die sie in einer Familie kennen gelernt hatte, sie auf dem Wochenmarkt begrüßte, und die Frau Doktor hatte doch ein Stück Geflügel im Netz. Im Gegensatz zur englischen und amerikanischen Frau geht der deutschen das leibliche Wohl der ihren über ihre eigenen Garderobewünsche. Miß Cr. findet jedoch, daß die deutsche Frau im allgemeinen noch manches über die Kunst des Kleidens zu lernen habe. Miß Cr. hat sich über die frühzeitig geöffneten Fenster gefreut und über die weißen Betten, die darin in Luft und Sonne liegen, und über die Frühstücktische auf den vielen offenen Balkonen. Großen Eindruck haben ihr besonders die deutschen Küchen in ihrer Sauberkeit gemacht. Sie sagt: „Man könnte vom Fußboden essen, und jedes Ding hat seinen Platz darin."

Dann bewundert sie die wunderschönen Handarbeiten der deutschen Frau. Sie wußte nur von der schottischen Frau, daß sie es wegen ihrer sprichwörtlichen Sparsamkeit nicht fertig brächte, ohne eine Handarbeit zu sitzen. Sie stellt jetzt fest, daß die deutsche Frau viel fleißiger ist.

Ihr Heim schön und behaglich zu machen, ist das Streben einer deutschen Hausfrau. Selbst in den Fremdenzimmern der Sommerfrischen hat die englische Dame die liebevolle Hand der deutschen Hausfrau gespürt. Sie hat sich dort stets wie ein geehrter Gast bei Verwandten und Freunden gefühlt. „Die deutsche Frau ist als einzige noch stolz auf ihr Heim: sie sieht darauf, daß es so vollkommen wie möglich ausgestattet ist, und wacht peinlich darüber, daß nichts durch Unachtsamkeit verwüstet wird."

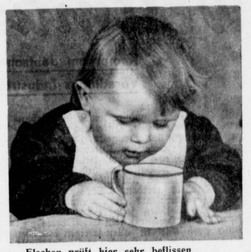
Miß Cr. schließt ihr Loblied auf die deutsche Hausfrau mit den schönen Worten: „Jedesmal, wenn ich nach Deutschland komme, danke ich der deutschen Frau im Grunde meines Herzens, daß sie noch die Burg der Frau, das Haus, aufopfernd verteidigt und mit Erfolg hält."

Von Frau zu Frau

Die Schraube geht nicht in das Holz? Nehmen Sie doch Seife zu Hilfe! Schrauben lassen sich auch in Hartholz leicht einziehen, wenn man sie zuvor mit dem Gewinde in ein Stück Seife steckt. Seife ist auch sonst ein gutes Hilfsmittel im Haushalt. Daß klemmende Schubkästen leichter in ihren Leisten rutschen, wenn sie an den klemmenden Stellen mit Seife eingerieben werden, ist wohl bekannt. Aber auch wenn man schwere Möbel rücken will, kann Seife helfen. Ein kleines Stück Seife unter den Fuß gelegt und Sie können mit Leichtigkeit und ohne den Fußboden zu beschädigen sie an eine andere Stelle schieben.

Wenn der Stoff naß ist, sieht seine Farbe anders aus. Wenn man einen Stoff färbt, ist es oft schwierig, die gewünschte Farbe zu erzielen, weil er im nassen Zustand anders wirkt als im trocknen. Ist es, etwa bei ganzen Kleidern, unmöglich, von dem nassen Stoff ein Stückchen abzuschneiden und schnell zu trocknen, hilft man sich, indem man eine Stoffecke aus der Farbbrühe herausnimmt und sie zwischen zwei Watteballen stark ausdrückt. Es erscheint dann die Trockenfarbe. Falls der Farbton nicht dem gewünschten entspricht, kann man dann das Farbbad noch ändern und danach die Probe wiederholen.

Die Kostprobe



Elschen prüft hier sehr bellissen, Was es heut' zum Frühstück gibt. Schließlich will man ja doch wissen, Inwieweit der Trunk beliebt.

Wenig — muß man hieraus schließen — Weckt die Sache ihr Vertrauen. Würde sie mit solch Verdrießen Sonsten in den Frühling schauen?

Doch wer Hunger hat, hat Mut! Also los! Es wird schon schmecken! Ob dies böse oder gut Ausgeht, läßt sich nicht entdecken.

Aber hier! Da quietscht das Put Offensichtlich vor Behagen . . . Also schmeckt' der Trunk doch gut, Und befriedigt ist der Magen!

(Verse von Jo.-Jo. Fotos: Lapp, Zander-M.)

Weltmacht Oel

Kampf um deutsche Wirtschaftsfreiheit und Mineralöl-Veredlungs-Industrie im Hamburger Freihafen

Die Hansestadt Hamburg wuchs in jahrhundertelanger wechselvoller Entwicklung zur heutigen Bedeutung und Weltgeltung empor. Die günstige Lage sowie der Unternehmungsgeist ihrer Kaufleute und Reeder ließen sie zum größten deutschen Passagier- und Frachthafen und zum wichtigsten Ausfalltor des deutschen Ueberseehandels werden. Der größte Hafen des Kontinents ist Hamburg, die Hälfte des deutschen seefertigen Außenhandels geht über Hamburg, sein Schiffsverkehr ist ebenso groß wie in allen übrigen deutschen Häfen zusammen, und Hamburgs Handelsflotte macht mehr als die Hälfte der gesamten deutschen Handelsflotte aus. Neue Industrien zog der Hafen nach Hamburg heran und vervollständigte ein Bild, das einprägsam hanseatisches Schaffen in allen Einzelheiten zeigt.

Nach einer Rundfahrt durch den Hafen und durch die Stadt, nach einer Besichtigung der ersten deutschen Fischerei- und Walfangausstellung „Segen des Meeres", worüber wir schon in den beiden letzten Nummern des

In den Laboratorien steht der ganze Produktionsgang, angefangen beim Eingang des Rohstoffes, unter ständiger Kontrolle.

7. Tages berichteten, hatten wir nun das Glück und die Freude mit Deutschlands Mineralöl-Veredlungs-Industrie bekannt zu werden. Jeder der von uns kennt die Erzeugnisse dieser „Veredelung"; — denn wer von uns hat nicht schon vor den Bahnschranken im wartenden Autowagen die schlanken Spezial-Oel-Kesselwagen gesehen, wem fallen nicht die ungezählten Tankstellen in Stadt und Land ins Auge, wer hat nicht schon in den Gräben der Landstraßen jene großen meist mit „Teerfarben" verzierten Blechtrommeln liegen sehen, deren Inhalt zu Straßenausbesserungsarbeiten und zur Isolierung von Rohren und Kabeln verwendet wird, wer weiß nicht um die isolierenden und vor Rost schützenden Eigenschaften der Dachpappe, ganz zu schweigen von zahlreichen anderen Verwendungszwecken (Abdichten von Kanälen, Sicherung von Dämmen, Schutz von Bauten gegen Grund- und Tageswasser) des sogenannten Bitumens, einem Rohöldestillat, das hier im Shell-Werk Harburg gewonnen wird.

Das im Shell-Werk Harburg, wo in der Hauptsache Schmieröl und Bitumen aus schwerem Mineralrohöl hergestellt wird, zur Verarbeitung kommende Ausgangsmaterial ist praktisch ein Rohöl, das bereits unmittelbar nach der Förderung an Ort und Stelle einer Vordestillation unterworfen worden ist, dabei sind die bei niedriger Temperatur verdampfenden Anteile, also Benzin, Leuchtöl und Gasöl sind aus dem Oel herausgezogen, das Erdöl ist „gesoppt"; denn nicht gestopftes Oel würde der Feuergefährlichkeit wegen den Transport aus Uebersee unmöglich verteuern. Das Rohöl wird mit 15 000-to-Tankschiffen angeliefert und mittels Pumpen kleineren Mastanks und dann der Destillationsanlage zugeführt. In den Destillationsöfen, einem geschlossenen Rohrschlangensystem, wird das Rohöl auf die erforderliche Verdampfungstemperatur gebracht. Bei einer Temperatur von 40 Grad werden alle schmierfähigen Anteile aus dem Oel abgetrieben. Von der Destillationsanlage geht dieses Gemisch von Oeldämpfen durch die Vorverdampfungsapparate, die aus mehreren Kesseln besteht, die auf verschieden hoher Temperatur gehalten werden. In diesen Kühlern kann sich dann jeweils nur das Produkt absetzen, das einen höheren Siedebereich hat als die Kühlertemperatur. Durch Hinzueinanderschalten einer entsprechenden Anzahl von Kühlern wird also auf diese Weise das Rohöl in „Fraktionen" von dem gewünschten Siedebereich zerlegt. Das heißt, durch diesen Destillationsprozeß wird das Rohöl in die verschiedenen Fraktionen des Bitumens, des Gas-, Spindel-, Maschinen- und Zylinderöls getrennt. Der für jede Raffination, d. h. Veredelungsmaßnahme, folgende und den letzten drei Oelen alle Fett- und die in ihr enthaltenen Charakteren den Schmiervorgang nachteilig beeinflussen, Wärme usw. nicht standhalten würden. Vom Flugzeug bis zum mechanischen Webstuhl, von der schlichten Wagenschmiere des Landmanns bis zum U-Boot-Schmieröl, von der höchsten Leistungsfähigkeit und Dauer erfordernden Schmierstoffen der Reichsbahn bis zu den hundertfach verschiedenen Apparaten der Elektro-Industrie dienenden Oelen sind hier alle Spezialöle und Schmierfette vertreten.

Ankunft eines Tankschiffes beim Shellwerk Harburg. Das Schiff wird von drei Schleppern an die Anlegebrücke herangebracht.

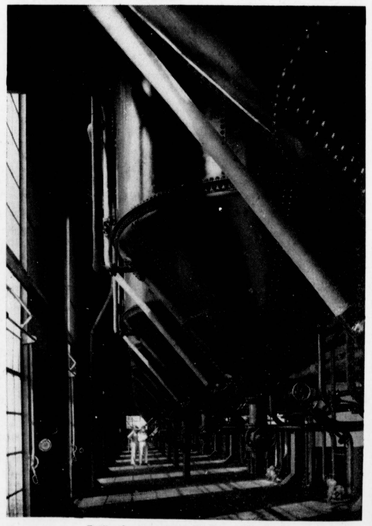
Verwirrend erscheinen bei einem Gang durch die Werksanlagen die Menge der Tanks und Kühler und Kessel und die vielen tausende von Metern umfassenden Rohrleitungen jeden Kalibers. Die wenigen tausend Mann Bedienung verschwinden fast ganz in den riesigen Anlagen. In der durch das Hafengelände beschränkten Ausdehnungsmöglichkeit der Schmierölfabrik Grasbrook tun wir allerdings einen Blick in einen Ameisenhaufen. Es wimmelt von grellbemalten und sauberbeschrifteten Oel-Blechfässern, und viele hundert Hände sind damit beschäftigt, die Fässer für den Versand fertig zu machen; denn alle die zurückkommenden Fässer werden mit Sorgfalt gereinigt und neu gestrichen. Die Anschriften der Bestimmungsorte der Fässer zeigen die bedeutendsten Handelsplätze in Ueberse an und vermitteln so einen starken Eindruck von der weltumspannenden Bedeutung der deutschen Mineralöl-Industrie. Deutscher Erfindergeist und deutsche Verarbeit nutzen die importierten Rohstoffe wieder aus, um dem deutschen Exporthandel die Weltmärkte zu sichern.

Die Bedeutung der deutschen Mineralöl-Industrie besteht also darin, daß sie die hier festgelegten Devisen eingekauften und nach Deutschland eingeführten unentbehrlichen Rohstoffe durch einen hochentwickelten, mit reicher Arbeit ausgestatteten Produktionsprozeß so veredelt, daß nicht nur zahlreiche Volksgenossen dabei lohnende Beschäftigung finden, sondern die Güte des veredelten Fertigfabrikats auch noch eine Ausfuhr erlaubt, die auf Grund des durch den Veredlungsprozeß bedingten höheren Preises die Kosten der Einfuhr deckt, ja sie vielleicht noch übersteigt, und der volkswirtschaftliche Nutzen, der darin besteht, daß aus billigen Rohstoffen ein hochwertiges und ein entsprechend teureres Fertigerzeugnis zum Inlandsbedarf wie zum Export bereitstellt wird, dürfte jedem einleuchten. Zum Beispiel hat im Jahre 1938 fertig eingeführtes Schmieröl im Durchschnitt 150,37 RM pro Tonne gekostet, dagegen das zur Verarbeitung eingeführte Schmierölhalbfabrikat nur 47,13 RM, also weniger als ein Drittel, und getropftes Rohöl gar nur 27,36 RM, weniger als ein Fünftel des Preises der fertigen Ware. Die Veredlungsindustrie hat 1938 1,7 Millionen Tonnen Rohware von Einfuhrwert von 68 Millionen RM verarbeitet. Sie hat 1.590.000 Tonnen Produkte abgesetzt, darunter 200.000 Tonnen im Werte von 23,3 Millionen RM im Ausland. 1.390.000 Tonnen im Inland. Durch die Wiederausfuhr eines Achtels ihrer Erzeugnisse hat also die Veredlungsindustrie im letzten Jahre ein gutes Drittel der erforderlichen Zahlungsmittel selbst gewonnen. Mehr als die Hälfte der deutschen Mineralölgroßveredlungsindustrie entfällt, nach Leistungsfähigkeit und Erzeugung, auf die sechs derzeit im Altreich in Betrieb befindlichen deutschen Shell-Werke der Rumänien-Shell. Die Shell-Werke allein haben dem Deutschen Reich eine Einfuhr von 43,1 Millionen Reichsmark erspart. Mit ihrem Ausbringen von 15.480.000 RM hat die deutsche Shell-Gesellschaft genau zwei Drittel der gesamten deutschen Mineralölausfuhr (nach Eigenverredlung) bestritten. Ihr Anteil am deutschen Schmierölexport erreichte mit 82.000 Tonnen und 18.243.000 RM wertmäßig 70 Prozent und mengenmäßig 77 Prozent der deutschen Schmierölausfuhr.

Um die durch den Vierjahresplan zu erreichende höchstmögliche Unabhängigkeit von ausländischen Rohstoffquellen zu sichern und zu erweitern, wird in den Versuchslaboratorien systematische wissenschaftliche Arbeit geleistet, die bereits begann, wenn an der Anlegebrücke des Werkes ein Tankschiff festgemacht hat. Die an Bord der Ladung genommene Probe wandert ins Laboratorium, das Güte und Zusammensetzung des Rohstoffes zu prüfen hat und von da an sein Werden überwacht. Es gibt keine Phase in der Verarbeitung, die das Laboratorium nicht überwacht, es verläßt keine Sendung das Werk, die der Chemiker nicht freigegeben hat. Diese Kontrolle ist indessen nur ein kleiner Ausschnitt aus der Fülle der Arbeiten, die in den Labors insbesondere in den Hamburger Hauptlabors, bewältigt werden. Die Oelindustrie muß mit der Technik Schritt halten und muß sich den Anforderungen, die man von einem hochentwickelten Motor, von einer verbesserten oder neuartigen Maschine an das Schmieröl gestellt werden, anpassen; denn es muß sagt man mit Recht, ist so stark, wie seine schwächste Schmierstelle. Die Wissenschaft von Erdöl ist noch jung, aber sie schreitet stetig vorwärts. Die Forschung steht gerade in der heutigen Zeit vor dringenden und wichtigen Aufgaben, um deren Lösung sich auch die Shell-Laboratorien unermüdlich bemühen. Wenn wir unsere Blicke von den Forschungsstätten dann wieder auf die großen Seeschiffe im Hafen und die gewaltigen Werften schweifen lassen, werden wir uns stolz bewußt, daß sich ohne die Mineralöl-Industrie in Deutschland heute keine Schiffsschraube, kein Rad und kein Propeller drehen würde und daß deutscher Erfindergeist und deutsche Schaffenskraft nicht ruhen und rasten werden, um die Ziele nationalsozialistischer Wirtschaftspolitik verwirklichen zu helfen.

Gr.

Eines der großen Rührwerke zur Fettherstellung. Der Meister nimmt die sogenannte Daumenprobe vor.



Raffinationskessel im Shellwerk Harburg
(Aufnahmen: Werk-Fotos.)

Leistungssteigerung durch lebendige Anschauung

Die 5. Reichsnährstandsausstellung in Leipzig — Die Bedeutung der Lehrschauen — Was sagt die Ausstellung dem Städter?

Nachdem im vorigen Jahre die große jährliche Reichsnährstandsausstellung infolge der Maul- und Klauenseuche ausfallen mußte, hat sich das Bedürfnis nach einer solchen, für das deutsche Bauerntum in vieler Beziehung einmaligen Ausstellung in diesem Jahre verstärkt geltend gemacht, und man wird jetzt schon sagen können, daß die vom 4.—11. Juni in Leipzig stattfindende 5. Reichsnährstandsausstellung die vorangehenden Ausstellungen in jeder Hinsicht noch übertreffen wird. Man darf daher von der bevorstehenden fünften Reichsnährstandsausstellung neue Rekorde erwarten. Allein das Gelände bei Kleinzschocher, jenem Dorf, an dessen Ausgang die „große Armee" Napoleons nach der verlorenen Völkerschlacht bei Leipzig am 18. Oktober den letzten Widerstand leistete, ist mit 60 Hektar um rund 10 Hektar größer als die Münchener Ausstellung. Die Maschinenschau wird mit rabeau 10 000 Maschinen München um etwa ein Viertel übertreffen; die Zahl der Tiere ist mit 3000 etwa ebenso hoch wie in München. Dagegen bringt die Leipziger Ausstellung eine ganze Reihe neuer Lehrschauen, wie beispielsweise das Haus der Forschung, der Fütterung, das Haus der Landfrau und des Pflanzenschutzes. Erheblich ausgebaut ist ferner die Maschinenlehrschau. Auch der wiederum gezeigte Musterbauernhof ist ausgebaut und durch ein vorbildliches Waldarbeiterhaus ergänzt.

Für die Vorbereitungen der Schau waren rund 2000 Menschen tätig. Das Wegenetz hat eine Länge von 8 Kilometer, und über hundert Hallen mußten errichtet werden. Gewaltig sind auch die Verkehrsleitungen, mit denen man rechnen muß. Leipzig hat einen

Mustergültiger Bauernhof mit Wirtschaftsgebäuden, Landarbeiterhaus und Bauerngarten
Foto (2): Reichsnährstand Pongratz

ganzen Straßenzug mit einer Brücke über die Gleise als Hauptzugangsstraße ausgebaut, so daß die täglich zu erwartenden 6000 Kraftwagen eine glatte Anfahrt haben werden. Die Straßenbahnhaltestelle wurden an mehreren Stellen zum Rundverkehr ausgebaut, was eine unbedingte Notwendigkeit ist, wenn man bedenkt, daß in München in einer Woche nicht weniger als 2 Millionen Fahrgäste zusätzlich durch die Straßenbahn befördert werden mußten. Die Reichsbahn hat eine Spitzenleistung zu bewältigen. Die wohl nur noch vom Reichsparteitag übertroffen wird. 300 Sonderzüge werden neben dem regelmäßigen Verkehr eingesetzt. 1600 Waggons waren allein für das Ausstellungsgut und die Tiere erforderlich, zu deren Ausladung eine Rampe von 400 Meter Länge gebaut werden mußte. Auch der Reichsautozug Deutschland ist bereits eingetroffen.

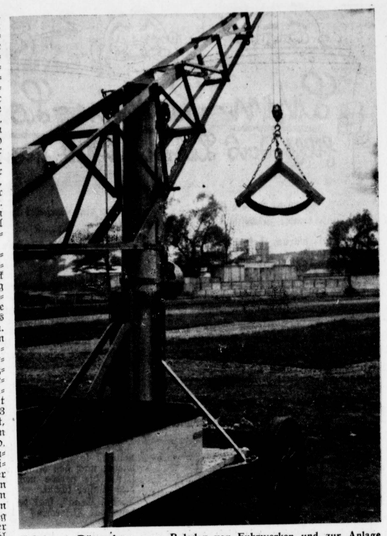
Die 5. Reichsnährstandsausstellung wird also wiederum eine bunte und vielseitige Schau in gewaltigen Ausmaße sein, bei der alle Schaulustigen voll auf ihre Rechnung kommen werden. Das aber ist ja schließlich nicht das eigentliche Ziel. Worauf es ankommt, ist, daß das Wesentliche dieser Ausstellung als ein Massenanschauungsmittel zur Leistungssteigerung richtig begriffen wird, und zwar nicht nur von dem Bauern, sondern auch von dem Städter. Für den Bauern ist beispielsweise die Tierschau in ihrem erzieherischen Wert gar nicht zu ersetzen. Hier sieht er an den Musterzuchtexemplaren aller Haustierarten und -rassen, was durch züchterische Auslese erreicht werden kann. Hier wird ihm ein Ziel vor Augen gestellt, dem er nachstreben soll, und gleichzeitig wird hier gezeigt, daß auch er auf seinem Besitz, so klein er sein mag, Nennliches erreichen kann. Der Städter aber wird begreifen, was planmäßige Tierzucht bedeutet, wenn er erfährt, daß es nur durch die züchterische Auslese gelungen ist, in etwa 100 Jahren das Lebendgewicht und die Leistungen der Tiere zu verdoppeln. Mehr Fleisch, mehr Milch, mehr Butter, das ist der Erfolg der Arbeit des Züchters. Ein Erfolg, dessen Bedeutung heute wohl jeder Deutsche begreift.

Ueber die Bedeutung der Landmaschinenschau im Hinblick auf die Steigerung der Leistung und damit der Erträge braucht kaum etwas gesagt zu werden. Wenn 10 Millionen Menschen in 3½ Millionen landwirtschaftlichen Betrieben Großdeutschlands eine Erzeugung hervorbringen, die insgesamt einen Wert von 12,3 Milliard. RM erreicht, und wenn weiter von ihnen verlangt wird, daß sie diese Erzeugung nochmals steigern sollen, obwohl der zusätzliche Einsatz von Arbeitskräften kaum noch möglich ist, dann wird die Bedeutung der Maschine in der Landwirtschaft wohl jedem klar. Aber die Maschine kann es auch nicht schaffen. Die Wissenschaft, Chemie und Biologie, Technik, Betriebslehre, sie alle müssen dem Bauer helfen bei dieser historischen Leistung. Von allem aber muß der Bauer selbst etwas verstehen. Die wissenschaftlichen Zusammenhänge müssen ihm nahegebracht werden. Das kann natürlich nicht in trockener, lehrhafter Form geschehen, sondern nur durch lebendige Anschauung. Diese Anschauung geben ihm die 21 großen Lehrschauen, die jede für sich irgendeinen der Lehrsätze veranschaulichen, die der Bauer in der Erzeugungsschlacht beachten muß. Hier werden die Fragen des Maschineneinsatzes, der Arbeitserleichterung, des Pflanzenbaues, der Fütterung, der Milcherzeugung, der Düngung, der Pflanzenzucht, des Pflanzenschutzes, der Betriebsführung, der Melioration des Bauwesens, der Aufbewahrung der Ernte und andere mehr behandelt. Der große Musterbauernhof schließlich zeigt ihm, wie eine Bauernwirtschaft aussieht in der alle diese Lehrsätze verwirklicht sind.

In dem monumentalen Hause des Reichsnährstandes werden dem Besucher der Ausstellung Schicksalsfragen unseres Volkes klargemacht, wie beispielsweise die Frage der Landflucht und Verstädterung, Fragen der Marktordnung, der Vorratswirtschaft und der Schulung der Landfrau. Ihre Arbeit wird besonders im Haus der Landfrau gewürdigt. Hier wird gezeigt, wie sie mit Hilfe der neuzeitlichen Technik von ihrem jetzigen 16-Stundentag wenigstens zum 12-Stundentag kommen kann. Die Rolle der Frau in der Landwirtschaft ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. Arbeiten doch je etwa 5 Millionen Männer und Frauen in der Landwirtschaft. 500 000 Frauen davon sind über 60 Jahre. In der übrigen Wirtschaft zählt man nur 175 000 arbeitende Frauen über 60 Jahre. In den Bauernwirtschaften ruhen sogar 65 v. H. der Arbeitslast ausschließlich auf der Frau. Hier sind allein soviel Frauen tätig, wie in Industrie, Handel und Handwerk zusammen. Diese Ziffern beweisen, wie notwendig eine solche Lehrschau wie sie sehr klar ist auch das Interesse der Landarbeiter. Sind doch bereits 100 000 Landarbeiter-Eintrittskarten im Vorverkauf abgesetzt.

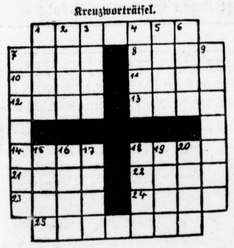
Neben der Bedeutung als lebendiges Anschauungsmittel liegt der Wert der Reichsnährstandsausstellungen für den Bauer aber noch auf anderem Gebiet. Er wird sich hier der Bedeutung seiner Arbeit bewußt, wird mit berechtigtem Stolz auf seine Leistung erfüllt und geht mit neuer Kraft an seine schwere Arbeit.

Der Städter aber lernt hier nicht nur erkennen, wie sehr auch er von der Arbeit des Bauern und Landwirtes abhängt, sondern er bereitet hier auch am besten, wie berechtigt die Forderungen sind, die die Wirtschaftsführung im Rahmen unserer Agrarpolitik auch an ihn stellen muß. Die Bereitschaft zur Arbeit auf dem Lande wird insbesondere bei der Jugend gestärkt werden. Die Hausfrau wird erkennen, wie notwendig es ist, den täglichen Speisezettel nach den Gegebenheiten unserer agrarischen Erzeugung auszurichten.



Fahrbarer Düngerkran zum Beladen von Fuhrwerken und zur Anlage von Stapelmist (Maschinenlehrschau)

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten von links nach rechts: 1. Griechische Sagengestalt, 7. Halbedelstein, 8. Vermittlungsgesprächsmeldung, 10. Nebenfluß der Ilar, 11. griechischer Fluß, 12. Tauftzeuge, 13. englische Kolonie in Arabien, 14. landwirtschaftliches Gerät 18. geselschaftliche Stellung, 21. Grenzgebirge 22. Blutgefäß. 23. Volkserzählung, 24. griechische Göttin, 25. Sinnspruch. — Von oben nach unten: 1. Stadt auf Samoa, 2. anderes Wort für Ruhepause, 3 Haustüchen, 4. marokkanischer Strom, 5 Himmelsrichtung, 6. italienisches Fürstengeschlecht, 7. griechische Sagengestalt, 9. höotische Stadt, 15. Halmpflanze, 16. anderes Wort für Gehalt, 17. Edelwild, 18. Segelstange, 19. englische Hafenstadt in Arabien, 20. kleines Pelztier.

Ich bin ich.

Ich bin ein Neutrum, doch man sagt,
Manch' Weib mir oftmals gleiche.
Ich bring Zerstreuung, doch auch Plag'
Für Arme wie für Reiche.
Mit vielen Namen nennt man mich.
Und während manche mich verachten,
Wirst du, grad' weil du dieses liest,
Mich und die Brüder gern betrachten.
Um uns're Seele zu ergründen,
Ist der Erfolg auch nicht gleich da,
Mit Ausdauer wirst du ihn finden.
Nur ruhig Blut! Hier steh' ich ja!

Silbenrätsel.

a — art — au — camp — chil — di — di — e — ei — eig — en — er — er — er — ex — gei — gei — gel — gel — hau — hild — i — i — in — kriem — les — lett — mund — na — nat — ne — ni — ni — nis — or — reib — ru — sche — see — sen — sen — ser —spar — vi.

Aus vorstehenden 44 Silben sind 17 Wörter zu bilden, die in den Anfangsbuchstaben der ersten und zweiten Silbe, beide von oben nach unten gelesen, einen niederländischen Sinnspruch ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Heldin aus dem Nibelungenlied, 2. Sonntagsname, 3. Ueberzug für Federbetten. 4. Mauervertiefung, 5. Raubvogel, 6. verfallenes Bauwerk. 7. Amtstracht, 8. bedeutsame Wesenheit, 9. Stachelhäuter, 10. Frühjahrsgemüse, 11. Oper von Verdi. 12. Küchengerät. 13. heiße Springquelle, 14. Salatpflanze. 15. Sprache einer bestimmten Gegend, 16. Held der Trojasage 17 bedeutender Schlachtenmaler des vorigen Jahrhunderts.

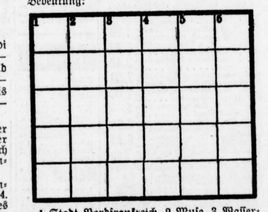
Kürzungsrätsel.

In den Wörtern
Ajax, Humus, Lenne, Spiegel, Melanie, Posse, Hegel, Porter, Kimono, Primus, Legat, Kurfus, Irene
streiche man je zwei nebeneinander stehende Buchstaben, so daß neue sinnvolle Wörter entstehen.
Die ersten Buchstaben dieser Buchstabenpaare ergeben dann, reiht man selbige aneinander, einen Frühlingsgruß der Gärtnerei.

Kastenrätsel

a a a b d e e e e e e f g i i l l m n n n
o o v p r r s t u.

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, in den senkrechten Reihen Wörter folgender Bedeutung:



1 Stadt Nordfrankreich, 2 Muse, 3 Wasserstandsmesser, 4 als Sicherheit Hinterlegtes, 5 weibliche Gestalt aus einem Drama von Schiller, 6 Stadt in der Mark Brandenburg.

Bei richtiger Lösung nennen die oberste und die unterste Waagerechte je eine Stadt in der Neumark.

Der Geburtstagsgruß.

Zu einem Strauß sind folgende Blumen erforderlich. Sie sind in den nachstehenden Sätzen versteckt zu finden.

1. Man traf liedersingend und in fröhlichster Stimmung die Hitler-Jugend.
2. Der Ebro sendet sein Wasser in das Mittelländische Meer.
3. Als ein gern gesehener Gast erschien der junge Mann täglich bei seiner Verlobten.
4. Bei der Fahrt durch den Tunnel leuchte die Lokomotive; es ging bergauf.
5. Es war ein Spektakel eigener Art, der sich hier den Menschen bot.
6. Auf Kapri meldete sich urplötzlich sein lange vermißter Hund.
7. Dir ist nur auf die angedeutete Weise zu helfen.
8. Therese dankte bewegt für die vielen Huldigungen.

Doppelsinnig.

Auf des Gebirges Wort, hoch droben,
Rief ich: „Wie schön ist doch die Welt!"
Nur Frauchen seufzte: Endlich oben!" —
„Mal seh'n, ob die Frisur noch hält."
Holt Wort und Spiegel vor und fragt sodann:
„Bin ich nun wieder hübsch, mein lieber Mann?"

Auflösungen aus voriger Nummer

Illustriertes Kreuzworträtsel: Waagerecht: Bank, Chinese, Schoß, Bett; senkrecht: Hose, Nest, Beil, Naht. — In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Ergänzungsaufgabe: Hirsch-Kuh, Ohr-Ring, Eibe-Arzt, Hans-Zwinger, Greif-Tat, Erich-Tal, Wilm-Strobl, Anton-Schrift, Ruck-Sack, Grund-Erz, Schelm. — Hochgebirge.

Sprichworträtsel: „Recht lustig sei vor allem, wer auf Reisen gehen will!"

Rätsel: Treue — Reue.

Kastenrätsel: 1 Wurm, 2 Arno, 3 Geiz, 4 Nota, 5 Ebro, 6 Mast. — Wagner; Mozart.

Fensterrätsel: 1 Matrize, 2 Aurikel, 3 Reinele, 4 Matador, 5 Rubikon 6. Enklave.

Buchstabenrätsel: Scheiben — Scherben.

Silbenrätsel: 1. Rubin, 2. Udine, 3. Horeb, 4. Erdbeere, 5. Wiesel, 6. Ukas, 7 Eulalia, 8. Roland, 9. Zukunft. — Ruhe wuerzt das Leben.

Sachliche Bemerkung

Die Tante kommt zu Besuch, und der kleine Heini meint:

„Sag mal, warum hast du eigentlich gar keinen Mann?"

Seufzt die Tante: „Ja, ich habe eben keinen abbekommen . . ."

Meint Heini verstehend: „Na, lecker schaust du ja auch gerade nicht aus!"

An Bord

Der Kapitän eines kleinen Schiffes übergibt für einen Augenblick seinem Schiffsjungen das Steuer:

„Steuere nur immer auf den Stern zu, dann kommst du schon hin!"

Natürlich steuert der Junge ganz falsch. Nach einer Weile fragt er:

„Käpt'n, sagen Sie mir mal 'nen neuen Stern, an dem vorigen bin ich schon vorbei!"
(Lustige Blätter)

Rückblick

Mumme führen ins Wochenend.

„Ist es nicht herrlich hier an der See?" sagte Frau Mumme.

„Ja, ja", seufzte Mumme, „aber denen daheim am Stammtisch fehlt nun der dritte Mann zum Skat!"

*

Lehrerin: „Trudchen, wie viele große Seefahrten unternahm Kolumbus?"

„Vier, Fräulein!"

„Richtig! Und nach welcher Fahrt starb er?"

*

„Und wie ist Ihnen meine Medizin bekommen?" erkundigte sich der Arzt.

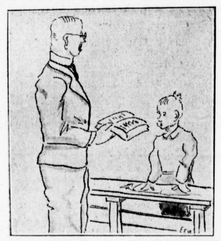
„Ausgezeichnet. Drei Teelöffel voll nahm ich selbst gegen den Husten, mit zweien hat sich meine Frau das Rheuma im linken Knie kuriert und den Rest benutzten wir in der Küche zum Silberputzen." (Berl. Ill. Ztg.)

*

„Mit de Frida, meine Tochter, werden Sie schon zufrieden sein, gnä' Frau!"

„Na, hoffentlich liebe Frau Süßbeil! Vor allen Dingen muß sie grundehrlich sein!"

„Na, det ist doch selbstverständlich! Ick sal imma: Wenn ihr Geld liejen seht, Kinderch, laßt es liegen! Es könnte jezählt sind!"
(Die Woche)



„Max, welches ist denn der edelste Teil am Menschen?"

„Die Haut, Herr Lehrer."

„Wieso denn das?"

„Ja, die hält doch den ganzen Kerl zusammen."
Zeichnung: Edler (M)

Schwipp sitzt schon frühmorgens am Fluß und angelt. Hinter ihm dehnt sich der weite Garten der Irrenanstalt. Einer der Insassen, der im Garten beschäftigt ist, kommt an den Zaun und fragt:

„Haben Se schon wat jefangen?"

„Nee", gesteht Schwipp.

Am Abend kommt der Irre wieder an den Zaun, sieht Schwipp noch immer die Angel halten und fragt: „Na, haben Se jetzt wat jefangen?"

„Nee", gesteht Schwipp.

Da winkt der Irre mit der Hand und sagt freundlich: „Kommen Se rin." (Koralle)

Unentbehrlich

„Mein Freund hat Verstand für zwei."

„Ah, deshalb sagst du immer, daß du nicht ohne ihn leben kannst."

*

„Hat dir der junge Musiker auch schon erzählt, er könne nur noch komponieren?"

„Nein, aber es überrascht mich nicht — nachts wird ja immer am meisten gestohlen."
(Woche)

„So eine Seefahrt hat doch ihre besonderen Reize!"

„Und die wären"

„Was glauben Sie, wie glücklich ich war, als ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte!"

Unter Freundinnen

„Nein, wie hübsch du eigentlich bist", sagte Gisela, „wie gut du aussiehst, wie vornehm deine ganze Erscheinung — wirklich, das sehe ich heute zum erstenmal!"

„Wie kommst du darauf?"

„Weil mir gestern Herr Schön sagte, ich sähe dir zum Verwechseln ähnlich."

*

Familie Krollig ist an der See.

Erna und Peterchen puddeln im Wasser. Frau Krollig aber sitzt im Strandkorb und liest.

Die Flut steigt zwar langsam, aber der Roman ist so spannend. Und als Frau Krollig wieder nach den Kindern schaut, sieht sie nur Erna, die gerade noch mit dem Mund aus dem Wasser schaut.

„Du, Erna", sagt da Frau Krollig, „wo is denn dat Peterchen? Den seh ich gar nicht mehr."

„Laß man", meint da Erna beruhigend, „dem kann nix passieren, den hewwi ich hier an de Hand."

„Sehen Sie, diese junge Dame hat doch wundervolles blondes Haar!"

„Ja, das hat sie von ihrem Vater!"

„Wieso, ich denke, der hat 'ne Glatze gehabt."

„Ja, ja, mein Lieber, aber er ist doch Friseur."
Zeichnung: Edler (M)

„Wie viele Fische haben Sie denn schon gefangen, Herr Angler?" —

„Wenn ich den kriege, hinter dem ich gerade her bin, und dann noch zwei mehr, dann habe ich drei."
(Neue Z. Z.)

*

Dusselmann: „Sagen Sie, Herr Inspektor, ist eigentlich der Kunstdünger dem natürlichen Dünger vorzuziehen?"

Inspektor: „Ja, Herr Dusselmann, das ist schwer zu sagen, das ist Geschmackssache."

Falsche Richtung

Erich sitzt in ziemlich angeheiterter Stimmung in der Berliner Stadtbahn. Ihm gegenüber, ein alter, ehrwürdiger Herr, beobachtet ihn unablässig.

„Was guckst du so, Alterchen?" meint Erich fröhlich.

„Weißt du auch, wo du hinkommst, mein Sohn, wenn du so fortfährst?"

„Nach Potsdam."

„Du bist auf dem Weg in den Abgrund!"

„Verdammt, dann bin ich ja wieder in den verkehrten Zug eingestiegen."

Die Frage

Der Kapitän fragt den neuen Schiffsjungen: „Woran merkt man, wenn der Wind sich dreht?"

Meint der Junge verwundert: „Wieso, ist dies auch Ihre erste Reise"

„Ja, ja, heute sieht man die Dinge anders an, als vor zwanzig Jahren!"

„Ich weiß nicht! Ich bin erst achtzehn!"
Zeichnung: Radestock (M)

„Herr Kapitän, haben Sie eigentlich schon, einmal, wenn Sie auf See waren, ernstlich Angst ausgestanden?"

„Und ob! Das war, als ich mein Grogglas so hart an die Tischkante gestellt hatte."

Macht der Gewohnheit

Der Gerichtsdiener Kulicke ist an das Standesamt versetzt worden.

„Kulicke", sagt der Standesbeamte, „gehen Sie hinaus und rufen Sie das Brautpaar herein!"

Kulicke öffnet die Tür und ruft laut und vernehmlich: Hinze kontra Bröselmann!"
(Hamburger Illustrierte)

*

„. . . und da hatten wir das Gespenst des Hungertodes vor Augen", erzählt der Forscher am Mittagstisch in der Pension, „aber wir zerschnitten unsere Stiefel und kochten Suppe daraus."

„Pst! Nicht so laut! Daß es die Wirtin nicht hört!"
(Woche)

Das fehlt noch!

„Es ist wirklich erstaunlich, was alles in den letzten Jahrzehnten erfunden wurde: Telegraphie ohne Draht, Fahren ohne Pferd, Pulver ohne Rauch, Zielschiff ohne Besatzung . . ."

„Ja, es fehlt nur noch eins!"

„Und das wäre?"

„Mitgift ohne Frau!" (Wichita Egale)

„Ich glaube, Erich liebt mich. Gestern hat er zu mir gesagt, er schätze mich sehr hoch ein."

„Na ja, er wird dein Alter gemeint haben."
Zeichnung: Edler (M)

„Herr Doktor, stimmt es, daß Leberflecken verschwinden, wenn man Kürbis ißt?"

„Nur in ganz besonderen Fällen."

„So — und wann?"

„Wenn der Leberfleck auf dem Kürbis ist."
(Berliner Illustrirte Zeitung)

Woher soll er das wissen?

„Sagen Sie mal", fragt die Dame den alten Seebären, „geht Ihre Tätowierung beim Waschen nicht herunter?"

„Liebe Dame, das kann ich Ihnen leider nicht sagen!" (Lustige Blätter)

Inge zeigt Herrn Klax ein Bild.

„So war ich als Baby."

„So fahl?"

Inge erzürnt: „Aber, Herr Klax, Sie halten das Bild doch verkehrt!"

*

Reiseführer: „Das hier ist der größte Wasserfall der Gegend. Wollen die Damen vielleicht einen Moment ihre Unterhaltung unterbrechen, damit man das Rauschen hören kann?"
(Allgemeiner Wegweiser)

Gut behalten

Papa gibt der Familie auf der Seereise einige Aufklärungen.

„Also unser Schlafraum heißt Koje, das Fenster Bullauge und die Küche Kombüse."

Abends im Speisesaal flüstert Inge dem Papa ins Ohr.

„Du, Vati, es gibt warme Kombüse."
(Fliegende Blätter)

Unverändert

Frau Grünlich hat eine Karte für die Oper bekommen.

„Na", wird sie anderntags von der Spenderin gefragt, „wie hat's Ihnen gefallen?"

„Schön war's", meint Frau Grünlich, „aber das hat mich gewundert: die spielen noch die gleichen alten Schlager wie vor vierzig Jahren."
Zeichnung: Radestock (M)

Erhöhte Werbung durch eine Anzeige in unserer Zeitung bringt Ihnen lohnenden Erfolg

Preiswerte Uhren u. Ringe
mit Garantie. Bei Nichtgefallen Umtausch oder Geld zurück.
Nr. 3. Herrenarmbanduhr mit geprüftem 36stündigem Aufwerk, verchromt, M. 1.90
Nr. 4. Versilberter Oval-Armbanduhr, verchromt, M. 2.30
Nr. 5. **Bosseros Werk**, flache Form . . . . . M. 3.40
Nr. 6. Sprungdeckeluhr, 3 Deckel, vergoldet M. 4.90 Werk M. 7.40
Nr. 8. Armbanduhr, verchromt, mit Lederarmband . . . . M. 2.60
Nr. 85. Uhr, für Damen, kleine Form, mit Rinband . . . . M. 4.—
Nr. 99. Uhr, Goldschmuck, 5 Jahre Gar. f. Gehäuse, f. Damen, m. Rinband M. 5.90
Nr. 1460. Herrenarmbanduhr, verchromt, modern, M. 6.90
Nr. 642. Tischuhr, mod. Form, 37×20 cm, 8-Tage-Werk, Eiche poliert . . . . M. 7.80
Nr. 1461. Geschnitzte Kuckucksuhr, elektr. Kuckuck rgl. M. 2.50. Weckeruhr, ernam. geh. M. 1.60, Nickelkette —.25. Doppelkette vergold. M. —.70. Kapsel M. —.25. Nr. 612. **Monogr.-Siegelring** für Damen oder Herren vergoldet, einschließl. Monogramm M. 1.—
Nr. 614. Siegelring, Sechips Platte M. 1.—
Nr. 2803. Siegelring, mod. Form M. 1.—
Trauring, Doub. M. —.80. **Double-Ring** mit Stmil M. —.80. 2 Jahre Garantie. — Alt Ringmaß Papierstreifen einsenden. Versand gegen Nachnahme, Jahresversand 30000 Uhren, 20000 Ringe.
Katalog mit ca. 800 Bildern gratis!
Fritz Heinecke Braunschweig Abt. A8

Grau!
Spezial-Haaröl besei. graue Haare auf Dauer. Nachn. Nähfrei. Ch. Schwarz Darmstadt K 167 Herdw.

Heiraten
Lehrer in mitteldeutscher Großstadt, kath., 42 Jahre, 1.74 m, solid, vermögende, gebildete Dame in nur guter Erscheinung (Gestalt und Aussehen!), im Alter von 28 bis 33 Jahren, zwecks
Heirat
kennen zu lernen. Gefl. Zuschrift m. Bild (zurück!) unt. Nr. 11484 an „Der 7. Tag" Paderborn.

Kath. Fräulein, 35 Jahre, bietet kath. einfachem Arbeiter
Einheirat
möglichst n. Lande unt. Nr. 11267, Der 7. Tag" Paderborn

Werbung schafft Arbeit

Unterricht
Stottern
Kathol. Institut. Prosp. fr. **Technisches Institut Naeckel,** Berlin-Charlottenburg, Dahlmannstr. 32

Ab **3.–** RM monatlich 12 Raten
Anzahlg. 10-Gut-Billig 95 Modelle Katalog mit Farbmustern frei
Hans W. Müller Ohligs 413

Nikotin
vergiftet d. Körper. Werdet Nichtraucher ohn e Gefahr, gelb. Nähfrei. Ch. Schwarz Darmstadt. P 167 Herdw.

Schlank
und sicher! Im Gewicht Präm m. gold Medaille Anerkennung kostenlos Rudolph Mühlenberg S-S. Nr. 6

Stille Privatpension
Luftkurort, Hochwald, Pensionspr. 3.50 RM bei vier Mahlzeiten. Einzel- u. Doppelzimmer Prosp. u. Nr. 1128/3 „Der 7. Tag", Paderborn.

Inserieren
in unserer Zeitung führt stets zum
Erfolg!

STRICKER-Sport 1939
Verbandsfrei - preiswert
Katalog kostenlos!
Fahrradfabrik
E. & P. STRICKER
Brackwede-Bielefeld 274

Wenn Besuch kommt,
dann überraschen Sie ihn angenehm mit 3 verschiedenen Gebäcken aus einem Teig:
Bienenstich, Obstkuchen und Marmorkuchen.

Zum Grundteig brauchen Sie: 400 g Butter (Margarine), 400 g Zucker, 4 Eier, 2 Päckchen Dr. Oetker Sostenpulver Dannillegeschmack, knapp ½ l Milch, 1 kg Weizenmehl, 2 Päckchen Dr. Oetker „Backin"

Die Verarbeitung zeigt Ihnen mein neuer farbiger Prospekt „Wenn Besuch kommt". Sie erhalten ihn kostenlos bei Ihrem Lebensmittelhändler, sonst gern portofrei von

Dr. August Oetker, Bielefeld

Vergrößern Sie Ihren Kundenkreis durch die Anzeige in unserer Zeitung!

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": 1. Vj. 39: 45 388. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg. – Nr. 24 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 11. Juni 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Ehe das Glück beginnt...

Den einen befällt es früh, den anderen spät. Aber immer kommt es plötzlich und überraschend. Ein kleines alltägliches Erlebnis: ein sonnenheller Wolkenzug, ein sehnsüchtiges Lied hinter einer Gartenhecke, ein Vogelflug, ein Ausblick, ein sommerliches Gespräch, irgendetwas wird uns zu bedeutsamem und unwidersprechlichen Zeichen: Du mußt reisen. Irgend ein fernes Land, eine Stadt, die Berge, das Meer warten auf dich! Und von diesem Augenblick an bist du unruhig, aber in einer glücklichen und beseligenden Weise. Mühsam wie eine Schar flügger Vögel mußt du deine Gedanken für die alltägliche Pflicht zusammenhalten. Dich fesselt kein Kegelabend mehr, und am Stammtisch ist man besorgt um deine Gesundheit. Aber du straft mit Verachtung, was dich nicht begreift; denn dir ist alles klar: Du mußt reisen, sobald der Alltag und die Pflicht dich loslassen, an ein bekanntes oder unbekanntes Ziel, zu Fuß, mit dem Wagen oder mit der Eisenbahn. Nichts wird dich mehr halten. Du fieberst nur noch dem einen Augenblick entgegen, der dich in das „Land deiner Träume" entführt . . .

Wie gesagt, den einen befällt es früh, den anderen spät; aber niemanden läßt es aus, ob die Sehnsucht nun Erfüllung wird oder nicht. —

Das Buch der tausend Träume

Abends brennt bei Herrn Schmidt nun noch das Licht bis in die späte Nacht. Ihn hatte es eines Morgens in seinem Büro gepackt. Und zwar in Gestalt seiner kleinen Sekretärin, die plötzlich mit einem so reizenden Sommerkleid zum Dienst erschien, daß selbst Herrn Schmidt als einem eingefleischten Junggesellen die Augen aufgingen. Und schon verwandelte sich in Gedanken sein harter Bürostuhl in die Bank eines Eisenbahnabteils, und aus dem einen Sommerkleid wurden ungezählte, und fröhliche, urlaubsfreudige Menschen trugen sie. Noch am selben Mittag hat Herr Schmidt sich dann jenes dicke Buch erstanden, darin zu lesen den meisten Menschen ein unbegreifliches Rätsel ist: das Reichskursbuch. Herr Schmidt wittert hier eine Leidenschaft. Ihm ist dieses Buch jetzt spannender als ein Roman. Und siehe da! Sein reiseseliges Herz gerät in wahre Verzückung, wie er vorn und hinten blättert, noch ohne jeden festen Plan, wie er mit dem Zeigefinger die fettgedruckten Spalten entlang fährt und so von Stadt zu Stadt flitzt, in den Süden, den Norden, den Osten, den Westen und wohin er nur will. Der Schein der Tischlampe zieht um ihn einen magischen Kreis; sein kahles Junggesellenzimmer liegt in unbestimmtem Halbdunkel. Die Schwüle des Tages lastet noch im Raum und gegen die Fenster stoßen von draußen lichttrunkene Insekten. Dieweilen ist Herr Schmidt mit dem Zeigefinger immer noch unterwegs, und nur das aufgeregte Umschlagen der Seiten verrät, daß er gerade umsteigt, neuen Zielen, neuen Städten zu.

Herr Schmidt lächelt und hält ein auf seiner sausenden Fahrt. Nein, soweit will er ja garnicht. Aber es ist schön zu denken, soweit fahren zu können. Und morgen abend wird er endgültig den Zug herausschreiben, der ihn bestimmt mitnehmen soll . . .

Und in seinem Traum hat der Schnellzug dennoch in Kleinkirchen gehalten, und alle Mitreisenden leben in den Fenstern gelegen, als Herr Schmidt mit zwei großen Koffern in beinahe feierlicher Haltung aus dem Zug gestiegen ist . . .

Das „Geheimnis"

„Mit Lehmanns stimmt etwas nicht", sagen die Nachbarn und horchen und raten, was denn wohl hinter dem „Geheimnis" stecken könnte, mit dem sich die ganze Familie plötzlich umgibt. „Er" schaut nicht rechts und nicht links, wenn er über die Straße geht, als denke er über eine große Sache mühsam nach. „Sie" schaut sehr wohl rechts und links, aber in einer sieghaften und überlegen-lächelnden Art, als müßte sie mehr als alle anderen wissen. Und Helmut, Fritz und Inge tuscheln untereinander und hüchern . . . Aber niemand wird etwas gewahr. Soll ja auch nicht! Denn die fünf haben sich geschworen, es niemandem zu verraten: im nächsten Monat wird ein Auto gekauft! Wahrhaftig ein Auto! Ha, wird das einen Sommer geben! Und wie jeder vor Erwartung zittert! Mittags wird das Sofa immer wieder genau auf die Breite des hinteren Wagensitzes ausgemessen und Helmuth, Fritz und Inge probieren unentwegt, ob sie auch genügend Platz haben, ja es gibt schon erregte Auseinandersetzungen, wer in die Mitte und wer an den Seiten sitzen soll. Die Mutter hat Sorge um die zerknüllten Kleider und bittet außerdem um die Festsetzung einer höchstgeschwindigkeit. Aber Herr Lehmann selbst ist wie abwesend mit seinen Gedanken. Er hört nur das feine faszinierende Summen des Motors, suchtelt in Gedanken mit den Händen wohl mal in der Luft herum, wenn er im Geiste die einzelnen Schaltungen übt. Was kümmert ihn ein Ziel? Es wird ja an jedem Ferientag anders heißen. Nur der eine Gedanke beraucht ihn: Auf der weiten weißen Straße dahingetragen zu werden, Wälder und Täler vorbeifliegen zu sehen, durch die winkligen Dorfstraßen zu pirschen und mit Weltmannsmiene durch die großen Städte zu fahren. Jedem Druck, jedem Handgriff muß der Wagen gehorchen. Ein lebendiges Wesen wird ihm das schnittige Gefährt, er sucht und sagt ihm Kosenamen lobt und tadelt es . . . Oh, der Wagen wird gewissermaßen Familienmitglied werden, das es gut haben soll, denn es wird ja soviel Freude zu verschenken haben!

„Bei Lehmanns stimmt etwas nicht!". Die Nachbarn haben recht. Aber sie werden es erfahren, im nächsten Monat schon, und große Augen machen, wenn Lehmanns in einem neuen, schnittigen Wagen vor einer großen Staubwolke verschwinden . . .

Land der Burgen — Land des Reiseglücks. Burg Thurandt/Mosel, Rad. von Theo Blum Bavaria-Verlag, Gauting

Ein Paar Nagelschuhe

Sie haben lange Wochen in einem Dachzimmer ruhig gestanden. Aber am Abend eines hellen Vorsommertages werden sie aus ihrer Beschaulichkeit herausgerissen und müssen es sich gefallen lassen, „auf Haut und Vogel" geputzt zu werden. Bedächtig wiegen die jungen Hände sie

auf und wieder — und es ist im Rhythmus des langen, greifenden Wanderschrittes. Welchen Weg werden diese Schuhe machen in diesem Sommer? Wieviel Höhen werden sie erklettern, wieviele Täler durchsteigen? Wann wird die Stunde ihres Aufbruchs sein? Bald, bald . . .

Der Himmel brauhen brennt im Abendrot. Fern über den Dächern der Stadt überflutet die Höhen die Glut der sinkenden Sonne, und auch die kleine Dachstube füllt der rote Schein. Da lassen die Hände die schweren Schuhe sinken, holen die alte, buntbebänderte Gitarre von der Wand, und prüfend fahren die Finger über die Saiten:

„Jenseits des Tales standen ihre Zelte,
Zum roten Abendhimmel quoll der Rauch . . .“

Ja, nun werden die Zeltstädte wieder wachsen an den Hängen, junge Augen werden in warme Sternnächte hinaussehen, und in der ersten Frühe des Tages werden viele Nagelschuhpaare, von leichtem, elastischem Schritt getragen, Meile um Meile hinter sich lassen. —

O Glück, ins weite Land zu fahren, und wäre es nur auf Schusters Rappen! Lk.

Der Junge im Baum

Kurzgeschichte von Ella Luise Rauch

Der Mann hatte den stillen Talweg, in den sich selten Menschen verliefen, langsam durchwandert. Seine Gestalt war schmal und gelenkig, sein Gesicht jung und leicht verträumt. Es verriet nicht, was ihn bewegte. Es war ein sehr ernstes Gesicht. Aber keine Schönheit, kein Lichtfunke auf diesem Waldwege war den ernsten Augen entgangen, vertieften Dankes waren sie voll. Auch als er rastete, ein Stück Brot und einen Apfel hervorzog, sah er beides mit dem Blick des Dankes an, ehe er hineinbiß und es schnell verzehrte.

Vor den Augen des Mannes erhob sich ein Fels, von dem aus ein Rundblick weit zu genießen war: Sein Ziel. Schon als er näher kam, hörte er lautes Sprechen und Rufen, aus dem Unruhe klang oder Angst, und das seinen Schritt antrieb. Als er dann den Blick frei bekam, sah er den Strom und zwei Boote darauf, deren Insassen zum Felsen hinaufblickten und beschwörende Rufe an ihn zu richten schienen. Anlegen konnten sie auf dieser Seite der glatten Steinwände wegen nicht. Der junge Wanderer, beunruhigt, bestieg den Felsen von hinten, und als er oben stand, sah er erschreckt an der Eiche, die ihre starken Aeste über den Fluß streckte, einen Buben hängen. Ihm galten die Rufe und die Angst in den Booten. Auch eine Frau sah mit darin.

Der junge Mann — er hieß Gundolf — beobachtete, daß die Männer unten Fischernetze ausbreiteten. Sie wollten demnach den Buben bestimmen, sich fallen zu lassen. Er schätzte die Höhe auf etwa sechs Stockwerke, das würde für ein Kind ein sehr gewagter Sprung sein. Konnte denn der waghalsige Schlingel, der doch bis an die Spitze des Astes vorgekrochen sein mußte, nicht auf dem gleichen Wege wieder zurück? Er hing wie leblos, und wie überhaupt hielt er sich denn? Gundolf spähte scharf und spürte plötzlich sein Herz rasend schlagen. Der Bub hielt sich nicht mit den Armen, wie er geglaubt und wie die unten auch glauben würden, der Bub war aufgehängt. Aufgehängt, weil der knorrige Aststumpf sich unter seine Strickjacke geschoben hatte und ihn schwebend daran hielt. Er würde also abstürzen, wenn das Gewebe riß. Befreien konnte er sich nicht. Vielleicht war er auch besinnungslos. Er antwortete denen dort unten nicht.

Beikommen konnte ihm auch von oben keiner. Wer sich auf dem Ast kriechend vorwagen würde, mußte wohl abstürzen, wenn er den Jungen berühren wollte. Und doch mußte dieser Versuch gewagt werden, bevor der Hängende erstickte.

Gundolf war nun kein Preisturner. Er war ein Mensch, der seine Hohen und fuchenden Gedanken, seine innerlichen Gesichte am Schreibtisch auf weiße Blätter brachte, welcher Arbeit immer ein feines und tiefes Ueberlegen vorausgehen mußte. Aber Ueberlegungen waren hier nicht am Platz. Er betrachtete seine Hosen und seinen Wanderstock, zog den Rock aus und bestieg die Eiche. Das war nicht eben leicht, weil er den Stock nicht verlieren wollte.

Er kam an den Ast, an dem der Todgeweihte hing, sah, daß der bis zur Mitte stark genug war, auch ihn zu tragen, daß aber doch ein Wunder helfen müsse, wenn's ihm gelingen sollte, sich so weit vorauszustrecken, daß er mit dem Stock das Gewebe der Jacke befreien konnte. Wenn er nicht selbst abstürzte, wenn die Männer das Netz elastisch genug hielten, wenn — wenn —

Er krach bereits wie eine Schlange. Und während er diesen Weg, der ein Todesweg sein konnte — dann stürzte er, mußte er auf die spitze Randkante des Felsens schlagen — zurücklegte, glaubte er zu sehen, daß der Himmel von einer Blässe war, wie er sie noch niemals gesehen. Der Fluß hatte ein Leuchten, als ergösse das himmlische Licht sich nicht nur von oben in ihn, als strahle es auch aus den Tiefen des Bettes heraus. Die Ufer drüben grünten, so lebensstark, wie er nie ein Grün gesehen, und das Dorf hatte Farben und ein Leuchten von Edelsteinen. Fern schimmerte das Gebirge, herrlich die Linie unter dem Horizont — nie hatte die Erde sich mit so heiliger Gebärde aufgereckt.

„Das muß Doris erfahren“, sprach es in ihm. „Wir haben nicht gewußt, wie schön die Erde ist. Unsere Armut sorgt und sorgt. Nie werden die Einnahmen reichen. Aber das Leben ist unser! Wir müssen es rund erfassen lernen. Schöne Erde!

Oh, als ich ihr das Büchlein schenkte — erbarben mußte ich's — wie hat sie sich gefreut! Sie hat geglüht vor Freude — aber sie hat geweint. So ernst sind wir, daß unsere Freude weint. Doris — hörst du's — erst wenn wir das Leben verlieren sollen, wissen wir, was wir zu verlieren haben. —

Mühsam indes, krampfhaft die Beine um den Ast klammernd, hielt er sich und arbeitete stocherndd mit dem Stock an der blauen Jacke. Sah, zusammengepreßt in Sekunden, tausend Bilder seines Lebens aufleuchten, so von Glanz überschüttet wie die Landschaft, die er eben erblickt. Aber sein inneres Schauen, ganz diesen Bildern zugewendet, hinderte nicht, daß seine Ohren die Rufe von unten hörten.

„Spring ein, Toner!, spring ein!“ schrie es, da stieß er noch einmal kräftig zu, fühlte den Ast schwanken und hielt sich mit beiden Händen schreckhaft fest. Ast und Jacke waren getrennt, das Kind war abgestürzt, der Stock mit. Schreie tönen von unten, dann wurde es still. War das Kind lebend gerettet?

Dieser jetzt einzigen Frage in ihm gab eine Frauenstimme Antwort. Sie hallte. „Lausbub, damischer. No einmal, wenn i di derwisch! O Herrgott, er lebt. Er lebt!“

Oben der junge Helfer hörte es mit geschlossenen Augen. Zum ersten Mal an diesem Tage lächelte er. Und dann dachte er: ich werde alles an Doris erzählen müssen. Die Hose hat einen Riß. Der Stock ist fort.

Verschrammt und ziemlich mitgenommen fand er sich zurück auf den Erdboden. Die Boote waren bereits drüben am Ufer, er beobachtete die Landung. Der Toner! wurde getragen.

„Sonst tät ihn die Mutter auch gleich auszahlen“, dachte er, und als er nun den stillen Talweg zurückschritt, beschloß er, daß die geliebte Doris ihn — mit anderer Münze — auch auszahlen müsse. Um der Erkenntnis willen, die er für sie und sich gewonnen, und weil ihm vorkam, daß er eine Belohnung verdiene. Und wer sollte sich darauf besser verstehen als eine liebende Frau?

„Willkommen, wer die Arbeit liebt!“

Von Wolfgang Zenker

Meister Andreas Fabian hatte auf ein Brett von Lindenholz die Worte geschrieben: „Willkommen, wer die Arbeit liebt!“ Und die Buchstaben hatte er mit glühendem Eisen schön schwarz gebrannt, daß sie sich deutlich abhoben von dem hellen Holz. Das Schnitzen und Brennen verstand er vortrefflich, wenn er auch selten mehr Jahrgang und Wachstum in die Stirnbaum buchiger Fässer brannte. Denn das Küferhandwerk lag darnieder wie alles nach dem großen Krieg, da Schwed und Franzos an die dreißig Jahre im Lande gehaust. Ganz verarmt war der alte Küfermeister freilich nicht. Garben und Weinberg waren ihm unversehrt, im Keller lag noch manch gutes Faß gefüllt oder leer, und sein einziges Kind, das Sabinchen, war froh und gesund in den jungen Frieden hineingeblüht. Nur fleißig, mit kräftigen Armen fehlte es, — das Unkraut stand üppiger fast als die Reben im harten verkrusteten Weinberg, und des alten Mannes Hände allein schafften's nicht mehr. Die Gesellen und Gehilfen aber waren davongelaufen, der werbenden Trommel nach, die leichteren Gewinn verhieß, und waren nicht wiedergekommen.

„Gib acht! Das hilft uns!“ sagte Sabine und nahm das Schild mit dem Willkommenspruch, sprang durch das Unkraut des Weinbergs bis hinab an die niedere Mauer, an der die Straße vorüberführte, und stellte es recht sichtbar neben die Pforte. Dann trat sie ein paar Schritte auf die Straße hinaus und betrachtete das Schild, wie es sich ausnähme. „Willkommen!“ rief eine fröhliche Stimme da neben ihr, und ein junger Bursch, dessen Kleidung halb einen entlassenen Soldaten, halb auch einen wanderenden Scholaren vermuten ließ, bot ihr lachend die Hand. „Willkommen!“ sagte Sabinchen und lachte zurück. „Liebt ihr die Arbeit?“ „Das will ich meinen!“ rief der Bursch, aber er sah mehr auf das saubere Mädchen, als auf das Schild. „So kommt zum Vater!“ sagte sie und lief voraus. „Vater!“ rief sie auf halbem Wege, „da bring ich schon einen“.

Vor seinem Haus trat Meister Andreas seinem fremden Freunden entgegen. „Willkommen, wenn er die Arbeit liebt!“ sagte er. „Und ob ich sie liebe!“ entgegnete der Fremdling. „Ich liebe sie gleich einer Jungfrau mit blonden Locken und roten Wangen, sie lacht mich an mit einem kirschroten Mund und blitzt mit munteren Augen, oh, wie ist die Arbeit so köstlich, des Lebens allergrößte Freude, daß ich nicht aufhören mag, sie zu preisen. Selbst den Schlaf der Sommernacht möchte ich hingeben, um keine Stunde von ihr zu lassen, am frühen Morgen ist sie mein erster Gedanke, und selbst in meinen Träumen denke ich ihrer . . .“ „Es scheint, ihr liebt die Arbeit sehr“, sagte lächelnd Meister Andreas. Das Sabinchen aber trat hinter des Fremden Rücken und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu, denn sie merkte wohl, daß der Bursche lästig ihr eigenes Lob sang, indem er die Arbeit zu rühmen vorgab. „Ich liebe sie so, daß ich nicht ohne sie sein kann“, setzte er seine Rede fort und lehnte sich an den Stamm einer Linde vor des Küfers Haus. Da sah er im offenen Fenster einen Weinkrug stehen und einen Becher. „Hunger und Durst macht sie mir, wenn ich nur an sie denke . . .“ „Dann ist es billig, daß ihr euch stärkt“, sagte Meister Andreas und reichte ihm Becher und Krug. Sabinchen aber brachte ein großes Stück Brot aus dem Hause. „Der Weg macht müde“, sagte der Bursche zwischen kräftigen Schlucken und Bissen. „Auch ihr sollt leben, wenn ich erst geschlafen habe und ausgeruht bin, wie ich noch viel Besseres zu sagen weiß von der Arbeit, der lieben Arbeit, der köstlichen Gottesgabe.“

Indessen war hinter ihm ein junger Wandersmann den Weinberg von der Pforte heraufgekommen, der hatte auch das Schild gelesen. Er wartete bescheiden, wenn er mochte die schwungvolle Rede nicht unterbrechen. Da sah ihn der Meister Andreas Fabian und fragte mit einem heiteren Augenzwinkern: „Nun, habt ihr auch ein Loblied auf die Arbeit zu singen . . .?“

Der Wandersmann, der wie ein armer Bauernsohn gekleidet war, drehte die Kappe zwischen den Händen. „Mein“, sagte er verlegen, „ich suche eine Hacke, daß ich anfangen kann!“

Da lachte Meister Andreas herghaft auf: „Gib ihm das Werkzeug, Sabine“, rief er, „das ist der Rechte. Den anderen will ich zeigen, wo die Straße weitergeht.“

Jo-Jo

Dies nebenbei

Die Sehweite des menschlichen Auges ist begrenzt. Aber das technische Zeitalter hat dem Menschen die Möglichkeit gegeben, durch Fernrohre die Grenze des Sichtbaren ins Unvorstellbare auszudehnen. Der Laie kann sich beispielsweise kaum vorstellen, was es heißt, wenn mit einem Fernrohr von unserer Erde aus ein kleiner Mond in der Nachbarschaft des Mars noch gesehen werden kann, der nur zwölf Kilometer im Durchmesser hat. In einer bekannten Zeitschrift lasen wir eine Notiz, durch die dieses technische Wunder sehr gut illustriert wird: Die Entfernung Mars—Erde beträgt durchschnittlich 90 Millionen Kilometer, der Mond in der Nähe des Mars hat, wie gesagt, einen Durchmesser von zwölf Kilometer. Verkleinert man nun die Maße so, daß der Durchmesser des Mondes nur noch dem eines Zehnpfennigstückes entspricht, dann ist die Entfernung zwischen Erde und Gestirn gleichzeitig auf 150 Kilometer zusammengeschrumpft. Man müßte also mit dem Fernrohr, mit dem man von unserer Erde aus den kleinen Mond in der Nachbarschaft des Mars sieht, von München aus ein Zehnpfennigstück erkennen können, das in Nürnberg ist, — wenn die Krümmung der Erdoberfläche das zuließe. Aber dieser Vergleich gibt ein sehr gutes Bild von der technischen Leistung heutiger Fernrohre.

*

Nun ist aber interessant zu lesen, daß am 25. Februar d. J. der Kölner Wetterflieger in 4000 Meter Höhe fern am südlichen Horizont das Montblanc-Massiv in den Alpen erkennen konnte, das 533 Kilometer entfernt ist. Dafür gibt eine andere Wochenschrift durch Dr. Wattenberg eine Erklärung: In Schulbüchern findet sich häufig die Aufgabe, wie weit man von einer bestimmten Erhebung aus das Land überschauen kann. Bei der Lösung wird aber ein sehr wichtiger Faktor außer Acht gelassen, nämlich die Tatsache, daß die Lichtstrahlen in der Atmosphäre nicht gradlinig verlaufen, weil sich die Dichte der Luft von Schicht zu Schicht ändert; die fortgesetzte Brechung der Lichtstrahlen führt zu einer Krümmung. Da der geographische Breitenunterschied Köln—Montblanc 4,6 Grad beträgt, müßte der Berg wegen der Erdkrümmung 7000 Meter hoch sein, um in 4000 Meter Höhe bei gradlinigem Verlauf der Lichtstrahlen noch gesehen zu werden. Tatsächlich ist das Bergmassiv aber nur 4800 Meter hoch. Hier hilft die Brechung der Lichtstrahlen, die eine scheinbare Hebung bewirkt und die in diesem Falle 5400 Meter beträgt, so daß der Montblanc eine scheinbare Höhe von 10 200 Metern erlangt, also um 3200 Meter über den Himmelsrand emporragt und so in 4000 Meter Höhe von Köln aus sichtbar wird.

*

Von jeher ist es ein Erfindertraum gewesen, künstlichen Regen herzustellen. Aber bisher hat sich die Natur in dieser Hinsicht nicht ins Handwerk pfuschen lassen. Die Pariser Presse berichtet in diesen Tagen ausführlich über ein neuartiges Verfahren, Regengüsse künstlich hervorzurufen, dessen geistiger Vater ein französischer Ingenieur ist. Es soll sich dabei um die Verwirklichung des Prinzips der Wasserhose handeln, die ja nichts anderes ist als ein aufsteigender Wirbel warmer, wassergeladener Luft, der sich in den höheren Luftschichten zu Regenwolken kondensiert. Mit Hilfe eines 150 Meter hohen Turmes will der französische „Regenmacher“ einen derartigen Wirbel künstlich erzeugen, indem er aus einer trichterförmigen Oeffnung pro Minute eine Million Liter Wasser in die Luft schleudert. Der künstliche Wirbel wird mit Hilfe mehrer elektrischer Ventilatoren hervorgerufen, die auf der Spitze des Turmes eingebaut sind und eine ähnliche Einrichtung darstellen wie die modernen Windkanäle, in denen neue Flugmodelle ausprobiert werden. Mit sechs derartigen Türmen will der Erfinder in wenigen Minuten die ganze Stadt Paris „in einer kilometerdicken Wolkenschicht verschwinden lassen können“, eine Möglichkeit, die sich allerdings erst bewähren müßte, und da liegt, scheint's, der Hase im Pfeffer . . .

*

Eine ganze Reihe von „magischen Spiegeln“ sind in die Räume der neuen „Mauretania“, des 34 000 Tonnen großen englischen Passagierdampfers, eingebaut worden, der in 8 Kürze seine Jungfernfahrt von Liverpool nach Newyork antreten wird. Mit diesen Spiegeln hat es eine ganz besondere Bewandtnis. Sie dienen nämlich der Bekämpfung der — Seekrankheit. Zum ersten Mal hat man hier ein neues Patent praktisch verwertet, das in einem die Wirklichkeit verfälschenden Spiegel besteht. Der „magische Spiegel“ gibt jedem, der sich in ihm betrachtet, ein vorteilhaftes und gesundes Aussehen. Selbst ein bleiches, müdes Gesicht verwandelt sich in ihm in ein sonnengebräuntes, blühendes Antlitz, eine Wirkung, die mit Hilfe eines besonderen physikfarbenen Glanzes im Spiegelglas erzielt wird. Von der Erfahrung ausgehend, daß die gefürchtete Seekrankheit häufig eine Sache der Nerven und der Selbstsuggestion ist, glaubt man, mit Hilfe des neuartigen Zauberspiegels das Leiden bannen zu können. Der Passagier, der des Morgens mit dem unsicheren Gefühl, seekrank zu werden, den Frühstücksraum betritt, faßt neuen Mut, wenn er im Spiegel sein gesundes, gebräuntes Ebenbild sieht, und verscheucht, bekehrt durch die Antwort des Spiegels, jeden Gedanken daran, daß er seekrank werden könnte. Ein kleiner Trick vertreibt ein Leiden, das sich mancher nur selbst einbildet, allerdings wohl auch nur dann, wenn er es sich nur einbildet . . .

Jo-Jo

Heitere Tatsachengeschichte:

Wahre Seelengröße

Der Schaffner trat unablässig auf die Klingel, dagegen dachte der breitschultrige Fleischer vor uns gar nicht daran, mit seinem Fuhrwerk von den Schienen herunterzugehen.

Es wäre in der Vorstadtstraße zum Ausweichen sehr wohl Platz gewesen. Zwischen Schiene und Bordkante hatte knapp, sehr knapp allerdings ein normaler Wagen noch Platz. Vielleicht ragten auch die zwei, drei frischgeschlachteten Schweine mit ihren Hinterläufen um ein Weniges über die Wagenbreite hinaus und der Schlächter glaubte dadurch einen Freibrief auf unbedingte Vorfahrt zu haben, jedenfalls dachte er nicht daran, auszuweichen!

So zuckelten wir langsam hinter dem Karren her. Der Schaffner schimpfte, trat wütend auf die Klingel und bremste die leicht abschüssige Straße einen Meter, zwei Meter immer sacht hinter dem Wagen her.

Die Glocke gellt was sie nur kann. Der Fleischer, ein Mann wie ein Schrank, regt und rührt sich nicht.

Vor ihm geht in weichem Schritt sein Pferdchen. Einmal langsamer und sofort muß auch der Schaffner bremsen.

„Himmeldonnerwetter“, flucht er sich den Zorn vom Herzen und hämmert auf die Glocke.

Der Kerl vor uns dreht sich nicht einmal um. Er fühlt sich vollkommen als Herr der Situation. Seine Ruhe ist direkt aufreizend.

Verlieh nun den kleinen Schaffner die Geduld oder das Nebenspitzengefühl für seine Fuhrpremse? Oder senkte sich die Strafe etwas stärker?

Jedenfalls stießen wir sanft, ganz sanft, aber doch nachdrücklich einen Moment nur, ach was Moment: den Bruchteil einer Sekunde an den Fleischerwagen an.

Mit einem Schlag, tatsächlich im Handumdrehen, sah der schwere Mann neben seinem Wagen auf der Straße. Ich traute meinen Augen nicht.

Wie war er so plötzlich vom Kutscherbock gefallen? Und dazu so glücklich auf seine massig gepolsterte Kehrseite? Hoffentlich hatte er sich nichts verstaucht?!

Da rappelte er sich schon auf. Drehte mühsam eine Kurve und humpelte heran. Der kleine Wagenführer, der die Bahn natürlich im Nu zum Stehen gebracht hatte, sank vor Schreck richtig in sich zusammen. Er hielt sich an seiner Kurbel aufrecht und sah hier schnurgerade aus, als ginge ihn das alles überhaupt nichts an. Er hatte jedenfalls seine Pflicht getan.

Wir als einzigstem Passagier des Vorderperrons wurde es auch schwül zumute und im Rücken spürte ich die Unruhe des Wageninneren. Es sah nach einer solennen Keilerei aus und dabei fällt oft etwas ab. Zumeist für die Zaungäste.

Da war schon der Fleischer. Ein wandelnder Berg. Er angelte nach dem rechten, angelte nach dem linken Griff und zog sich schnaufend auf die Stufe. Die ganze Tür schien ausgefüllt. Rotüberlaufen das fußballrunde Gesicht, zornig drohten seine Augen.

Der Schaffner schwitzte sichtlich vor Angst und sah unverwandt gerade aus, als wäre er nie geärgert worden und hätte in seiner weiß Gott doch vollauf berechtigten Entrüstung nie gestimmt. Mir trat ebenfalls der Schweiß auf die Stirn. Was sollte jetzt losgehen? Atemlose Spannung.

„Ich nehme Dir das nicht übel“, rollte ein erschrecklich tiefer Baß über den Schaffner hinweg.

„Du kannst ja nichts dafür“, war die schon etwas verbindlichere Fortsetzung.

„Denn — — —“, wohlberechnete Kunstpause!

„Du bist ja ein Hornvieh!“, war der überraschende Schluß.

Sprachs. Kletterte vom Vorderperron. Stampfte gemächlich zu seinem Wagen. Bestieg, ohne auch nur einen Blick, geschweige ein Wort an uns und an den herbeigeeilten und lebhaft protestierenden zweiten Schaffner zu verschwenden, seinen schwankenden Kutscherbock. Rückte sich sorgfältig zurecht und zottelte Schritt für Schritt weiter vor der Straßenbahn einher.

Hochroten Kopfes folgte der Schaffner und muckte sich nicht.

An der nächsten Seitenstraße bog der Fleischer ein. Zufrieden mit sich, mit Gott und mit der Welt. — — —

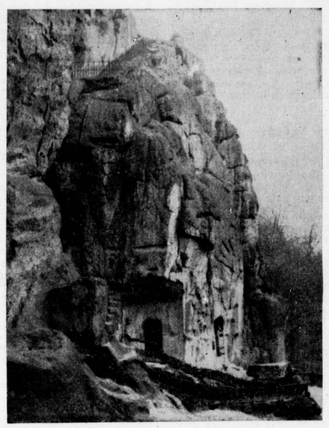
Nennt man das nun Dickfelligkeit, Unverschämtheit oder gar . . .? Siehe die Ueberschrift!

Des Führers Garde fährt durch Westfalen

Ein Gruß den Kämpfern der Alten Garde zur Reichsfahrt

In diesem Jahre hat der Gau Westfalen-Nord die Ehre und Freude, den Kämpfern der Alten Garde Gastgeber sein zu können; wie alle anderen Gaue sieht auch er in dieser Fahrt eine willkommene Gelegenheit, den Stoßtrupp-kämpfern für die deutsche Freiheit einen kleinen Teil des Dankes abzustatten, den wir alle zutiefst jenen Männern gegenüber fühlen. Wenn dahee in diesen Tagen der Gau seinen schönen Festschmuck anlegt und seinen Gästen sein Bestes bietet, dann darf man gewiß sein, daß hier das Herz Westfalens spricht. Westfalen-Nord wird den alten Kämpfern durch seine tausend Schönheiten und seinen herzlichen Willkom. n diese Fahrt zum bleibenden Erlebnis zu gestalten wissen

Der Erbdroste-Hof in Münster



Externsteine

Die Senne

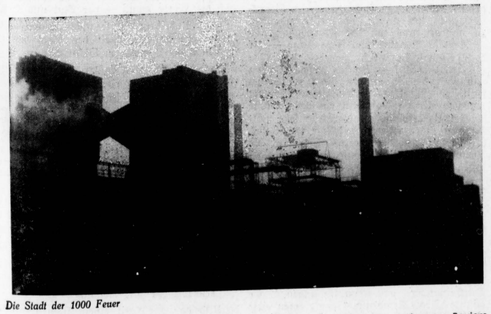
Der Dichter an seine Landsleute:

**— Alle sprecht ihr eine Sprache, frommer Mütter biedre Söhne,
Ob sie rauh im Waldgebirge, weich im Sand der Heid' ertöne.**

**Rügt es nicht, wenn ich den Helden in der Heimat Farben male;
Dünkt er manchmal Euch ein Träumer, nun, er war ja ein Westfale:**

**Zäh, doch bildsam, herb, doch ehrlich, ganz wie ihr und euresgleichen,
Ganz vom Eisen eurer Berge, ganz vom Holze eurer Eichen —**

(Aus Friedrich Wilhelm Webers „Dreizehnlinden“)



Die Stadt der 1000 Feuer

Wer aufmerksam hinzuhören vermag, wird das Wort vom Herzschlag des schwarzen Reviers verstehen. Ein leises Summen, aus tausend und abertausend Geräuschen der Arbeit und des Verkehrs entstanden, liegt wie eine beständig singende Melodie über dem Land. Zur Nachtzeit ist sie am deutlichsten vernehmbar, verstärkt durch das Rauschen der vielen Transportzüge und das mörderische Geknatter der zahlreichen Lastwagen, die auf den Fernstraßen dahinfahren. — Wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht liegt das Land unter dem Nachthimmel da. Es gibt Ausblicke, die so überwältigend sind, daß man sie nie vergißt. Lichterkette reiht sich an Lichterkette, alle Regenbogenfarben schimmern, vom glühendsten Weiß der Bogenlampen bis zum grünen Gefunkel der zahlreichen Signallichter. In langen, schnurgeraden Reihen, in wunderlichen Figuren, hell und dunkel, riesengroß und winzig klein strahlt Licht an Licht. Dazwischen leuchten die Koksöfen der Zechen beim Ausstoß gleich Fackeln auf, und, wenn die Giganten der Nacht, die Hochöfen, ihre glühende Lava in die Form gießen, gehen die Riesenfächer ihres Lichts gespenstergleich am Himmel dahin und überstrahlen die Sterne.

Walter Vollmer.

So war es im vorigen Jahr: Die Alte Garde im Gau Koblenz-Trier

Aller Ferne blauen Räumen
fremd ist dieses stille Land,
bleibt es trauervoll verbannt,
wo der Erde Wunder schäumen.
Doch mit dunklen Föhrensäumen
und der Armut frommer Hand
ist es Heimat.
Ruht es ganz in eigenen Träumen —
Sand nach Norden und nach Süden Sand.

Jene Bertelsmann

Aufnahmen:
1 Donner, Gelsenkirchen
1 Ahrens, Koblenz
1 W. V. (Daude)
3 Archiv

8

Das Liebeslied vom Gardasee

(Copyright by Prometheus-Verlag)

Roman von Hans von Hülsen

„Ein ausgezeichneter Titel", sagte er, „ein Titel, der schon allein den halben Erfolg macht! Auropas Erfolg. Sie sind doch wohl über eine Aufführung noch keine Bindungen eingegangen?"

„Warum? Es ist noch gar nicht ganz trocken! Ich habe wirklich noch nicht darüber nachgedacht."

„Um so besser! Um so besser. Herr Ottenrieth. Weil ich Sie in diesem Fall bitten möchte, keine Abreden zu treffen, bevor —"

„Bevor?"

„Nun, um es rundheraus zu sagen, bevor Sie die Vortheilage gehört haben, die Ihnen meine Firma zu machen bereit wäre. Sie werden das verstehen, Herr Ottenrieth, daß wir ein ungemein großes Interesse daran haben — bei Ihrem Namen, der heute in der Musikwelt — ich brauche das nicht weiter auszuführen. Wenn Sie heute mit einem ernsten Werk — bitte, mißverstehen Sie mich nicht, es soll darin keinerlei Geringschätzung Ihrer sonstigen Arbeit liegen, — also mit einem ernsten Werk auf den Plan treten, das doch ganz gewiß von der ungeheuren technischen Meisterschaft Ihrer Bühnenwerke profitiert haben wird. Das Interesse muß ja automatisch ganz unabsehbar sein. Und dabei sozusagen den Geburtshelfer zu spielen, das ist für meine Firma eine Selbstverständlichkeit. Das Werk wird im Druck erscheinen?"

„Auch darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht."

„Um so besser! Eine Aufführung aus der Handschrift — sozusagen eine Premiere im Konzertsaal — das zieht, das zieht ungeheuer! Kurzum, wenn Sie geneigt wären, mit uns in Verbindung zu treten, ich bin überzeugt, daß Frau Armbruster das Menschenmögliche aufbieten würde, um eine glänzende Aufführung zustande zu bringen; man könnte die Philharmoniker gewinnen, vielleicht durch ein paar auswärtige Solisten verstärkt, kurzum, ganz große Klasse! Was meinst du, Reh?"

Renata merkte, wie Ottenrieth innerlich unter dieser plötzlichen Vertrautheit zusammenzuckte, wie er für eine Sekunde qualvoll die Augen schloß. Fritz, du bleibst ein Esel, dachte sie lächelnd, daß du deine Sache auf diese blöde Weise gefährdest. Aber sie sagte:

„Ich bin natürlich auch überzeugt, daß Frau Armbruster sich mit allen Kräften einsetzen würde. Und daß, wenn Herr Ottenrieth überhaupt an Wien denkt, jedenfalls niemand größere Möglichkeiten hat."

„Ganz gewiß niemand!" rief Armbruster. „Das wissen Sie selber so gut wie irgendeiner! Wenn wir die Sache in die Hand nehmen — fragen Sie, wen Sie wollen, fragen Sie Lamond oder Schlusnus oder Kulenkampf oder Habermann oder Gigli oder wen Sie wollen, ob sie jemals einen Mißerfolg mit uns gehabt haben!"

Ottenrieth hatte sich schon wieder gefaßt, von der Stimme des geliebten Mädchens beruhigt. Er sah dem Eifer des Mondgesichts belustigt zu. Er genoß diesen Augenblick in tiefem Zug. Die vielen Hunderte von Ablehnungsbriefen fielen ihm ein, die er in den langen Jahren seines Ringens bekommen und heute noch in seinem Schreibtisch verwahrte — wenn ihm damals jemand gesagt hätte, daß einmal der Prokurist des großen Hauses Armbruster sich persönlich zu ihm bemühen und ihn förmlich bitten würde, mit ihm in Verbindung zu treten! Ja, alles wäre dann leichter gewesen. Und alles wäre dann anders gekommen!

„Es ist wirklich unnötig, daß Sie mir den Ruf Ihrer Firma auseinandersetzen, Herr Armbruster, den kennt ja jedes musikalische Kind. Und ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten, das ich ernstlich überlegen will, wenn es soweit ist. In einigen Tagen denk ich, wird es soweit sein, daß ich mich von der Arbeit trennen kann — augenblicklich ist immer noch dies und das daran zu tun. Dann komme ich gern auf Ihren Vorschlag zurück. Für heute muß Ihnen meine Versicherung genügen, daß ich vorher mit niemand anders verhandeln werde. Bitte, nehmen Sie doch noch eine Zigarette!"

„Danke sehr", sagte Fritz Armbruster befriedigt und bediente sich aus der großen kristallenen Dose auf dem Tisch.

Aber zugleich ärgerte er sich schmählich über sich selbst. Denn hatte er sich nicht vorgenommen, sofort nach dem durch den zähen Willen der Tante unvermeidlich gewordenen geschäftlichen Gespräch das Haus dieses ekelhaften Kerls zu verlassen? Und nun saß er hier, zusammen mit dem Mädchen, das der andere ihm gestohlen hatte, und rauchte seine Zigaretten und plauderte ganz harmlos, als ob es so etwas wie Haß und Todfeindschaft gar nicht gäbe. Plauderte vom Gardasee, den er nur ein paar Stunden gesehen, als Renata ihn, ganz im Bann des anderen, unbarmherzig auf der Straße stehen ließ. Plauderte von Konzerten und Theaterbesuchen, bei denen er sie in Ottenrieths Gesellschaft gesehen hatte.

Und das alles, damit „Frau Armbruster" dieser Fisch nicht aus dem Netz schlüpfte, den sie in ihrer maßlosen Verblendung für einen Goldfisch hielt. Es war eine tolle, eine geradezu ekelhafte Situation.

Liebesfuge

Um die Märzmitte fand die langerwartete Aufführung der „Liebesfuge vom Gardasee" im großen Musikvereinssaal statt. Es war ein Ereignis, wie das musikalische Wien es seit langem nicht gesehen.

Durch Wochen hatte die Presse der Hauptstadt die Reklametrommel gerührt, mit kleinen und großen Notizen, Aufsätzen und Interviews. Der Komponist, der Dirigent, die Solisten, alle hatten sie den Ausfragern Rede stehen müssen. Aus dem, was die Blätter in tausend verstreuten Einzelheiten und Andeutungen über Ottenrieths Werk brachten, hätte ein findiger Kopf leicht den ganzen Inhalt der Kompofition mosaikartig zusammensetzen können.

Und nicht nur mit der musikalischen Seite der Sache beschäftigten sich die Zeitungen seit Wochen, auch der psychologischen gewannen fleißige Federn etwas ab. So unerhört war die Tatsache, daß ein Komponist, der bisher nur zwei erfolgreiche Operetten harmlosester Machart geschrieben, sich plötzlich der höheren Kunst zuwandte und an ein großes, ernstes, schweres Orchesterwerk wagte. Die „Zwei Seelen in einer Künstlerbrust" gefpensterten in vielen Journalen; sie wurden sogar zum Gegenstand historischer Betrachtung: ein gelehrter Professor wies auf Goethe hin, der den „Faust" und den „Wahlverwandtschaften", aber auch die leichtesten Singspiele und Maskenzüge geschrieben!

Man konnte den Eindruck gewinnen — und wenig wohlwollende Beobachter, wie Fritz Armbruster zum Beispiel, gewannen ihn auch —, daß ein Reklamechef von vielen Graden den ganzen Feldzug leitete.

Fritz Armbruster? Jawohl, Fritz Armbruster!

Aber war es denn nicht die Konzertdirektion Armbruster, die das Ganze veranstaltete und schon wochenlang vorher die Fäden zog, an denen die journalistischen Marionetten sich bewegten?

Nein, sie war es nicht! Sie war es durchaus nicht! Fritz Armbruster wohnte zwar mit seiner Tante der Aufführung bei, aber nur, weil Frau Armbruster stritt darauf bestanden hatte, dabei zu sein. Es sollte nicht heißen, die Inhabertin der Konzertdirektion Armbruster sei „futterneidisch"! Oder sie nehme die Niederlage, die sie in den Verhandlungen mit dem berühmten Komponisten erlitten, irgendwie tragisch.

Ottenrieth und Renata saßen zusammen in einer Loge. Er hatte sie darum gebeten, an diesem für ihn so bedeutungsvollen Abend, der über die ganze künftige Entwicklung seiner Musik entscheiden müsse, bei ihm zu sein, und sie mochte es ihm nicht abschlagen. Insgeheim fürchtete sie wohl die Lästerzungen; auch war ihr bewußt, daß sie heute unter ihre Freundschaft mit Armbruster einen endgültigen Strich zog. Aber sie fragte heute nicht danach. Sie war so fest verwachsen mit Ottenrieths neuem Werk, dessen Entstehen sie fast in allen Phasen miterlebt und an dessen endgültiger Gestaltung sie, ratend und urteilend, geradezu mitgearbeitet hatte; es übte eine solche Faszination auf sie aus, daß sie alles andere darüber vergaß, selbst wichtigere Dinge als ihre Beziehungen zu Fritz Armbruster, die doch ohnehin der Vergangenheit angehörten.

Stunden gab es, viele, besinnliche Stunden, in denen sie sich die Frage vorlegte, ob diese allmähliche Faszination wohl nur von dem Werk auf sie strahlte, oder nicht auch von dem, der es geschaffen; und sie schalt sich dann feige, daß sie immer wieder der Antwort auswich, obwohl sie sie doch in allen Nerven fühlte.

Wie wenig ihr der Gefährte einer längst versunkenen Zeit noch bedeutete, das ward ihr zum ersten Male ganz klar, als Ottenrieth ihr eines Tages erzählte, daß er wahrscheinlich doch nicht mit der Konzertdirektion Armbruster abschließen werde, sondern mit Leupelt u. Maßmuth, der Konkurrenz, die ihm ein in einigen Punkten günstigeres Angebot gemacht habe. Sie hatte kein Wort dagegen gelagt und kein Wort für Armbruster gesprochen, es war ihr gleichgültig. Wenn die Konkurenz bessere Bedingungen bot, warum sollte Ottenrieth nicht zugreifen? Sie wußte und fühlte nicht, daß er nicht ganz aufrichtig gewesen war, als er ihr nur von den „besseren Bedingungen" sprach und nicht dem tieften und geheimsten Wunsch, der ihn veranlaßte, sein halb gegebenes Wort gleich zu Beginn ernsthafter Verhandlungen zurückzunehmen.

Was ihn trieb, war Eifersucht — mochte Renata sich darüber täuschen, er selber täuschte sich nicht. Immer noch brannte auf seiner Haut der Rutenhieb, den er gespürt, als der junge Mensch es wagte, Renata in seiner Wohnung, vor seinen Ohren „Reh" zu nennen und ihn dadurch zu erinnern, daß eine Verbindung zwischen ihnen beiden bestand, die wesentlich tiefer den äußeren Formen vertraulicher war als seine Beziehungen zu ihr. Das konnte er nicht vergessen, und das wollte er nicht wieder erleben. Aber war eine solche Wiederholung nicht unvermeidlich, wenn er in enge Beziehungen zu der Firma trat? Wenn es endlos persönliche Verhandlungen gab? Wenn dieses pausenlose Mondgesicht immer und immer wieder in sein Haus kam? Sollte er darüber wachen, daß er niemals mit Renata zusammentraf? Sollte er sich um dieser lächerlichen Rücksicht willen des Glückes berauben, mit dem geliebten Mädchen zusammen zu sein, wann immer es ihn beliebte? Sollte er sie verstecken, wenn dieser taktlose Pinsel erschien? Und sollte er gar an dem großen Abend, dem er viel mehr, als er zeigte, entgegenfieberte und den er sich nur mit Renata vereint vorstellen konnte, die Gegenwart Armbrusters dulden?

Er hatte immer und immer wieder darüber nachgedacht und war stets zu dem Ergebnis gekommen, daß er es genau im Gegenteil, alles tun mußte, um beide endgültig zu trennen, und daß das Mondgesicht niemals mehr Renatas und seine Wege — die doch einmal in einen gemeinsamen Weg münden würden! — kreuzen durfte. Darum war ihm das in einigen, übrigens unwesentlichen Punkten vorteilhaftere Angebot von Leupelt u. Maßmuth, das auf die erste Pressenotiz erfolgte, als Vorwand sehr willkommen; und sein Herz schlug vor Glück, als Renata nicht das leiseste Wort für die Armbrusters einlegte, sondern ihm nur gelassen riet, auf seinen Vorteil zu sehen.

Fritz Armbruster, neben seiner Tante, die sich für dieses große Ereignis reich mit Steinen behängt hatte und ihre üppige Leiblichkeit kurz bis an die noch mögliche Grenze zur Schau stellte, sah während der ganzen Aufführung mit brennenden Blicken nach der Loge hinüber, in der Ottenrieth und Renata saßen.

In seinem Herzen war ein seltsames Durcheinander von Empfindungen. Er gönnte „Frau Armbruster" von Herzen diese Schlappe, die es unleugbar für die Firma bedeutete, daß die Konkurrenz Siegerin geblieben war — das war schon klar gewesen, als man tagelang vor der Aufführung an allen Vorverkaufsstellen selbst um die höchsten Preise keine Karten mehr hatte bekommen können, und das würde noch klarer werden, wenn der heutige Abend, wie es den verdammten Anschein hatte, sich zu einem riesigen Erfolg gestalten würde. Aber anderseits war er ja doch der Prokurist und der einstige Erbe der Firma, und darum traf diese Schlappe auch ihn persönlich.

Erfolg? Er gönnte diesem Ottenrieth keinen Erfolg! Er haßte ihn! Er hätte mit größter Freude vernommen, wenn die Presse ihn und sein Werk in Grund und Boden vernichtet und gleich einem wilden Tier zerrissen hätte! Statt dessen machte sie, bestochen — natürlich! — bestochen, gekauft und von einer raffinierten Propaganda vergewaltigt, eine Reklame für ihn, als wäre er ein zweiter Beethoven oder Mozart! Dabei war er doch nichts als ein besserer Schlagerkomponist, der das Rezept besaß, die Lachmuskeln und die Sentimentalitätsdrüsen und einige andere Ausstattungen des Publikums zu kitzeln.

Da drüben saß dieser Kerl! Und Renata, die schöne, wunderschöne, schöner und schöner werdende Renata saß neben ihm! Es war zum Zerplatzen!

Immer gewaltiger erhob die Fuge ihre dunkeltönende Stimme. Die Orgel schwebte über allem wie ein Tabernakel aus fahlbar heiligen Geweben. Geige und Cello waren ihr dienstbar, Sturmwind brauste aus dem Orchester, die großen Pauken dröhnten und verhallten. Und im Verklingen lang eine Stimme, aus Fernen heranschwebend, die ewige Frage: Liebst du mich?

Ottenrieth saß in seiner Loge, halb hinter dem Vorhang verborgen. Er stützte den blassen Kopf in beide Hände und hielt die Augen mit den heißen Lidern bedeckt, um alles rein, und durch das Menschengewühl des Saales und das Glitzern der Lichter nicht abgelenkt, zu genießen. Die Musik, die aus dem Orchester emporströmte und von den zinnernen Pfeifen der großen Orgel niederwehte, klang geheimnisvoll zusammen mit der Musik in seinem Herzen. Er sah den weiten See vor sich, wie er ihn so oft aus seinem Fenster in der „Tre spade" zu Sant Ambrogio gesehen; er sah die Sonne aus lichtem Morgengewölk hervorgehen und königlich über den gleißenden Spiegel wandeln und hörte die Sphärenmusik, die ihren gewaltigen Gang begleitete (herrlich, herrlich spielten sie!). Und als dann die Menschenstimme des Cello ihre bedende Frage hineinrief in das klingende, singende Licht, da hob er den Kopf aus den fieberheißen Händen und sah Renata an seiner Seite an. Und sie fühlte unter Schauern seinen Blick, der ganz mit einer stummen Frage überladen war, und senkte die schöne, runde Stirn — und fühlte im Herzen mit, was von der Orgel her eine andere Stimme zu Antwort gab. Da faßte er sich nach ihrer Hand und streichelte sie, einmal nur und ganz leise.

Es wurde ein gewaltiger Erfolg, wie schon nach dem stark applaudierten ersten Satz vorauszusehen gewesen war. Das Publikum raste über alle Grenzen. Ottenrieth mußte Renata allein lassen und sich auf dem Podium immer wieder der schreienden, trampelnden, beifallenden, klatschenden Menge zeigen. Er sah, ins Licht hinausgetreten, zu der Loge hinüber, wo Renata ohne Rücksicht auf Lästermäuler an der Brüstung lehnte und ihre bräunlichen Hände rührte. Und er sah drüben Mizzi Armbruster, die aus aller Kraft, damit männiglich es sehe, ihre fleischigen Handflächen zusammenpatschte, und neben ihr den Neffen und Prokuristen, der das gleiche tat.

„Klatsche, Fritz!" befahl Frau Armbruster. „Klatsche! Alle Leute sollen wissen, daß wir es der Konkurrenz gönnen!"

„Die Klatschsucht ist ein weitverbreitetes Laster — frönen wir ihr!" Und er klatschte sich die Hände wund — vor Wut und Haß.

Das Publikum wollte nicht weichen, als das Ende da war, hielt den Saal besetzt, bis man die Lampen zu löschen begann.

Zwanzig Minuten später saß Ottenrieth mit Renata in einer kleinen Weinstube nahe am Graben. Er lachte und scherzte, wie sie ihn noch nie gesehen, bestellte eine sinnverwirrende Menge von schönen Dingen, ließ goldhaltigen Sekt in die Gläser perlen und lachte dazu — sie spürte wohl, wie unruhig er war, wie sein inneres Fieber sich in diesem Lachen und Scherzen Luft machte. Was ging in ihr vor? Plötzlich legte sie, mit einem blitzschnellen Entschluß, ihre Hand auf die seine und sagte:

„Ruhe, Ruhe!"

Da hielt er sie mit seinen beiden heißen Händen fest und sah sie an, mit einem Blick, der ganz ernst war und den sie nie vergaß.

„Ruhe? Im dir, Renata."

Und da sie es mit einem kleinen, glücklichen Lächeln um den Mund duldete, schlug seine Stimmung um, und eine Ausgelassenheit überflutete ihn, die sie mit fortriß, wie ein Hochwasser, und er begann Pläne zu machen und Luftschlösser zu bauen — sie zergingen gleich Seifenblasen, schon war ein neues da. Träume von der Zukunft wirbelten durcheinander und gebaren sich immer aufs neue.

Sie stießen an und sahen sich in die Augen, und dann rief er:

„Weg! Nun bloß weg von hier! Morgen spannen wir hundert Pferdekräfte ein und fahren fort!"

„Wohin?"

„In den Frühling!"

„Wohin du?"

„An den Gardasee! Nach Torbole! Zur Mutter!"

Privatphantasien

Um dieselbe Stunde saß Frau Mizzi Armbruster mit ihrem Neffen gar nicht weit vom Graben entfernt in der altväterlichen Pracht des Weinrestaurants Meissl & Schaden, das sie besonders liebte.

Der Oberkellner hatte sie sogleich in die bequeme Ecke geleitet, von der aus sie, gegen den Rücken gedeckt, den ganzen Saal übersehen — das heißt also auch, von dem ganzen Saal gesehen werden konnte. Den Blaufuchs über den nackten, fleischigen Schultern, die Finger voll blitzender Ringe, Diamanten im sorgsam gefärbten Kraushaar — saß sie wie eine Herzogin aus einer Operette (nicht etwa von Ottenrieth, bei ihm kamen keine Herzoginnen vor!) am Tisch und betrachtete durch ihr Lorgnon abwechselnd die Menschen in dem vollen Raum und die Speisekarte, die der Neffe ihr artig gereicht hatte.

Es dauerte lange, bis sie das Rechte fand, denn immer mußte sie Fritz über irgend jemand, der gerade den Speisesaal betrat, etwas aufflüstern, und ganz besonders lebhaft wurde sie, als sie den Musikdirektor einer großen Zeitung mit seiner üppigen Freundin erblickte.

„Schau", sagte sie und stieß den Neffen an, „der Hofrat Mundry! Gott! Was hat sich das Fräulein Wildpret aufgetakelt! Dabei erinnere ich mich noch, wie sie eine ganz kleine Choristin am Straußtheater war, mit sechzig Kronen Monatsgage und der Verpflichtung, das übrige dazu zu verdienen. Der kommt natürlich auch von Ottenrieth! Paß auf, morgen vomiert er einen Hymnus, der aus lauter Superlativen besteht! Uebrigens hat er gewissermaßen recht", setzte sie hinzu und wandte sich resigniert wieder zur Speisekarte.

Fritz Armbruster zupfte seine Smokingkrawatte zurecht. Er seinerseits hatte schon gewählt, er winkte dem Kellner und bestellte: Königinsuppe, Pasteten, Fasanis, Mouttonchops und Sachertorte. Dazu eine Flasche Xeres extra dry. Wenn man mit „Frau Armbruster" essen ging, mußte man die Gelegenheit wahrnehmen. Und wer einen ganzen Abend lang gehaßt hatte, der hatte das Recht auf eine nachhaltige Stärkung.

Der Ober notierte alles, nahm auch die nicht minder komplizierten Wünsche der gnädigen Frau entgegen und enteilte.

„Wieso meinst du, daß er gewissermaßen recht hat?" nahm Fritz Armbruster den Faden da auf, wo die Tante ihn hatte fallen lassen, um sich der Speisekarte zu widmen.

„Na, ich fand es großartig, weißt du? Direkt großartig! Ich hätte als dem Ottenrieth auf keinen Fall zugetraut."

„Meinst du das im Ernst, Frau Armbruster?"

„In allem Ernst, mein Junge. Ich bedaure nun doppelt, daß er uns durch die Lappen gegangen ist. Ach, hätte ich die Verhandlungen nur selber geführt!"

Fritz war beleidigt.

„Soll das heißen, Frau Armbruster, daß ich irgendwie Schuld an dem Scheitern trage? Davon kann wahrhaftig keine Rede sein, sondern er hat einfach sein Wort gebrochen — wie das diese Windbeutel so an sich haben."

„Jedenfalls können sich Leupelt & Maßmuth ins Fäustchen lachen. So was von einem ausverkauften Hause. Das habe ich ja früher höchstens beim Caruso gesehen. Ich garantiere dir, mein Lieber, sie machen noch mindestens drei Wiederholungen, und es ist immer wieder bombenvoll. Das alles hätten wir einsäckeln können."

„Na ja, gönnen wir's ihnen, Frau Armbruster", tröstete Fritz. „Ich für meinen Teil stehe ja noch wie vor auf dem Standpunkt, auch wenn du's nicht hören willst, daß wir es dem Ruf unserer alten Firma schuldig sind, uns mit diesem Drehorgelmann nicht einzulassen. Das habe ich von vornherein gesagt, und das hat mir der heutige Abend von neuem bewiesen."

„Wieso? Mir hat er ganz das Gegenteil bewiesen."

„Ach, alles Reklame und Mache, Frau Armbruster! Wirklich, an der Musik ist nichts daran."

„Sei nicht ungerecht, Fritz! Auch die Gerechtigkeit ist eine Dame, mit der sich Geschäfte machen läßt. Ich wenigstens muß gestehen, daß ich noch nie so angenehm überrascht worden bin. Wir kennen doch alle den braven Ottenrieth."

„Komponist bestenfalls zweiter Güte."

„Dem ein paarmal was geglückt ist."

„Na ja, Operette und solches Zeugs."

„Und da entpuppt er sich heute abend als ein kleiner Bruckner oder so etwas Aehnliches. Mit einer richtig durchkomponierten Fuge für Orgel und großes Orchester, die ihre Meriten hat. Nein, Fritz, da hilft aller Zynismus nichts, das kannst auch du nicht leugnen; es war etwas daran. Vielleicht ein bißchen viel Tantam, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Aber, es war etwas daran."

Der Kellner trug die Suppe auf.

„Leugne ich gar nicht, Frau Armbruster. Ganz ohne Zweifel, es war etwas daran. Man wurde direkt erinnert — ich weiß nur nicht, an wen und an was."

„Fritz, du bist unverbesserlich!" Frau Armbruster stützte die Arme auf den Tisch und begann zu essen. „Laß dir sagen, glaube einer erfahrenen Geschäftsfrau, daß man mit diesem Geist der Verneinung keine Geschäfte macht. Du wirst das auch noch merken. Man muß sich immer positiv zu den Dingen einstellen, auch wo sie einem gegen den Strich gehen; man muß überall das Gute sehen. Und man muß sich vor allem nicht durch Haß blenden lassen. Mir jedenfalls hat es großen Eindruck gemacht. Und du wirst morgen in den Zeitungen lesen, daß es aller Welt so gegangen ist."

„Na, dann ist es ja gut. Das freut einen denn ja auch!"

„Mein lieber Junge, ich habe eine dreißigjährige Erfahrung als Leiterin der Konzertdirektion. Ich weiß, daß das gut ist, was fünfzehnhundert Leuten an einem Abend gefällt. Und nun paß auf, Fritz, was ich dir sage: Ich gebe das Rennen nicht auf."

„Wie meinst du?"

„Dieser Ottenrieth ist heute ein gemachter Mann. Hat sich in zwei Sätteln erwiesen. Ich bin sicher, von morgen ab wird die Kritik seine Operetten als komische Opern bezeichnen, weil das seiner klingt. Der Junge hat Ehrgeiz, von dem kann man noch viel erwarten. Und darum müssen wir 'ran an den Speck, es koste, was es wolle! Daran hat die Firma Armbruster ein sozusagen hundertprozentiges Interesse."

„Wie denn? Du willst noch einmal die Verbindung mit ihm aufnehmen? Nach diesem Wortbruch? Denn ich kann es wirklich nicht anders nennen! Er hatte mir wörtlich zugesagt — vor dieser kleinen Tudesco, die ja leider wohl keine unvoreingenommene Zeugin ist."

„Geh ihr nun ganz auseinander, Kinder?" Frau Armbruster frogte es teilnahmsvoll — denn sie merkte, mit welcher Bitterkeit er von der „kleinen Tudesco" sprach. Wobin waren die Zeiten, da das Wörtchen „Reh" allein sein rundes Gesicht hatte aufleuchten lassen?

„Ja, ich muß mich wohl damit abfinden", klagte er. „Er hat sich ihrer bemächtigt... ich weiß nicht, wie. Wären wir noch im Mittelalter, so könnte man an Zauberei und Liebestränke glauben."

„Das tut mir recht leid für dich, mein Junge. Ich habe immer gehofft, es würde was draus werden, weil du so eine Frau gerade brauchtest. War ein prachtvolles Mädel. Aber fürs Geschäft ist es vielleicht besser so."

„Warum?" frogte er nervös. Er fand es im Herzen empörend, wie die Tante redete.

„Na, wenn sie wirklich eng mit ihm liiert ist — und es hat ja den Anschein, weil sie beide so ganz allein in der Loge saßen —, dann hat sie natürlich Einfluß auf ihn. Das liegt doch in der Natur der Sache. Und dann ist alle der Faden doch nicht ganz abgerissen. Vielleicht zwischen dir und ihr, leider — aber nicht zwischen mir und ihr. Paß auf, sie wird uns noch eines Tages sehr nützlich sein. Laß mich nur machen."

„Bitte schön! Mach du, was du willst, Frau Armbruster. Aber laß mich aus dem Spiel!"

„Werstehe. Verstehe vollkommen. Man hat auch seinen Stolz, nicht wahr? Aber ein kluger Mann trennt immer das Persönliche vom Geschäft. — Gut also, ich nehme die Sache selber in die Hand."

Fritz schüttelte den Kopf.

„Willst du dich denn wirklich auf den Tinneff einlassen? Ich werde nicht müde werden, abzuraten."

„Was heißt Tinneff, lieber Prokurist? Erfolg ist alles!"

Der „Prokurist" hatte seine Pasteten gespeist und machte sich nun schweigend an den Fisch. Es wäre angenehm, wenn man von etwas anderem sprechen könnte, dachte er ingrimmig. So interessant ist dieser Ottenrieth doch wirklich nicht. Im Geist aber sah er immer noch ihn und die Reh — „diese kleine Tudesco" — in der Loge, wundervoll hatte sie heute abend ausgesehen. Und der lodernde Haß auf den Nebenbuhler zwickte ihn an allen Nerven.

Plötzlich schob er den Teller mit dem Fisch beiseite, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, und rief:

„Hier stimmt etwas nicht! Oder ich will von nun an Ottenrieth heißen!"

Die Tante legte vor Schreck Messer und Gabel hin. Was bedeutete das? Was war mit ihm los, daß er sich so gehen ließ? Daß er sie in diesem feinen Lokal blamierte? Es ging ihr durch und durch.

„Was fällt dir ein, Fritz? Was heißt das?"

„Ich sagte es dir ja. Daß man direkt erinnert wird — und bloß nicht weiß, an wen und was. Und das ist mein voller Ernst. Mein heiliger Ernst ist das. Wenn ich bloß wüßte, an wen und an was! Es geht mir schon den ganzen Abend dauernd im Kopf herum."

„Soll das heißen — Fritz —"

„Daß er die Sache gestohlen hat?" lachte er auf. „Ach, keine Spur! Es war ja deutlich von Ottenrieth. Vollkommen deutlich, die unverneidlichen Effekte! — Herrgott, ich habe doch auch meine Ohren und habe doch auch Musik studiert! Der ganze Dreh, die Instrumentation, die so einen Beigeschmack hatte — glaube mir, ich habe genau hingehört —, das alles war von Ottenrieth. Ganz unverkennbar."

„Aber —?" Frau Armbruster saß, das „feine Lokal" vergessend, mit weit offenem Mund da. Wer der Junge verrückt geworden? Verrückt aus verschmähter Liebe?

Aus Haß?

Aber das Eigentümliche, weißt du, das Ergreifende — denn es hat natürlich etwas Ergreifendes, ich bin ja kein musikalischer Idiot, daß ich das leugnen könnte —, das eigentliche Thema, verleiht du, das ist nicht auf seinem Mittbeet gewachsen! Dafür liege ich meine Hand ins Feuer! Das hat er — na, sagen wir halt, nachempfunden, nach dem guten alten Rezept: Man nehme! Man nehme, man klaue! oder: Du sollst nicht stehlen!"

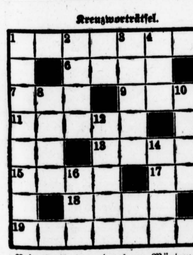
Frau Armbruster schüttelte mehrmals den Kopf, daß die Steine in ihrem Lockenaufbau blitzten und funkelten.

„Armer Junge! Du bietest einen trostlosen Anblick", sagte sie. „Ich fürchte, du wirst einen Nervenarzt konsultieren müssen, denn bei dir ist entschieden ein Sparren los. Die Sache mit dem kleinen Tudesco — oder ihre Sache mit Ottenrieth — hat dich offenbar ganz aus dem Gleis geworfen! Liebes Kind, laß dir sagen, unsere Wiener Musikkritiker sind ja schließlich auch ganz beleſene Leute. So etwas würde Ottenrieth wohl nicht riskieren — selbst wenn ich ihm soviel Bedenkenlosigkeit zutrauen wollte."

(Fortsetzung folgt)

Türen, Wände, weißlackiert, Becken, Wannen, emailliert,
Frisch und schnell sind sie geputzt, wenn man **ATA** stets benutzt!

Kreuzworträtsel.



Bedeutung der einzelnen Wörter: Waagerecht: 1. europäischer Staat. 6. Angehöriger eines arabischen Volksstammes. 7. Seefisch. 9. verkommener Mensch. 11. weiblicher Vorname. 13. Tiergruppe. 15. Stadtteil von Weihermünde. 17. Bewohner einer europäischen Insel. 18. Laubbaum. 19. Stadt in der Provinz Sachsen. — Senkrecht: 1. Zugvogel. 2. Kurort im Riesengebirge. 3. Stadt in Ungarn. 4. arabisches Segelschiff. 5. Name französischer Herrscher. 8. Fluß in der Schweiz. 10. Gewässer. 12. Gewebe. 14. unehrlicher Mensch. 16. böhmischer Reformator.

Buchstabenrätsel.

1. Beide tragen's auf dem Kopfe.
Mann sowohl wie Weib;
Kommt ein „a" hinein, so trägt man's
Auf dem ganzen Leib.
2. Ein Name ist's mit „e" am Schluß.
Manch Mädchen so benannt;
Tritt „o" an dessen Stell', so wird's
Ein Spiel, euch wohlbekannt.

Rechenaufgabe.

Aus den je einmal zu verwendenden Ziffern:

0 1 2 3 4 5 6 7 8 9

sollen zwei Brüche gebildet werden, deren Summe 1 beträgt. Gegeben sei $^{9}/_{47}$; welcher aus den noch nicht benutzten sechs Ziffern herzustellende Bruch, in dessen Zähler jede folgende Ziffer größer ist als die vorhergehende steht noch?

Auffüllrätsel.

Ans Garn ging dir die —,
Da war es mit ihr —;
Sie ging dir in die —,
Da war es mit ihr —.

Rätsel.

1. Was ist höher als ein Berg
Und ist dennoch nur ein Zwerg?
2. Wer's redet, ist ein Ehrenmann,
Doch wer es sagt, ein Scharlatan.

Globusproblem.

Ergänzungsaufgabe.

Recht — Schweiß — Dorn — Knecht — Bein — Zeit — Land — Baum — Ob — Schmied — Bau — Fang — Schluß.

Ein jedes der vorstehenden einsilbigen Wörter soll durch Vorsetzen eines der nachfolgenden in ein neues, zweisilbiges Wort umgewandelt werden. Die Anfangsbuchstaben müssen alsdann, verbunden, eine Unterhaltung im Freien ergeben.

Angst — Ei — Eis — Gast — Kap — Nab — Nacht — Obst — Rauch — Rot — Troß — Trug — Zeug.

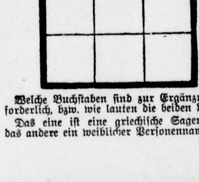
Krebsrätsel.

a a k k m m r r t

Aus vorstehenden 9 Buchstaben sollt ihr ein Wort bilden, das vor- und rückwärts gelesen gleichlautet.

Magisches Figurenrätsel.

Die zweimal drei Buchstaben e e e sind je die zweiten, dritten und sechsten zweier Wörter.



Welche Buchstaben sind zur Ergänzung erforderlich, bzw. wie lauten die beiden Wörter. Das eine ist eine griechische Sagengestalt, das andere ein weiblicher Personenname.

Bilderrätsel.

Scherzfragen.

1. Wie kommt frischer Kuchen nach Amerika?
2. Was muß, obwohl es fertig ist, doch jeden Tag von neuem gemacht werden?

Auflösungen aus voriger Nummer

Kreuzworträtsel: Von links nach rechts: 1. Ariadne, 7. Opal, 8. Moll, 10. Riß, 11. Arta, 12. Pate, 13. Aden, 14. Egge, 18. Rang, 21. Ural, 22 Aber, 23. Sage, 24. Hera, 25. Sentenz. — Von oben nach unten: 1. Mais, 2. Naß, 3. Alle 4. Dana, 5. Nord, 6. Este, 7. Orpheus, 9. Tanagra, 15. Gras, 16. Gage, 17. Clen, 18. Nabe, 19. Aden, 20. Nera.

Ich bin ich: Das Mittel.

Silbenrätsel: 1. Kriemhild, 2. Exaudi, 3. Inlett, 4. Nische, 5. Geier, 6. Ruine, 7. Ormal, 8. Ereignis, 9. Seegel, 10. Spargel, 11. Ernani, 12. Meißeln, 13. Geiser, 14. Cardivie, 15. Mundart, 16 Achilles, 17. Campbausen. — Kein großer Gemach als ein eignes Dach.

Kürzungsrätsel: ja um, nu, ge, el, ß, ge, er, mo, us, eg lu, en. Junges Gemüse.

Kastenrätsel: 1 Reims, 2 Crato, 3 Pegel, 4 Pfand, 5 Eboll, 6 Nauen. — Revven; Soldin.

Geburtstagsgruß: 1. Flieder, 2. Rose, 3. Aster, 4. Nelke, 5. Aprikose, 6. Primel, 7. Iris, 8. Reseda.

Doppelsinnig: Kamm.

Tulpenblüte mit Blick auf die Teichterrasse

Millionen Blüten warten auf Dich!

Vor der Ehrenhalle des Reichsnährstandes

Die Reichsgartenschau Stuttgart 1939

Alljährlich rufen die Gärtner Deutschlands zu einer großen Heerschau gärtnerischen Könnens: zur Reichsgartenschau. Sie haben nicht nur in Deutschland, sondern auch weit über seine Grenzen hinaus einen klingenden Namen gemacht diese Großveranstaltungen deutscher gärtnerischer Tüchtigkeit. Man weiß heute in der ganzen Welt, daß hier wirklich nur Spitzenleistungen geboten werden und daß sich auch die entwickelte Gartenkultur hier noch Anregungen zu holen vermag. Die Reichsgartenschauen stellen gewissermaßen den Extrakt der Arbeit eines Jahres und der Erfahrung ganzer Generationen dar. Das weiß man in aller Welt und deshalb erfreuen sich die Reichsgartenschauen einer von Jahr zu Jahr sich steigernden Besucherzahl, die sich nicht nur aus Fachleuten zusammensetzt, sondern mindestens ebenso viele Gäste aufweist, die der einmalige Zauber unvergleichlicher gärtnerischer Anlagen in seinen Bann zieht.

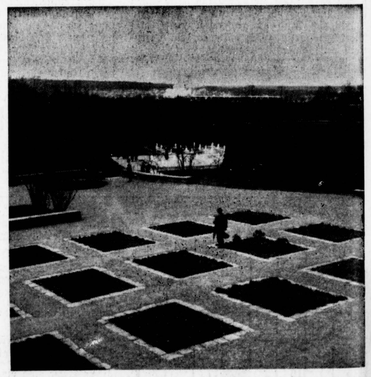
Die Reichsgartenschau Stuttgart unterscheidet sich von Veranstaltungen ähnlicher Art vor allem dadurch, daß sie nicht auf einem bereits vorhandenen Ausstellungsgelände durchgeführt wird, sondern auf einem eigens für ihre Zwecke neu erschlossenen Gebiet. Es handelt sich dabei um eine Fläche von ca. 50 Hektar, die sich am Fuße des Killesberges befindet und früher einmal namhafte Steinbrüche aufwies. In den vergangenen Jahrzehnten lag das Gelände jedoch völlig ungenutzt, so daß dort eine einzige Wildnis aus Stein- und Geröllhalden entstand, unwirtlich und mit ihren Höhenunterschieden bis zu 60 Meter auch nahezu unzugänglich.

Wenn sich die Stadt Stuttgart dennoch dazu entschloß, dieses bisher öde Gelände für die Reichsgartenschau zu erschließen, so war von vornherein klar, daß damit eine Arbeit in Angriff genommen wird, die nicht nur der einmaligen Durchführung der Reichsgartenschau dient, sondern darüber hinaus noch weitere Möglichkeiten eröffnet. Es konnten damit die weitläufigen Stuttgarter Grünflächen um ein beträchtliches und sehr schönes Gelände planmäßig erweitert werden und es konnte damit ein großzügiges Beispiel geschaffen werden für die Möglichkeit, derartige Abraumhalden und Schuttstätten, wie sie überall im Reichsgebiet vorkommen, wieder der Landschaft einzufügen und damit einer neuen Nutzung zuzuführen.

So kam es, daß der Stuttgarter Reichsgartenschau von vornherein eine eigene Aufgabenstellung gegeben war; sie soll nicht nur dem Gedanken des Gartenbaues in seinen verschiedensten Formen und Anwendungen dienen, sondern soll darüber hinaus noch eine großzügige Landschaftsgestaltung zeigen.

Die gartengestalterische Arbeit begann mit umfangreichsten Erdbewegungsarbeiten. Man mußte Gelände abtragen und bis zu 80 Meter hohe auffüllen. Man mußte zum Zwecke der Be- und Entwässerung bis zu 80 Meter lange Stollen durch den Fels treiben und mußte zudem noch umfangreiche Straßen- und Wegebauten vornehmen. Das Gelände feldst umfaßt rund 50 Hektar. Davon werden

Ein Gang durch den Akazienwald mit seiner herrlichen Narzissenblüte



Blick auf die Terrasse mit ihren Blumenbeeten vor dem Höhenkaffee Im Hintergrund das Tal der Rosen mit seinen Wasserspielen

Fotos: B. Holtmann (2), Paul Hommel (2), Wilhelm Walz (1)

Wasserspiele im großen See am Eingang des Reichsgartenschaugeländes

15 000 qm von Wasseranlagen und Seen und 50 000 qm für Wege beansprucht. Der Rest dient für Blumen, Rasen und sonstige Pflanzungen.

Insgesamt werden über 600 000 cbm Boden bewegt. Davon sind allein ca. 100 000 cbm Mutterboden, der abgehoben und wieder aufgetragen werden muß. Da jedoch der vorhandene Mutterboden nicht ausreichte, mußten außerdem noch etwa 50 000 cbm Mutterboden angefahren werden.

Neben dem besonderen landschaftlichen Charakter, der dem Stuttgarter Reichsgartenschaugelände seinen eigenen Reiz gibt, werden es die weitläufigen Gartenanlagen und Sonderschauen sein, die ihre Anziehungskraft auf Fachkreise und Laienpublikum ausüben.

Ein großer Ehrenhof an den Eingangsgebäuden empfängt den Besucher. Es folgen weite Wasserflächen mit Wasserspielen und ausgedehnte Blumenterrassen. In einem weitgeschwungenen „Mosental" wird die Anwendung der Rose von der Wildrose bis zur Edelrose gezeigt; an vier terrassenförmig gestuften Stauteichen grünen und blühen die verschiedensten staudenartigen Gewächse; auch Blumenzwiebeln, wie Tulpen und Narzissen, werden in freier, landschaftlicher Verwendung vorgeführt.

An anderer Stelle ziehen die wintergrünen Blattgehölze aus der großen Gruppe der Rhododendron, Farne und farnähnliche Gewächse sowie Halbschatten- und Schattenkräuter den Besucher an. Dazu kommt noch eine buntfarbige Sommerblumenwiese, kommen Primeln und Astilben sowie tropische Gewächse. Auch weitläufige Schmuck- und Freilandkulturen sind vorgesehen. — Bei all diesen Pflanzenarten sollen zugleich Heimat und Wachstumsbedingungen, ihre Ansprüche an Licht- und Bodenverhältnisse sowie die Pflanzengesellschaften, in deren Gemeinschaft sie gedeihen, besonders vorgeführt werden.

Während der Ausstellung ist eine größere Anzahl von Sonderschauen geplant. Zunächst wird von Ende April bis Mai eine Frühjahrsblumenschau gezeigt werden. An sie schließt sich eine Topfpflanzen-Leistungsschau an. Eine andere Sonderschau gilt den winterharten Dauergewächsen, wieder eine andere dem Thema „Praktische und unpraktische — schöne und unschöne Gefäße."

Die erste elektrische Lokomotive der Welt

Vor 60 Jahren baute sie Werner Siemens für eine Kohlengrube

Besucher des Deutschen Museums in München machen oft erhaunte Augen, wenn sie vor einer kleinen Grubenlokomotive stehen, von der der Führungskatalog besagt, daß sie die erste Maschine der Welt gewesen sei, die von der elektrischen Kraft angetrieben, Menschen und Güter von einem Ort zum anderen befördert habe. Die Verwunderung darüber ist deshalb so groß, weil diese elektrische Lokomotive bereits im Jahre 1879 ihre Jungfernfahrt angetreten hat; also schon zu einer Zeit, da unsere Großväter sich noch mit Petroleumlampen und Kerzenleuchtern behelfen mußten, und die Menschheit von dem Wunder des elektrischen Lichtes noch keine blasse Ahnung hatte. Edison stellte wohl im gleichen Jahre seine erste Glühlampe fertig, diese wurde aber erst 1906 mit der Erfindung der Tantallampe zur allgemeinen Beleuchtungsart.

Ein Vierteljahrhundert vorher aber schon erfreuten die Berliner die Sensation, mit einem Zügelein zu fahren, das ohne Qualm und Rauch und ohne Pusten und Fauchen, lediglich von dem surrenden Geräusch einer Dynamomaschine begleitet, über das Geleis ratterte. Diese denkwürdige Augenblick fand während der Gewerbeausstellung in Berlin 1879, also vor 60 Jahren, statt, und die vielen Tausende, die zu diesem Ereignis in die Reichshauptstadt geeilt kamen, konnten sich nicht satt sehen an dieser neuen, von Werner Siemens erbauten Lokomotive, welcher der dicke Bauch des Dampfkessels fehlte und den rußgeschwärzten Heizer überflüssig machte.

Werner Siemens hatte zwar diese erste elektrische Lokomotive der Welt für eine Kohlengrube gebaut, ohne allerdings bestellt worden zu sein, aber damit die Oeffentlichkeit Zeuge ihrer Leistungsfähigkeit sein konnte, ließ er sie zunächst als Liliputbahn auf dem Berliner Ausstellungsgelände laufen. Das Geleis war nur 300 Meter lang, weshalb sie aus drei Wagen bestehende Zug über eine Stundengeschwindigkeit von 7 Kilometern nicht hinauskam. In jedem Wagen hatten sechs Fahrgäste Platz, die für ihre wenige Minuten dauernde Reise einen kleinen Obulus zu entrichten hatten. Wie sehr man sich aber um eine Fahrt mit dieser Wunderlokomotive drängte, geht daraus hervor, daß das Zügelein während seiner Ausstellungszeit insgesamt 80 000 Menschen beförderte. Mit den Einnahmen konnte man also wohl zufrieden sein.

Aber Werner Siemens war es ja darum nicht zu tun, er wollte nur den Berliner Stadtvätern, die sich mit dem Plan einer Hochbahn trugen, zeigen, daß ein elektrischer Zug dafür das gegebene sei. 1881 wurde bereits die erste elektrische Straßenbahn der Welt, die auf einer 25 Kilometer langen Strecke vom Anhalter Bahnhof nach der Kadettenanstalt Großlichterfelde führte, Wirklichkeit. Budapest war die zweite Stadt, die sich eines elektrischen Zuges für den Stadtverkehr bediente. Im Jahre 1903 wurden auf der Strecke Niederschöneweide—Spindlersfeld aufsehenerregende Versuche zur Erprobung des hochgespannten Einphasenwechselstromes ausgeführt, die den Grundstock für die elektrische Fernbahn bilden sollten. Es wurden bereits damals Geschwindigkeiten bis zu 200 Kilometern in der Stunde erzielt.

Aber er brauchte noch lange Zeit, bis der Traum der Reisenden, in einem ruhelosen Zug sich über weite Strecken fahren zu lassen, mit der Eröffnung der elektrisch betriebenen Bahn München—Garmisch am 1. Februar 1935 Wirklichkeit werden sollte. Seitdem hat sich die „weiße Kohle" auf dem deutschen Eisenbahnnetz immer mehr durchgesetzt.

Die Sonne spielt mit

Entwirrte Geheimnisse des Kurzwellenempfangs

Knattern, Zischen, Sausen, Prasseln und Senderschwund im Rundfunkempfänger sind ohne Zweifel für jeden Hörer Schrecken, die auch durch die besten Erfindungen noch nicht völlig zu beseitigen waren. Denn diese Störungen liegen nicht etwa, wie mancher glauben will, an der Unvollkommenheit unserer Empfänger, sondern, schlicht gesprochen, an der Unvollkommenheit des Luftmeeres, an atmosphärischen Vorgängen wie Bewegung von Luftmassen, Unterschieden im Luftdruck und Wetterfronten, die in den tiefen Luftschichten existieren, in denen sich unsere Rundfunkwellen fortpflanzen.

Anders steht es mit den kurzen Wellen. Ihre Länge liegt zwischen zehn und fünfzig Metern, sie pflanzen sich nicht wie die längeren Wellen längs der Erdoberfläche in den tiefen Luftschichten fort, sondern in einer Höhe von 100 bis 400 Kilometer und dienen ausschließlich zur Ueberbrückung ganz weiter Entfernungen. Da sie also außerhalb des Einflußbereiches unseres Wetters und unserer Erdoberfläche sind, sollte man meinen, müßten sie eigentlich einen störungsfreien Empfang ergeben. Das ist jedoch Irrtum. Bitte, stellen wir uns das einmal deutlich vor: Die kurzen Wellen gehen vom Sender aus steil in die Luft, erreichen die Ionosphäre, werden hier zurückgeworfen und gelangen in großer Entfernung vom Sender wieder an die Erdoberfläche. Die Ionosphäre ist die Luftschicht, die unter Einfluß der kurzwelligen Sonnenstrahlen steht, reich ist an freien elektrischen Entladungen und die elektrischen Wellen zurückwirft. Ihre Reflexionsfähigkeit und damit auch der Kurzwellenempfang ändern sich sehr stark mit der Tages- und Jahreszeit. Aber der Kurzwellenempfang ist nicht nur abhängig von der Lage der Erde der Sonne gegenüber, wie Dr. Waldmeier in der „Umschau" feststellt, sondern auch von der Veränderung der Sonnenstrahlung. Bekanntlich unterliegt die Sonnentätigkeit einer elfjährigen Periode. 1938 war sie auf dem Tiefpunkt angelangt, erreichte 1937 den Zeitpunkt ihrer höchsten Wirksamkeit und sinkt seitdem wieder bis zum Jahre 1944. Die Wellenlänge, die also 1938 für einen gewissen Zweck die günstigste war, war es 1937 schon nicht mehr. Die Kurzwellenstationen sind wohl oder übel gezwungen, ihre Wellenlänge mit der Sonnentätigkeit zu ändern.

Und noch eine Erscheinung bereitete den Freunden des Kurzwellenempfanges, den „Amateuren", immer viel Kopfzerbrechen. Sie mußten es erleben, daß ebenso wie beim üblichen Rundfunk ein „Fading" eintrat, ein völliger Senderschwund, der sich über einige Zeit ausdehnte und ebenso verschwand wie er gekommen war. Diese Erscheinung beruht, wie Dr. Waldmeier ausführt, auf den Sonneneruptionen, Ausbrüchen, die auf der Sonnenoberfläche entstehen und während ihrer Dauer die Luft in einer Höhe von 80 bis 100 Kilometern so stark ionisieren, daß die Kurzwellen an dieser leitenden Schicht nicht mehr reflektiert, sondern aufgesogen werden. Sie können also nicht mehr zur Erde zurückkehren, und der Empfänger wartet vergeblich auf die Mitteilungen seines Senders. Ob diese Erscheinungen auch den anderen Rundfunkempfang beeinflussen, ist zwar nicht einwandfrei festgestellt, aber nicht von der Hand zu weisen.

Der Feind unter Wasser

Algen und Muscheln hemmen die Fahrt der Schiffe

Als findige Männer der Presse den erfolgreichen Flugzeugbauer Professor Messerschmitt in seinen Werkstätten aufsuchten, beobachteten sie, wie der große Konstrukteur mit den Händen wie prüfend an Rumpf und Tragflächen der Flugzeuge entlanggalitt, um zu spüren, ob die Außenfläche der schnellen Maschinen glatt und eben sei. Denn um bei geringstem Brennstoffverbrauch die höchsten Geschwindigkeiten zu erzielen, muß die Oberfläche neben erprobter Form größte Glätte und Ebenheit besitzen. Was den Flugzeugen recht ist, ist den Schiffen billig. Auch sie verlangen einen Rumpf ohne Fehler. Seit es aber Schiffe gibt, führen die Schiffsbauer und Schiffseigner einen ständigen Kampf gegen das Bewachen des Schiffskörpers im Meerwasser. Algen, Muscheln und Seepocken setzen sich daran fest, bewachsen die zuerst völlig glatte Schiffswand und den Boden, verhindern das glatte Gleiten im Wasser und hemmen die Fahrt mehr, als man gemeinhin glaubt.

Professor Dr. Bärenfänger, der Direktor des Chemisch-technischen Laboratoriums der Stadt Kiel, hat genaue Forschungen darüber angestellt, die er jetzt in der „Umschau" bekannt gibt. Müssen wir nicht staunen, wenn wir lesen, daß ein nordamerikanisches Kriegsschiff für die Rückfahrt von Rio de Janeiro tausend Tonnen Kohle mehr verbrauchte als für die Hinfahrt, obwohl es langsamer fuhr, weil inzwischen Algen und Muscheln in großer Zahl sich an seinem Boden festgesetzt hatten? Oder wenn wir hören, daß die Russen den Japanern gegenüber in der Seeschlacht bei Tschima sehr im Nachteil waren, weil ihre Schiffe während der langen Seefahrt von Rußland hohe Geschwindigkeits verloren hatten?

Die Mittel, die man im Laufe der Zeiten gegen dieses Bewachsen angewandt hat, sind vielfältig wie die Schiffe selbst. Die verschiedene Einwirkung des Seewassers — chemisch, physikalisch, biologisch — macht es schwer, zu einem dauernden Erfolge zu kommen. Vom Altertum bis zur Neuzeit, solange man also Holzschiffe baute, hatte man es verhältnismäßig einfach. Die Schiffswand wurde mit Kupferblech beschlagen, und damit war ein sicheres Mittel gegen alle fahrthemmenden Feinde unter Wasser geschaffen. Leider löst sich dieses Mittel bei unseren eisernen Schiffen nicht anwenden, weil Eisen und Kupfer durch die im Seewasser enthaltenen Salze ein galvanisches Element bilden, wobei das Eisen zerstört wird.

Seepocken durchbrechen mit ihrem Kalkpanzer den schützenden Anstrich und machen dem Meerwasser den Weg frei für seine zerstörende Tätigkeit; Algen, Muscheln und andere Lebewesen setzen sich an der Schiffswand an und hemmen die Fahrt. Deshalb wurde versucht, den Anstrich durch Oel und Talg schmierig zu machen, es wurden Gifte verwandt, die sich aber — sonst wären sie keine Gifte! — im Wasser lösten, es wurde mit verschiedenen Farben gearbeitet — umsonst!

Neuerdings hat nun die deutsche Industrie eine Reihe von Farbstoffen geschaffen, die von Seepocken nicht durchbrochen werden; außerdem gelang es ihr, Metallgifte wie Kupfer, Arsen und Quecksilber anzuwenden, die den Anwuchs überhaupt verhindern. Darüber Näheres zu berichten, wäre verfrüht; es genügt zu wissen, daß die deutsche Technik auf dem richtigen Wege ist.

Blondkopf in der Lauge

Der Chemiker, der sich mit der Untersuchung des Haares befaßt, hat es in erster Linie mit dem Keratin zu tun, dem auch in der Technik nicht unbekannten Grundstoff des Hornes, der in der Retorte natürlich längst rein hat dargestellt werden können. Das gepulverte Horn wird nämlich mit siedendem Wasser, Alkohol, Aether und verdünnten Säuren behandelt. Keratinlösungen haben sonderlich für den Apotheker Bedeutung. Man benutzt sie zum Ueberziehen von Pillen, die zunächst unverändert durch den Magen hindurchgehen, sich dann aber im Inhalt des Dünndarms lösen sollen.

Die chemische Arbeit am Keratin hat nun ergeben, daß es sich nicht um einen einheitlichen Stoff handelt, sondern um ein Gemisch aus mehreren Bestandteilen, deren Mengenverhältnis stark schwankt. Von diesem Wechsel abhängig ist die verschiedenartige Beschaffenheit unseres Haares, sein chemisches und sein physikalisches Verhalten.

Vom Keratin stammt also auch die Farbe des Haares. Erfreut uns die blonde Locke, dann weiß der Chemiker: Sie enthält ein ganz bestimmtes Keratin, das für die schöne Farbe verantwortlich ist. Was aber, wenn die Blondheit schimmert, ohne daß sich das entsprechende Keratin entdecken ließe? Dann wissen die gelehrten Herren eben, daß die Blondheit nicht echt war, sondern durch Hinzufügen hilfreicher Färbemittel künstlich herbeigeführt wurde. Wenn also etwa ein junger Mann im Zweifel sein sollte, wie es um das auffallende Blond der Angebeteten bestellt ist, und wenn sein Lebenslicht davon abhängt, so kann ihm hier die Retorte untrügliche Gewißheit verschaffen.

Ueber die chemischen Untersuchungen des Haares hat jüngst Professor Dr. A. Stern, Prag, einen recht interessanten Vortrag gehalten. Danach ist vor allem eine Lauge, die ohne Schwierigkeit eine Trennung der verschiedenen Keratine ermöglicht. Die Ergebnisse dieser Arbeiten sind auch für die Erblehre und für die Rassenforschung von Bedeutung. Durch Verfahren, die das Verhalten des Lichtes berücksichtigen, konnten besonders an den schwarzen Haaren außereuropäischer Menschenrassen Erkenntnisse gewonnen werden, die für die Abstammungslehre von Wichtigkeit sind.

Schließlich ist die Verschiedenheit der Keratine auch für die Tierwelt von Interesse. Einesteils deshalb, weil das Kleid der Vertebraten in dieser Richtung nach denselben Verfahren behandelt werden kann wie der menschliche Kopfschmuck. Andererseits ist die Widerstandsfähigkeit gegen die Witterung davon abhängig. So bleibt bei schwarz und weiß gescheckten Vogelfedern und bei gebänderten Haaren der dunkle Teil schwerer angreifbar. Vielleicht zeigt sich die Verschiedenheit der Keratine auch in ihrem Verhalten gegenüber den Kreaturen, die von Haaren und Federn leben, also gegenüber den Pelzfressern und Motten. Aber hier ist noch manche nicht unwichtige Erscheinung ungeklärt.

Fotos (3): Bavaria — Filmkunst

Theo der Regisseur

Als Mime ist er wohlbekannt
Der Theo von der Leinewand
Jedoch als Mann von der Regie
Liebt' er noch niemals sein Genie

Doch wie man sieht, glückt das Gestalten
— zum mindesten beim Vorteag - halten:
„Wo ist der Charme, der Ihnen eigen?
Mein Herr, hier müssen Sie ihn zeigen!"

Seit je sind eng verbunden schon
Regie und Resignation
Traf Theo hier Spielleiter-Leid
Wir wünschen ihm Zufriedenheit!

h ok

Das Falsche war richtig

Als die „Salome" von Richard Strauß in Dresden zur Uraufführung vorbereitet wurde, gab es außerordentliche Schwierigkeiten der Wiedergabe. Am meisten hatte dem großen Kapellmeister Schuch Karl Burrian an einer Stelle zu schaffen gemacht, in dem er immer ein Cis sang, während er ein C singen sollte. Obwohl das Cis eine Dissonanz ergab, verlor sich der Sänger immer wieder auf den falschen Ton. Noch langen Bemühungen gelang es endlich, das C bei dem Sänger zu erzielen. Da kam die erste Probe, bei der Strauß selbst zugegen war. Burrian sang die schwere Stelle vollkommen richtig, und der Kapellmeister strahlte. Strauß aber bat, die Stelle zu wiederholen. Sänger und Kapellmeister sahen sich an und riefen wie aus einem Munde: „Aber diesmal war es doch ganz richtig!" „Natürlich", erklärte Strauß, „aber eigentlich . . . eigentlich gefällt es mir nicht. Singen Sie es bitte noch einmal!" Wieder sang Burrian sein C völlig sicher. Jetzt sprang Strauß freudig auf: „Jetzt weiß ich, was fehlt, das C ist falsch, es muß Cis sein. Ich will hier ein Cis gesungen haben!" Schuch und Burrian brachen in ein fröhliches Lachen aus und Schuch erklärte Burrian für den geborenen Straußsänger, der sogar richtig singe, wenn er falsch singe . . .

*

Ein alter Förster bekam vom Schloß seit Jahren sein Ruhegehalt. Und da er schlecht auf den Beinen war und in der abgelegenen Fasanerie wohnte, kam an jedem Ersten seit vielen Jahren die treue Therese, für ihn das Geld abzuholen. Als sie dieser Tage wieder im Schloß erschien, ließ sie der Graf in sein Zimmer holen.

„Therese, ich habe gestern erfahren, daß der alte Förster schon seit zwei Jahren tot ist. —"

„Freilich. Freilich. Zwei Jahre mögen's jetzt schon sein."

„Und da holen Sie noch immer das Geld bei mir für ihn?"

Die alte Therese wischte sich mit der Schürze ihr Gesicht.

„Ja mei", sagte sie, „i hab mir halt denkt, der Herr Graf haben doch den alten Förster sehr gern gehabt — i wollt Ihnen halt den bitteren Schmerz ersparn —"

(Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

Max ging mit Lisbeth im Walde spazieren. Plötzlich deutete Lisbeth durch die Bäume: „Sieh mal da, ein Glühwürmchen!"

„Ja, ja", meinte Max nachdenklich, „der dein Vater sucht uns mit der Taschenlampe!"

(Weite Welt.)

Höflich

„Mutti, laß mich mal von deinem Wein trinken!" — „Gern, aber wie sagt man?"

„Prost!" (Lustige Blätter.)

*

„Ihr Mann hat wahrhaftig eine ausgezeichnete Gesundheit, trotz seiner 70 Jahre hält er sich aufrecht wie ein Licht."

„Wie ein Licht meinen Sie? Nun, darum geht er auch so oft aus, und das leider gerade abends."

(Eltratblatdet.)

Eine „haarige" Geschichte
Zeichnung: Radestock (M).

Richter: „Wie konnten Sie sich nur derart berauschen?"

Angeklagter: „Entschuldigen Sie, Herr Richter, ich war in schlechte Gesellschaft geraten. Wir sollten zu vieren eine Bowle trinken, doch waren die anderen drei Abstinenzler."

(Marc Aurelio.)

Die Zwillinge

Karoli kann wenig vertragen. Trotzdem trinkt er bei einem kleinen Fest mehr, als ihm gut ist. Nachdem die Gäste von der Tafel aufgestanden sind, bringt die Gastgeberin stolz ihre Zwillinge auf dem Arm, um sie von den Besuchern bewundern zu lassen.

Karoli erschrickt und äußert dann zu der Gastgeberin: „Was für ein reizendes Kind, gnädige Frau!" (Passing Show.)

*

Der kleine Xaverl, der mit dem Vater ins Wirtshaus gehen durfte, fragt auf dem Heimweg: „Du, Vatta, wie is denn dös, wann ma' an Rausch hat?"

Bedächtig erklärt der Papa: „Siehst, Bua, wennst moanst, de zwoa da vorn, dös san drei — dann hast an Rausch!"

Da meint der Xaverl kleinlaut: „Ja Vatta — dös is je bloß oana!" (Koralle.)

Die Werke

Die alten Schulkameraden treffen einander. Brander hat eine Fabrik, die ordentlich was abwirft, Studenz ist ein stiller Privatgelehrter; er hat der Welt ein halbes Dutzend Werke geschenkt, die aber leider keine Beachtung gefunden haben.

„Wie geht es dir denn?" erkundigt sich Brander.

„Nicht besonders!" gibt Studenz zu. „Gar zu wenig Leute wollen meine Werke in die Hand nehmen."

„Das kann ich von mir nicht sagen", erklärt Brander vergnügt. „Meine Werke nehmen alle Leute in die Hand."

Studenz wußte nicht Bescheid. „Ja, schreibst du denn auch Bücher?"

„Nee — ich fabriziere Türklinken und Fenstergriffe." (Fliegende Blätter.)

*

Vor einer Holzfällerhütte in Tennesee hält ein kostbarer Privatwagen, dem ein eleganter junger Mann entsteigt. Aus der Hütte tritt ein alter mürrischer Holzfäller. Der elegante junge Mann geht auf ihn zu und ruft freudig: „Vater, kennst du mich nicht mehr? Ich bin dein Sohn Billy, den du vor zehn Jahren in die Stadt geschickt hast, um Tabak zu kaufen. Ich bin damals gleich in der Stadt geblieben, bin vorwärtsgekommen. Hier ist mein eigener Wagen. So Vater, was sagst du dazu?"

Der Holzfäller betrachtet mißtrauisch seinen Sohn. „Nun", fragt er endlich, „und wo ist der Tabak?" (Die Woche.)

\

„Du bist ein Nichtsnutz, ein Stümper, ein Dummkopf", schimpfte sie, „ein Taugenichts, ein unbegabter Mensch!"

„So", sagte er seelenruhig, „und das schlimmste ist, daß du seinerzeit allen diesen Kerlen dein Jawort gegeben hast!"

(Söndagsnisse.)

*

Frau Hopper fragte liebenswürdig: „Darf ich Ihnen einen Likör anbieten?"

Flüsterte Hopper dem Besucher zu: „Von Ihnen sehen sie viel zu halten! Bei mir macht sie das nie!"

Aus Erfahrung

„Wie soll ich bloß meine Braut dazu bringen, ihre Ansicht über gewisse Dinge zu ändern?"

„Sehr einfach: du mußt derselben Ansicht sein!" (Nachtausgabe.)

*

„Aber Karlchen, wo hast du denn diese schrecklichen Ausdrücke her! Die hast du wohl auf der Straße gelernt?"

„Ich, Mutti, die kann man nicht lernen, das ist Begabung!" (Lustige Blätter.)

*

„Was macht dein Bruder?"

„Er fibt."

„Warum denn?"

„Weil er gestanden hat."

*

Klapp geht in Gedanken verloren über die Straße.

Klapp hat das Verkehrssignal übersehen.

Der Schupo tritt auf ihn zu: „Sie träumen wohl!"

Nicht Klapp verstummt: „Sie sind ein Gedankenleser."

„Ja, lächelt der Schupo und zückt seinen Block, „und jetzt möchte ich um das Honorar bitten." (Neue Ztg.)

Hoffnungslos

„Ich weiß kaum noch, was ich mit dir anfangen soll", sagt der Lehrer zu einem Schüler. „Wenn jemand in der Klasse fehlt, bist du es, und wenn du anwesend bist, bist du zumeist abwesend."

(Gemma.)

*

„Meine Eltern haben mir als Kind keinen Alkohol gegeben, weil das dumm macht."

„Das war sehr richtig von ihnen. Aber wer hat Ihnen denn welchen gegeben?"

(Fliegende Blätter.)

Welt der Frau

Oefter mal Süßspeisen

Eine Hausfrau rät den Hausfrauen

In den meisten Familien gibt es süße Speisen nur an Sonn- und Feiertagen als Nachtisch, wenn man sowieso schon ein etwas reichlicheres Essen als an einem Wochentage vereinnahmt hat. Hier soll nun keineswegs gegen diesen hübschen Brauch angegangen werden, denn ein Festmahl ohne süßen Abschluß ist nun einmal nichts Rechtes.

Da Zucker aber sehr nährstoffreich ist (die Menschen, die zahlreiche Zuckerstückchen in ihrer Kaffee- oder Teetasse verschwinden lassen, erfreuen sich fast immer einer gewissen Rundlichkeit!), so haben es süße Speisen wirklich „in sich", was man schon daran merkt, daß sich nach ihrem Genuß ein angenehmes Sättigungsgefühl einstellt. Deshalb sollte man sie wirklich nicht nur an Festtagen als Magenschluß reichen, sondern auch alltags hin und wieder einmal nach einer Suppe gewissermaßen als Hauptgericht eine süße Speise geben. Vor allem Kinder begeistert eine solche Zusammenstellung meist sehr. Deshalb seien heute hier allerlei süße Speisen mitgeteilt, deren Herstellung wenig Zeit und Mühe beanspruchst, so daß die Hausfrau an diesen Vormittagen anderen Beschäftigungen nachgehen kann.

Mit am einfachsten ist wohl süßer Quark mit Früchtesoße. Der Quark wird mit Milch glattgerührt (wenn man es ganz fein machen will, kann man ihn durch ein Sieb streichen), mit Zucker abgeschmeckt und mit irgendeiner Fruchttunke zu Tisch gegeben. Immer beliebt ist auch Kompott, jetzt z. B. Rhabarber; über das ein Grießflammeri gegossen wird. Auf 1 Liter Flüssigkeit nimmt man ungefähr 100 Gramm Gries. Gute Flammeris lassen sich auch aus dem überall erhältlichen Kartoffel-Puddingmehl kochen; Gebrauchsanweisungen stehen außen auf den Packungen. So z. B. ein Schokoladenflammeri, zu dem man ein Liter Milch (evtl. verdünnen), 80 Gramm deutsches Puddingmehl, 2—3 Eßlöffel Zucker, 1 Päckchen Vanillezucker, 1 Prise Salz 2—3 Eßlöffel Kakao und Schnee von einem Eiweiß braucht. Letzteres kann auch durch die entsprechende Menge Milcheiweiß, ein Pulver aus entrahmter Milch und Molke, das sich, mit Wasser vermischt, genau so wie Hühnereiweiß schlagen läßt, ersetzt werden.

Besonders reichlich Zucker nimmt man zu der wohl allbekannten Karamelspeise. Ebenso zu der in Norddeutschland besonders beliebten Buttermilchspeise, die man in Ermangelung von Buttermilch auch mit saurer Milch machen kann. Sie besteht aus 1 Liter Butter- oder saurer Milch, 300 Gramm Zucker, 2 Blatt roter und 10 Blatt weißer Gelatine, etwas Zitronensaft und, so man hat, einem Gläschen Arrak. Diese Speise wird kalt zusammengerührt, nur die Gelatine wird über dem Feuer aufgeschmolzen.

Hat man einige zerkrümelte Kuchenstückchen übrig, die man doch niemand mehr anbieten kann, so tut man sie unten in eine Schüssel, füllt etwas Kompott darüber und übergießt das Ganze mit einer Vanillesoße. Wirklich ausgezeichnet!

Zum Schluß noch eine Speise, die zwar ein bißchen mehr Zeit beansprucht, dafür aber auch aus wenig Zutaten eine riesige Menge ergibt, nämlich die geschlagene Grießspeise. Ihr schlagsahnähnlicher Schaum besteht nur aus 5 Tassen Wasser, 1 Tasse Grieß, einer knappen Tasse Zucker, Saft und abgeriebener Schale einer Zitrone und 1—2 Blatt Gelatine. Alles wird zu einem dicken Brei gekocht und dann so lange mit dem Schneebesen geschlagen, bis die Masse steif ist. Sie werden über den Erfolg staunen!

Staatliche Modeschule Plauen zeigt Modelle
Gelegentlich einer Modeschau im Deutschen Pressеklub war auch dieses Abendkleid aus rosa Taft mit grünem Samtmieder und Kordelverzierung zu sehen.
(Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

VON FRAU ZU FRAU

Der Gips hält ja nicht! Das Eingipsen von Haken oder Nägeln will verstanden sein. Hierbei ist unbedingt zu beachten, daß das Loch in der Wand für den Nagel gut angefeuchtet werden muß, nachdem es von Mörtelresten gereinigt ist, bevor man den Gips hineinstreicht. Verfährt man dieses, so fällt der Gips wieder heraus, sobald er erhärtet ist.

Besen muß man hängend aufbewahren oder auf den Stil stellen, weil sich sonst die Borsten umlegen oder gar abbrechen. Sind die Borsten zusammengedrückt, so halten wir den Besen eine Zeitlang über Wasserdampf, nach dem wir ihn mit lauwarmem Seifenwasser gut gereinigt haben. Danach werden sich die Borsten wieder aufrichten. Wir lassen den Besen dann an der Luft gut trocknen, ehe wir ihn wieder in Gebrauch nehmen.

Eisschrankersatz: In der warmen Jahreszeit kann man Getränke schön abkühlen, wenn man die Flaschen oder Kannen, in denen sie sich befinden, mit einem nassen Tuch umwickelt und dann in Zugluft stellt.

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!

Sommer-Sprossen
Nikotin verpflegt d. Körper. Wurde Nichtraucher ohne Gewichtszunahme. Ohne Nik. tha. Ges. Schwarz Darmstadt. P 167 Herdw.
Wenns doch so gut schmeckt! Aber leider auf Kosten der Schlankheit. Trotzdem sollen Sie nicht hungern! Wenn Sie zum Sterkwerden neigen, essen Sie gut, aber trinken Sie regelmäßig den köstlichen, unschädlichen Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee
Auch als Kräutertabletten und Drix-Extra-Dragees in Apotheken und Drogerien
Ab 3. monatlich 12 Raten
Gute Musik Instrumente HEROLD & Co. KLINGENTHAL Nr. 15
erst STRICKER-Katalog anfordern! Tourenrad RM 30. kompl.
Fahrradfabrik E. & P. STRICKER Brackwede-Bielefeld 274
Damenbart
Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Heiwakakur. Sehr bewährt v. Aerzten u. Fachpersonen empfohlen. Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel 1932, London 1933. Tägl. Dankschreiben. a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs.) Marke Heiwaka mit Stern patentamtl. Wz. 468509 schützt vor Enttäuschg. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für groß. Fläch. 5.50 u. 6.50. Nachn. Heiwaka-Köln 114
Graue Haare
Verschwinden wieder. Prämiiert, gold. Medaille. Aufklärung kostenlos. Rich Nürnberg Q 44 a
Unterricht
Stottern
Kostenl. Beratg. Prosp. d. Fachinstitut Naeckel, Berlin-Ch., Dahlmannstr. 31
Stille Privatpension
Luftkurort, Hochwald. Vorsaison: 3.50 RM bei vier Mahlzeiten. Eingel- u. Doppelzimmer frei. Ausk. u. Nr. 1128/3 „Der 7. Tag", Paderborn.
ESU Stahlfeder Betten Matratzen
Nur gute Qualität. Tausende freiw. Anerkennungen. Verlangt an alle Kataloge Eisenmöbelfabrik, Suhl 75.
Nehmen Sie bitte Bezug auf den „7. Tag."
Inserieren bringt Gewinn!
Wer den Anzeigenteil unserer Zeitung regelmäßig liest, der findet darin immer vorteilhafte Anregungen.
Eier-Vorrat für den Winter
Sie sparen viel Geld und haben auch im Winter stets gute Eier. Garantol gefiert nicht. Sie können daher jederzeit Eier wenden Sie daher Garantol
In Garantol halten sich Eier über 1 Jahr / Kn. 100 Eier 45 Pfg.

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": 1. Vj. 39: 45 388. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg. – Nr. 25 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 18. Juni 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Ganz, wie man es ansieht...

Freundlicher Leser, verspürst Du Lust, ein wenig mit uns zu plaudern?

Ja?

Hm. Wie gefällt Dir, um mit dem nächstliegenden anzufangen z. B. das Bild nebenan? Gut, ja? Das glaub ich — wir haben es auch eigens für Dich, den freundlichen Leser, ausgesucht, Dir soll es ganz allein gefallen.

Ist das nicht ein prächtiger Landstreicher, der sich da losgelöst von der hastenden Zeit zu beschaulicher Rast unter den Baum gesetzt hat? Gewiß, er ist schäbig angezogen, der fahrende Geselle; der Hut ist seinen eleganten Brüdern in der Stadt sehr unähnlich geworden, sein Rock ist nicht auf Taille gearbeitet, er ist alt, zerschabt und viel zu weit, die Hosen sind zerschlissen und im Rucksack wirst du auch nicht mehr viel finden. Und dann dieses Gesicht! Es ist bartumstoppelt und macht den Eindruck, als ob bei seinem Besitzer längere Zeit Schmalhans Küchenmeister gewesen sei. Aber dieses Gesicht ist auch auf eine kindlich erstaunte Art froh. Warum nur lieber Leser, geht ein so frohes Erstaunen über dieses Gesicht?

„Der Mann freut sich an dem kleinen Rotkehlchen oder was es sonst für ein Dögelchen sein mag, auf seinem Knie" wirst Du sagen, lieber Leser, und damit natürlich auch recht haben. Der spaßige Wandersmann freut sich wirklich über das Rotkehlchen, das ihm so fröhlich, so ohne jedes Mißtrauen aus voller Kehle ein Lied vorjubiliert. Der Mann hat Freude an dem rührenden Stückchen Natur, das ihm diese Mittagsrast zu einem kleinen frohen Erlebnis werden läßt. Er kann darüber alles vergessen und für Minuten jenes reine Glück empfinden, das nicht vom Gelde und nicht von der erklommenen Stellung abhängt, sondern lediglich von der Empfindungskraft der Seele.

Ist so die untere Hälfte des Bildes durchaus dazu angetan, unser Gefallen zu erregen, so wird diese friedvolle Stimmung jäh unterbrochen, wenn wir den Blick etwas nach oben gleiten lassen. Zu Häupten des ahnungslosen Wandersmannes und seines kleinen Schützlings lauert es und lauert es: Der Kater Mauz schielt voll freßlustiger Begehrlichkeit auf den gefiederten Sänger. Er findet die jubilierende Melodie der Lebensfreude aus der Kehle des kleinen Wesens keineswegs berückend. Es ist nur eine Aufeinanderfolge von Geräuschen für sein Ohr, er hat keinen Anteil an der Freude des einsamen Wanderers, sein ganzes Sinnen und Trachten ist lediglich auf unverblümte Freßgier eingestellt und die Ueberlegungen, die sich hinter seiner List und Schläue verraten Stirn verbergen, kennen nur ein Ziel: „Wie findet das Rotkehlchen auf die schnellste und für mich bequemste Art den Weg in meinen Magen?"

Seltsam gegensätzliche Welt! Fühlst Du Dich nicht auch unversehens nachdenklich werden, lieber Leser? Dieselbe Erscheinung, die bei zwei Wesen zwei so grundverschiedene Gefühle und Wünsche auslöst! Hier Freude am Schönen, das sich auch im kleinsten offenbaren mag und dort unbezähmbare Freßlust, beide hervorgerufen durch ein kleines nichts ahnendes Rotkehlchen.

Aber ist das nicht genau so im menschlichen Leben? Kennen wir nicht selbst genügend Menschen, die dem stillvergnügten Wanderer und genügend andere, die dem freßlustigen Kater gleichen? Nicht zu rechnen, die zahllosen Schattierungen zwischen diesen beiden Extremen?

Wir hatten auf der Schule einen alten, schrulligen Professor, der die ihm anvertraute Deutschstunde zuweilen auch dazu benutzte, Anleitungen für praktische Menschenkenntnis und -erkenntnis zu geben. Dabei hatte er ein öfter wiederkehrendes „unfehlbares" Rezept für die Unterscheidung der menschlichen Grundtypen. Dieses an sich nicht ganz billige Rezept sah ein großes Blumenarrangement bzw. eine wertvolle, von besten Künstlern gespielte Schallplatte (Existenz eines Wiedergabeapparates bester Klangqüte vorausgesetzt) und eine Reihe guter Bücher auf der einen und eine tadellose ebenfalls köstlich duftende Mahlzeit auf der anderen Seite vor. Der auf seine innere Einstellung zu Prüfende war in ein Zimmer zu führen, wo all diese Herrlichkeiten auf ihn warteten. Je nach dem, ob die schönen Künste der freien wie auch der von Musiker- und Dichterseelen nachempfundenen Natur oder die schönen Künste der Küche ihre magische Anziehungskraft auf den Alleinzulassenden aber trotzdem Beobachteten ausübten,

Der eine freut sich still vergnügt an Gottes schönen Gaben
Indes der andere will sie bloß für seinen Magen haben

(Zeichnung F. von Lampe, Bavaria-Verlag Gauting)

war der Betreffende entsprechend als Idealist oder Materialist einzuklassifizieren. Dieses Examen des sonst in Prüfungen sehr wohl bewanderten Professors hinkt etwas. Einmal braucht einer noch kein Idealist zu sein, wenn er für Blumen, Musik und Bücher schwärmt, wie einer dadurch noch nicht zum Materialisten wird, wenn er einen guten Bissen nicht verschmäht. Zum andern sind bei dieser Rechnung auch zwei veränderliche Werte unberücksichtigt gelassen worden, die Stimmung und der Hunger. Man würde also erst bei mehrmaliger Wiederholung dieses Exempels ein Wahrscheinlichkeitsresultat erzielen können.

Davon abgesehen, steckt aber doch ein wahrer Kern in der Parabel des alten Professors, und es ist nicht uninteressant, zu überlegen, wie man sich denn selbst nach dieser Prüfungsmethode „einzuklassifizieren" hätte. In keinem Falle aber braucht das Ergebnis zu irgendwelchen Gemütsverfinsterungen zu führen, denn schließlich sind wir nun ein jeder von uns ein einmaliger Kreuzungspunkt von so unendlich vielen Einwirkungen innerer und äußerer Art, daß wir alle einer vom anderen verschieden geworden und gewachsen sind. Und schließlich hat es eine höhere Macht als menschliches Wollen so bestimmt, daß es Unterschiede und Spannungen gibt, aus deren Gegensätzlichkeit erst das wahre Leben ständig neu geboren wird.

Das, freundlicher Leser, wollten uns der Wandersmann, das Rotkehlchen und der Kater Mauz erzählen.

hek.

Der Ruf übers Meer

Eine Erzählung von Alice Fliegel

Hanne Wiebkes Kate stand ganz am Ende des kleinen Fischerdorfes. Der Sturm rüttelte sie unsanfter, als die anderen Hütten, die sich gegenseitig schützten und stützten. Man mußte sich wundern, daß er sie nicht schon ganz weggeweht hatte, baufällig wie sie war.

Hanne Wiebkes hatte schon schlohweißes Haar, als sie kaum dreißig Jahre alt war. Die ältesten Fischerfrauen meinten, es käme daher, weil ihre Seele auf eine besondere Art mit Gott, Menschen und Erde zusammen war. Sie sah den Segen und das Unglück voraus. Als Anke Anderz, die schwach auf der Brust war, ihr erstes Kind bekam, sah Hanne Wiebke ihr lächelnd in die fiebernden Augen: „Habe keine Angst, Anke, Gott meint es gut mit dir!"

Todesfurcht brannte in Ankes Blick, um sich und um das kleine Wesen, dem sie das Leben schenken sollte. Sie fürchtet sich vor dem Sterben um des Kindes willen, das sie so sehr gewünscht hatte und das nicht mutterlos sein sollte. Jetzt kam es ihr wie eine Sünde vor, daß sie der Muttergottes in der alten Kirche so oft die kleinen weißen Sternblumen gebracht hatte, die im Sommer auf der Wiese so reich wuchsen, daß sie wie ein Schneefeld aussah. In jedem Stern war ein heimliches Wünschen versteckt gewesen, einmal ein gesundes, blühendes Kind in das Leben tragen zu dürfen. Nun war eine noch größere Angst als um sich selbst um das Kind in Ankes Herzen. Wenn es nun nicht gesund und blühend war — so wie sie einst als Kind am Meer entlang gelaufen war, die Arme jauchzend dem Sturm entgegenbreitend? Die Krankheit war erst später über Anke gekommen, in einem harten Winter, als sie eine ganze Nacht mit den anderen Frauen am Strand stand, die nach den Booten Ausschau hielten. Damals wußte sie noch nicht, daß sie das Kind unter dem Herzen trug; sonst wäre sie vorsichtiger gewesen.

Als die Hebamme aus dem Nachbarhof kam, war Ankes Kind schon geboren. Alles war gut gegangen. Anke schlief. Sie war matt, aber ohne Fieber. Ihr Gesicht sah befreit und glücklich aus. Das Kind war rotbäckig und rund, und wie durch ein Wunder wurde auch Anke nach der Geburt ihres kleinen Jungen wieder ganz gesund.

Es kam von nun an öfters vor, daß eine Fischerfrau in ihrer schweren Stunde nach Hanne Wiebke schickte. Wen sie mit ihren klaren Augen erblickte, der konnte nicht verzagen. Trost brachten diese um so vieles wissenden Augen, und Geduld auch mit den wütendsten Schmerzen. Hanne Wiebke hatte eine glückliche Hand für Mutter und Kind.

Aber auch der Sturm und das Meer hatten seltsame Stimmen für Hanne Wiebke. Sie riefen nach ihr, wenn ein Unglück geschehen sollte. Dann fuhr die Fischerfrau mitten im Schlaf hoch. Sie saß aufrecht in dem Alkovenbett und lauschte. „Ich komme!" sagte sie dann laut und zog die geölten Schaftstiefel und die alte Lederjoppe an, die ihr Mann ihr hinterlassen hatte. Sie lief durch die Nacht. Die Kraft ihres Herzens besiegte den Sturm. Er warf sie nicht zu Boden — er trieb sie vorwärts und beflügelte ihre Schritte. Sie klopfte an diese und jene Fischerkate. „Komm heraus, Nathirin! — Spute dich, Mareil Es droht Gefahr!"

Einmal war es der Mann, der Bruder, der Vater, die draußen mit dem Sturm um ihr Leben kämpften, und Hanne Wiebke mußte viele Frauen aus dem Schlaf holen. Die tapferen Frauen und die Fischer, die zurückgeblieben waren, machten die Boote klar und kämpften sich durch das tobende Meer. Sie erreichten das Fischerboot, das in Not war, gerade noch zur rechten Zeit. Mancher Fischer dankte Hanne Wiebke sein Leben.

Ihr Mann, der Leuchtturmwärter Wiebke, hatte sich aus den Tropen das Malariafieber mitgebracht. Er starb an einem plötzlich wieder ausbrechenden heftigen Anfall. Das war das schlimmste für ihn, daß er nicht draußen auf dem Meer sterben konnte, dem sein Herz gehörte wie seiner Liebe und seinem Glauben. Er rief nach dem Meer in seinen Fieberträumen. In der Nacht, als seine Frau ihm die Augen zudrückte, kam zum erstenmal der Ruf übers Meer zu ihr. Da verließ sie den Toten und weckte die Frauen: „Steht auf! Es droht Gefahr!"

Als man den Leuchtturmwärter zu Grabe trug, war ein seltsames Lächeln in Hanne Wiebkes Gesicht, denn sie wußte, welches Erbe der Tote ihr hinterlassen hatte.

Viele Jahre später geschah das Seltsame, was die Fischerleute nie begreifen konnten. Hanne Wiebkes einziger Sohn Klaus ertrank auf dem Meer, ohne daß ein Ruf zu seiner Mutter kam. Sie schlief fest und traumlos in dieser Nacht. Erst als die Morgensonne goldenes Licht in die Stube warf, erwachte die Frau. Sie sah Klaus in der Tür stehen und lächelnd auf sie zukommen. Seine Augen waren mit einem frohen, klaren Ausdruck auf sie gerichtet. Sie breitete die Arme aus und rief laut seinen Namen, das eigne Herz voll von Glück: Klaus!"

Da verschwand die Erscheinung und wurde eins mit dem goldenen Glanz.

Hanne Wiebke stand auf und ging an das Meer. Die Fischer zogen gerade ein leeres Boot an den Strand. Es gehörte Klaus . . .

In der vergangenen Nacht war er allein hinausgefahren. Keiner hatte es gewußt, nur ein alter Fischer sah ihn an den Strand gehen. Als der Mond einen Augenblick die Sturmwolken zerriß, war es dem Alten, als sei neben Klaus der Schatten eines zweiten Menschen, der sich langsam von ihm löste, als er in das Boot stieg. Durch den Sturm klang es wie das verzweifelte Weinen einer Frau. Aber Wind, Wogen und Dunkelheit nahmen alles in sich auf. Mit Bestimmtheit wußte keiner etwas zu sagen.

Am andern Morgen trug das Meer den Toten an den Heimatstrand . . . Sein Gesicht war wie das eines Schlafenden, still und voll Freude. Als Hanne Wiebke neben dem Sohn niederkniete, mußte sie, ohne es zu wollen, daran denken, wie er mit dem gleichen Gesicht nach seiner Todesnacht im goldenen Licht zu ihr gekommen war. Jetzt verstand sie, was er ihr hatte sagen wollen.

Als Klaus Wiebke begraben wurde, gebärdete sich Marei, die Knut Frebers' Frau war, wie von Sinnen. Es war nur gut, daß Knut mit seinem Vater in Livland war und nichts sah von allem. Hanne Wiebke nahm die Verzweifelte mit in ihr einsam gewordenes Haus. Sie begriff auch das Letzte, was sie durch Klaus' verstörtes Wesen nur geahnt hatte. Seine schweren Schritte, die nachts ruhelos den kleinen Garten durchwandert hatten, als er noch lebte, nicht mehr hingefunden zu ihr. Es gab Tage, an denen er seiner Mutter nicht mehr in die Augen sehen konnte, und immer ängstlicher vermied er, mit Knut Frebers zusammen zu sein, der sein bester Freund war.

Hanne Wiebke hatte den Sohn nie mit einer Frage gequält — nun aber sein Mund für immer verstummt war, gab das Meer ihr die rechte Antwort. Es hatte sie nicht gerufen, weil es Klaus im Tode die Reinheit und den Frieden schenken wollte, die er in seinem unsteten Leben nicht mehr hatte finden können.

Ihr Mann, wiederkam, und sie führte sie in ihr Leben und in die Pflicht zurück, damit das Opfer des Sohnes nicht umsonst gewesen. Er sollte unter den weißen Sternblumen, die sie auf sein Grab pflanzte, so schlafen, wie er an jenem goldenen Morgen von ihr Abschied nahm — glücklich und entführt.

Hanne Wiebke neigte den schlohweißen Kopf und hörte seine Stimme unter den weißen Blumen — diese starke, stolze Stimme, die wieder ohne Unrecht war und die ihr dankte.

Aber fortan schwieg das Meer. Nie wieder vernahm Hanne Wiebke seinen Ruf.

Erfüllte Sehnsucht

Japanische Erzählung von Marie Gräfin Keyserling

Kristallhell und grün hing der Abendhimmel über der Stadt. Er schimmerte durch die breitästigen Kronen der riesigen Kampferbäume in den Tempelgärten, deren Tore tot und brennend aufflammten. Noch einem Tage brütender Hitze war die Straße belebt, alles war draußen, Männer in reinen Kimonos nach dem Abendbade, die nackten Beine noch rot von dem heißen Wasser, Kinder in kleinen Holzschuhen, Frauen an den Türen plaudernd. Die Jüngsten auf den Rücken gebunden. Weit offen standen die breiten Schiebetüren der Häuser. Die Straße entlang eilten viele Leute, einzeln und in Gruppen, in seidenen Festgewändern, mit erregten Gesprächen einem fernen Ziele zu. Ein alter, hagerer, kleiner Mann, in fließender brauner Seide, die weiten Aermel schaukelnd, hantierte eifrig, den Blick in die Ferne gerichtet, nur selten einen Vorübergehenden mit flüchtiger Verbeugung grüßend, dahin. Wie aus Holz geschnitzt war sein schmaler Kopf mit dem spärlichen Haar, das Gesicht scharf und faltig.

„Du gehst auch ins Theater Jago San?" redete ihn ein junger Mann an, der sich ihm anschloß. Der Alte nickte.

„So ist es", sagte er atemlos, „das ist nun das einzige, was ich mein Leben lang liebe. Ihr Jungen, ihr mögt den Wein, den Tanz, die Frauen. Ich habe nirgends mehr hin, doch nur wenn Ringkämpfer kommen, muß ich ins Theater. Ich war noch ein kleiner Knabe, der von der Mutter auf dem Rücken hingetragen wurde, als ich Ringkämpfer sehen wollte. Seitdem zog mich immer dieses wunderbare Schauspiel in seinen Bann. Ich hätte gern Ringkämpfer werden mögen."

„Du wettest wohl hoch?" lachte der andere schlau.

„Wer tut das nicht? Doch das ist nicht die Hauptsache."

„Du erreichst nie den Rucks, Jago San", meinte der Junge scheinisch.

„Vielleicht gerade weil mein Körper so leicht blieb, wuchs der Wunsch noch größer. Aus einem kleinen Korn wächst ein großer Kampferbaum.

„Und du gehst allein, Jago San?"

„Zwei Söhne starben. Einer lief als Knabe fort. Ich weiß nicht, ob er noch lebt. Er wollte kein Kaufmann werden wie ich. Ich habe meinen Laden und eine verheiratete Tochter. Das ist mein Leben — und manchmal diese Freude", fügte der Alte lächelnd hinzu.

Auf dem weiten Platze vor dem geltartig aufgeschlagenen Theater stand die Menge unter flatternden Fahnen, Blumengirlanden und gewaltigen, an Stangen wehenden Reklamebildern. Sie zeigten die starken Männer, die heute auftreten sollten. Laute Musikmusik erschallte in der Arena, das Licht war gedämpft. Amphitheatralisch stiegen die Sitzreihen empor, belegt mit weißen Matten, auf die sich die Leute niederhockten. Viele Frauen mit Säuglingen auf dem Rücken und bunte Scharen von Kindern, die erwartungsvoll mit blanken Augen vor sich hinschauten. Der Alte kniete in der vordersten Reihe nieder, das gelbe Gesicht unbeweglich wie eine Maske. Bekannte begrüßten ihn mit tiefer Verneigung und höflichen Reden.

Da erschien ein Knabe in der Arena, goldstrotzend waren sein Gewand und Stirnband. Er stellte rote Lackschalen mit Salz gefüllt auf, worauf zwei mächtige Riesengestalten, mit geflochtenen Gürteln um die Hüften, schwerfällig wie Elefanten hereintrotteten. Lauter Beifall begrüßte sie. Inmitten dieses zartgebauten kleinen Volkes wirkten diese Männer wie große Tiere aus fremden Welten. Von Kindheit auf werden sie durch viele und kräftige Nahrung zu diesen Figuren heranegzüchtet und ausgebildet. Da standen sie mit breiter Brust und gewaltigen Schultern, Arme und Arme wie Baumstämme. Ueber den schwammigen, aufgedunsenen Gesichtern schwankte ein zusammengeknotetes Haarbüschel. Wie Rosse scharrten sie im Sande, daß er hoch aufflog, beugten sich nieder, um die Hände mit Sand zu reiben, laut schnaufend das Salz über die Schultern zu werfen, um das Mißgeschick, das hinter ihnen lauern könnte, zu verjagen.

Der Knabe schwang den Fächer und klapperte aufreizend mit zwei Stäbchen wie unsinnig zwischen ihnen. Die Ringkämpfer fixierten einander an, sprangen in ungeheuren Anläufen vor und zurück, bis sie einander mit schwerem Griff umklammert hielten und an den Gürteln zu heben versuchten, um den Gegner niederzuschleudern.

Wie Tierstimmen klang ihr Stöhnen und Grunzen. Der Knabe klapperte wild um sie her. Die Zuschauer beteiligten sich mit lauten Zurufen am Kampfe, und wenn einer auf dem Rücken lag, erhob sich ein überwältigender Jubel. Jago San lehnte über der Brüstung, die Hände hoch gehoben, ganz sinnlos vor Begeisterung.

Ein Paar nach dem anderen kämpfte. Die Stunden schwanden schnell dahin, von kurzen Pausen unterbrochen, in denen Sake getrunken wurde. Obst herumgereicht und die Wetten abgeschlossen wurden. Jago San saß, sein Geldtäschchen an sich gepreßt, schon müde da, stumm vor sich hinstarrend. Neben ihm war ein Kind auf den Knien der Mutter eingeschlafen. Da erschien das achte Paar, der eine Kämpfer etwas kleiner und schlanker als sein Gegner. Wißlich flackerten die Alten Augen wie Fackeln. Er starrte wie gebannt auf den jugendlichen Kämpfer.

Er sah ein Kind vor sich mit eigensinniger Stirn und scheuen Augen. Es hatte jedoch keinen Haarschopf, — es konnte schwere Steine heben und klettern. Er hatte es immer auf den Rücken zu den Ringkämpfen mitgenommen. Der Atem stockte ihm. Der Kampf begann. Der junge Kämpfer hatte es nicht leicht mit dem gewaltigen Gegner. Nun trat er einige Schritte zu neuem Anlauf zurück. Der Alte starrte ihn an und sah, wie seine Augen wie von innerer Freude sich aufblitzten. Eine Sekunde lang begegneten sich die beiden Augenpaare und erkannten sich. Von neuem Feuer entzündet, stürzte sich der Kämpfer auf den Gegner, und dieser lag am Boden. Der Jubel der Menge übertönte den Schrei des alten Mannes, der auf die Matte sank.

Nur der kupferrote Mond begleitete Jago San auf seiner Heimfahrt durch die stille Straße. Die Grillen geigten zaghaft in den dunklen Bäumen. Die runden Lämpchen an den Häusern blinkten wie matte Gold. Hinter Papierfenstern bewegten sich Schatten. Er hielt den Beutel und sein pochendes Herz fest umklammert. Zwei starke Arme hatten ihn in den Wagen gehoben, zwei Stäbchen bewegten sich. Niemand hatte etwas gemerkt. Er hatte seinen Sohn gefunden, und sein Lebenstraum war durch den Ruhm dieses Sohnes in Erfüllung gegangen, der wie er denselben Wunsch gehegt und erreicht hatte.

Der rote Mond schwankte über den Bergen und lächelte.

Dies nebenbei

Nach der Eingliederung der Ostmark und des Protektorates Böhmen und Mähren in die Verkehrsordnung des Großdeutschen Reiches gibt es nur noch zwei europäische Länder, in denen links gefahren wird, nämlich England und Schweden. Nun suchen sich auch in Schweden immer stärker werdende Bestrebungen geltend, zu dem Rechtsverkehr überzugehen, zumal die verhältnismäßig reibungslos verlaufene Umstellung des Verkehrs in der Ostmark und der ehemaligen Tschecho-Slowakei, die sich innerhalb von wenigen Tagen vollzog, den Einwand, eine so umwälzende Verkehrsänderung müsse zu zahlreichen schweren Verkehrsunfällen führen, entkräftet hat. Schwedens skandinavische Nachbarländer sind an der Lösung dieses Problems sehr interessiert, denn die Linksfahrordnung Schwedens hat sich besonders für den Kraftverkehr aus Dänemark und Norwegen sehr ungünstig gewirkt. Vor kurzer Zeit hat das schwedische Parlament mit großer Stimmenmehrheit die Einsetzung eines Ausschusses zur Vorbereitung des Rechtsverkehrs in Schweden mit großer Stimmenmehrheit gebilligt, so daß man annehmen darf, daß auch Schweden sich hinsichtlich seiner Fahrordnung bald dem übrigen Europa angleichen wird.

*

Die Matrosen des englischen Postdampfers Clydebank haben im südlichen Stillen Ozean eine bisher unbekannte kleine Wasserspinne entdeckt. Sie bemerkte, wie sich auf einmal das Wasser in ihrer Fahrstraße in der Farbe veränderte, es erschien ihnen, als ob sie in einen kilometerlangen Streifen hineinführen, der in der Mitte braun erschien, aber nach außen hin lichtgrün war. Man untersuchte einmal das verfärbte Wasser, es roch stark nach Leinsamen. Man nahm auch an, daß es Körner waren, aber bei näherem Zusehen stellte man fest, daß es sich um Abertausende kleiner achtbeiniger Spinnen handelte, die außerhalb des Wassers blau erschienen. Erstaunlich ist, daß man trotz des massenhaften Auftretens in der allgemeinen Fahrstraße diese Spinnen bisher niemals gesehen hat. Die Matrosen haben ihren interessanten Fund einem Forschungsinstitut übergeben.

*

Im nördlichen Zululand in Südafrika ist zwar das Wasser eine kostbare und seltene Flüssigkeit. Dafür wächst aber hier der „Champagner buchstäblich an den Bäumen. Die Masala-Palme, die in dem trockenen Land in Mengen gedeiht, ist es, die das begehrte Getränk, „Busulu" genannt, liefert. Man schneidet einen der kurzen Zweige dieser Palmen ab, schält die Rinde, bohrt ein Loch und läßt die herausquellende Flüssigkeit in einen bereitgestellten Flaschenkürbis fließen. Der „Masala-Saft", wie ihn die Zulus nennen, schmeckt ganz ähnlich wie unser Champagner, ist aber natürlich alkoholfrei. Doch schon nach 48 Stunden verwandelt sich die Flüssigkeit, wenn man sie stehen läßt, in „Busulu", ein überaus berauschendes alkoholisches Getränk, das man nur noch in kleinen Mengen genießen kann, wenn man nicht in wenigen Minuten betäubt zu Boden sinken will. 30 Palmen liefern täglich bis zu hundert Liter „Masala-Saft." Kein Wunder, daß man sich unter diesen Umständen im nördlichen Zululand kein Kopfzerbrechen über die Wasserknappheit macht.

*

In England gibt es ein Dorf, das seit 85 Jahren im Kriege mit Rußland ist. Das hört sich etwas seltsam an, ist aber tatsächlich so. Es handelt sich um das Dorf Berwick-on-Tweed, das, nachdem sich lange Zeit Schottland, Irland und England um seinen Besitz gestritten hatten, sozusagen freie und unabhängige „Stadt" wurde. Man findet es in allen amtlichen Dokumenten direkt nach Wales besonders erwähnt. Als nun im Jahre 1854 Britanien an Rußland den Krieg erklärte, geschah das im Namen von England, Schottland, Irland, Wales und der „Stadt Berwick." Zwei Jahre später wurde der Friede unterzeichnet, aber diesmal vergaß man, die freie Stadt Berwick mit aufzuführen, infolgedessen hat sie bis heute mit dem zaristischen Rußland noch keinen Frieden geschlossen. Als man den Bürgermeister von Berwick fragte, warum er diese Sache nicht beim Parlament regeln wolle, meinte er, er sei zu alt, um wegen einer solchen Bagatelle nach London zu fahren . . .

*

Auf dem Friedhof Campo Santo in Genua befindet sich eines der eigenartigsten Grabdenkmäler unserer Zeit. Eine Brezelverkäuferin namens Catharina Campodonico hat sich dieses Monument selbst vor ihrem Tode setzen lassen. Es stellt sie selbst in bäuerlichen Gewande, mit Brezeln in der Hand, dar und ist von einem berühmten Genueser Künstler entworfen worden. 60 Jahre lang hat die Alte jeden Pfennig, den sie sich erübrigen konnte, für diesen Zweck auf die Seite gelegt, und an ihrem 80. Geburtstag besaß sie, die sich das ganze Leben hindurch keine Freude gönnte, um sich die „Unsterblichkeit" zu ermöglichen, endlich die 200 000 Lire, mit denen sie ihr Denkmal ausführen lassen konnte. Nach ihren Anweisungen wurde der folgende Text auf den Sockel des Denkmals geschrieben: „Mit Verkauf von Wecken und Brezeln an vielen Plätzen Genuas, bei Wind, bei Sonnenbrand, bei Regen wie mit Kannen habe ich meiner alten Mutter das tägliche Brot verdient. Von den wenigen Pfennigs kratzte ich noch so viel zusammen, um mich späteren Zeiten zu überliefern, ich, die alte Hafenverkäuferin Catharania Campodonico, die Landfrau genannt." Drei Jahre lang hat die Alte ihr Denkmal noch Tag für Tag lebend besichtigt, ehe sie starb.

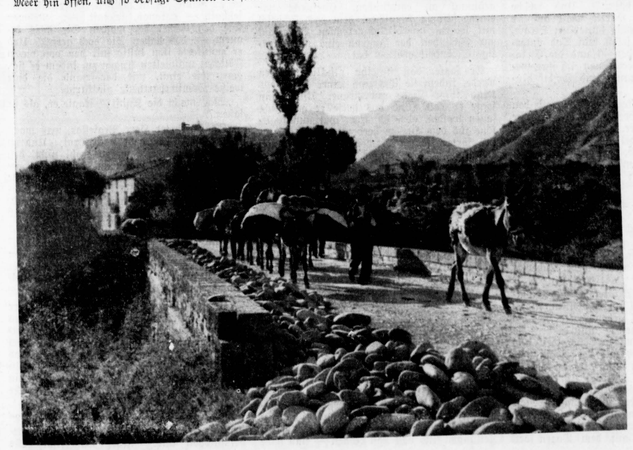
Jo-Jo.

Unter Spaniens lachendem Himmel

Fotos: Werner Conitz Linden-Verlag

Das spanische Volk hat sich in einem dreijährigen erbitterten Kampf voll unvergleichlichen Heldentums seine Freiheit bewahrt, nun schickt es sich an, sein eigenes Leben unter der Führung des Caudillo Francisco Franco wieder aufzubauen und neu zu gestalten. Das deutsche Volk wird diesen Aufbau mit herzlicher Anteilnahme begleiten. Dieser kleine Bilderbogen soll unseren Lesern einen Einblick geben in die herrliche Schönheit der spanischen Landschaft und die Eigenart des spanischen Lebens.

Nach allen Himmelsrichtungen liegt die spanische Halbinsel zum Meer hin offen, und so verfügt Spanien bei seiner klimatisch günstigen Lage über unvergleichliche Küstenstriche, die durch die subtropische Vegetation voll ungewöhnlicher landschaftlicher Reize sind. (Bild rechts oben). Nicht weniger reizvoll und vielgestaltig ist das Innere Spaniens. In den Jahrhunderte alten Städten begegnen sich die Zeugen vergangener Kulturen mit dem modernen Leben der Gegenwart. (Bild unten rechts: Ueberreich mit figürlichem Schmuck aus ruhmvoller spanischer Vergangenheit bedeckt, schaut das alte spanische Stadttor von Burgos auf den modernen Verkehrsbeamten nieder). Ueberall stoßen wir auf Spuren des antiken Imperiums, der germanischen Einwanderung und des maurischen Einfalls bis zur ungeheueren Machtentfaltung des mittelalterlichen Königtums. (Bild Mitte: Der einzige europäische Palmenwald mit über 100 000 Palmen bei Elche vor Alicante geht auf eine Anlage der Araber zurück.) In den Hochländern Innerspaniens aber lebt das Volk in jahrhundertealten Traditionen fort. Da sieht der Spanier mit dem Esel als bewährtem Lastier in die Städte. (Bild unten links.) Aber auch die Jahrzehnte des technischen Fortschrittes haben Spanien nicht ausgelassen. Besonders am nördlichen Teil der Mittelmeerküste sind große Industriegebiete entstanden, und unser baskischer Hafenarbeiter (oben rechts) lächelt glücklich und vertrauensvoll einer neuen spanischen Zukunft entgegen.



Das Liebeslied vom Gardasee

(Copyright by Prometheus-Verlag)

Roman von Hans von Hülsen

„Natürlich nicht!“ ereiferte er sich. „Natürlich würde er das nicht riskieren! Frauen stehlen, das versteht er! Aber so direkt einen kleinen Personalkredit bei Bach oder Bruckner aufzunehmen — nee, das tut er natürlich nicht. Dazu ist er natürlich viel zu gerissen. Und so grob war's ja auch gar nicht gemeint, als ich mir anzudeuten erlaubte, daß er bei der Abfassung seiner Fuge in einem Entlehnstuhl gesessen hat und beim Schein der Stehlampe auf andere Gedanken gekommen ist. Aber — ja, ich weiß selber nicht, wie's zuweilen soll“ rief er verzweifelt. „Was aber an meinem totsicheren Gefühl nichts ändert —“

„Schön, Fritzchen“, sagte Frau Armbruster abschließend. Sie sah, daß das Ganze nur ein Nervenausbruch gewesen war und daß nichts dahintersteckte. Darum widmete sie sich nun mit Eifer den Hammelkeulchen, die man bekanntlich sehr heiß verzehren muß. „Das sind deine Privatphantasien, die will dir niemand nehmen. Du stiest nun mal da wie die selige Pythia auf ihrem Dreifuß, und darunter brodelt der Haß gegen den armen Ottenrieth, der bei einer gewissen Dame mehr Glück gehabt hat als du, und wirbelt seine giftigen Dämpfe empor. Laß dich nicht stören in deinen Träumen! Aber ich werde das Geschäft im Auge behalten. Das ist wichtiger als alle Phantasien!“

Fritz Armbruster schwieg und aß. Er wußte nichts zu erwidern. Doch in seinem Kopf arbeitete es ununterbrochen.

Siebentes Kapitel

Der Mutter doppeltes Gesicht

Der große Steyr trug Renata und Ottenrieth durch den leuchtenden Frühlingstag. Die noch kahlen belaubten Hänge der Abentäler flogen vorbei, während der Motor stundenlang sein eintöniges Lied summte. Auf den Bergen lag noch Schnee, die Matten waren gescheckt, stark rauschte der Bach zu Tal, Kuhgeläute überall um die kleinen Ortschaften, durch die sie fuhren. Und in der Luft diese starke jungfräuliche Würze, die das Wunder des Frühlings ahnen ließ.

Renata saß neben dem Freund, dessen Hände in braunen Wappenhandschuhen das Steuer hielten. Sie fühlte das endlose Hingleiten der Straße unter dem Wagen — und doch war ihr, als wäre sie schon am Ziel. Niemals in ihrem Leben hatte sie sich so geborgen gefühlt wie in diesen Stunden, da alles in buntem Wechsel an ihr vorbeistob — niemals war ihr so ruhig zumute gewesen wie jetzt, da sie mit achzig Kilometer südwärts sausten durch schattenkühle Täler und übersonnte Pässe, deren Höhe der Wagen mit dem wilden Jaulen seiner starken Lungen nahm.

Sie sprach Ottenrieth davon — später war ihr zumute, als habe sie die ganze Zeit über nur von sich gesprochen. Aber es war ihr so wichtig und dringlich gewesen, daß der Mann an ihrer Seite, dessen Steuer sie sich anvertraut, um sie wußte — um alles in ihrem Leben wußte —, auch um das, was sie selber erst vor ein paar Monaten in dem kleinen Zimmer der Mutter unter dem Knacken und Knistern des Feuers und unter dem Rauschen des Winterssturmes erfahren, der um das gelbe Haus ging, während droben in seinem Bett der Mann lag, den sie durch zwanzig Jahre Vater genannt hatte.

Sie sprach davon zu ihm — alle Scheu war von ihr abgefallen, seit sie zum ersten Male seine heiße Hand auf der ihren gefühlt, mit einem leisen, unendlich zärtlichen Streicheln. Sie sprach von ihrer Kindheit in den weiten Kastanienwäldern von San Bartolomeo, die glücklich und unbeschwert gewesen war bis zu der Stunde, da sie zum ersten Male den tiefen, unheilbaren Riß in der Ehe der Eltern gespürt. Sie erzählte von den Jahren, die sie im Urfulinerinnenkonvikt zu Mailand verlebt, froh, den ewig zuckenden Strömen der häuslichen Disharmonien entrückt zu sein, von ihrer früh erwachten Neigung zum Gesang, von den Opfern, mit denen ihr die Eltern das Studium in Wien ermöglicht hatten — es war nur durch das Pflichtteil möglich geworden, das der Mutter nach dem Tode des Grafen Monfalconi zugefallen war.

Sie sprach liebevoll und fast zärtlich von dem Mann, den sie nun nicht mehr Vater nennen durfte und doch immer wieder so nannte, von seiner Kühle, hinter der Güte sich versteckte, die in schrecklichen Leiden gereift, von diesen Leiden selbst, die über Menschenkraft gegangen und doch mit zähem Willen ertragen worden waren.

Und sie sprach von dem furchtbaren Schicksal, das die unmenschliche Härte des unbekannten Großvaters der Mutter bereitet, und in ihrer Stimme war eine große Erbitterung.

Ottenrieth vernahm das alles, während er das Auge unablässig auf das unter ihm wegfließende Band der Straße gerichtet hielt. Schauer überliefen ihn. Das also war es, was Leuftetten angedeutet hatte an jenem ersten Abend in Torbole, als er sagte, daß hinter der immer noch schönen Grazia Tudesco eine Geschichte stehe und möglicherweise ein Schicksal. Was mußte diese Frau gelitten haben! Und mit welcher starken Liebe mußte sie das Kind lieben, um dessentwillen sie alles das litt — durch zwei Jahrzehnte! Und nun saß dieses Kind hier an seiner Seite, sein geworden aus freiem Entschluß, und fuhr zur Mutter, um ihr zu sagen, daß es, im ewigen Wandel der Zeiten, sein Herz einem Mann geschenkt, wie sie es selber damals unter dem flimmernden Frühlingshimmel von Torbole getan.

Plötzlich festelte er mit kurzem Ruck die Riesenkräfte des Wagens und nahm Renata, die ihn verwundert und fast erschrocken anblickte, in den Arm und küßte sie.

Sie machten, da der Tag früh sank, in einem kleinen Ort des Pustertales Rast, saßen im Wirtshaus bei einem ländlichen Abendbrot, das ihnen besser schmeckte, als alle raffinierten Delikatessen von Sacher, und suchten dann ihre Zimmer mit den hochgetürmten Bettunterbetten auf, denen sonder gleichen es mit Tagesanbruch weitergehen.

Aber Renata konnte noch lange nicht einschlafen. Sie lag wach in den Kissen und sah die Kringel tanzen, die das Mondlicht an die Decke warf, und dachte — dachte, wie das alles über sie gekommen war, die erste Liebe, die sie nun so ganz erfüllte und beseligte. War sie ihr nicht wahrhaftig auf den Schwingen der Musik ins Herz geschwebt? War sie ihr nicht geheimnisvolle Wiederholung — von dem leuchtenden Spiegel des blauen Sees aufgestiegen, wie einst der Mutter? Und ihre Gedanken irrten sich in eine träumerische Ferne und gingen dem Mann nach, von dem die Mutter ihr mit so bebender Stimme gesprochen — den sie so über alles geliebt und heute noch liebte — und der sich in der dunklen gewittrigen Weite von Welt und Zeit verloren hatte. Wie mochte er gewesen sein? Wie aussehen haben? Wie mochte seine Stimme geklungen haben? Und welche Züge seines Wesens waren wohl auf sie übergegangen in den ewig blutenden Strom, den keine Trennung, selbst kein Tod unterbricht, weil er das Leben ist und die Ewigkeit? Immer mehr verwirrten sich ihre Gedanken, bis sie in Traum und Schlaf hinübergli tten.

Am nächsten Tage steuerte Ottenrieth den Wagen von Nago über die breite Straße nach Torbole hinunter. Und wieder stieg ihnen der große Spiegel des Sees, glatt wie eine gläserne Scheibe, gleißend entgegen. Mit angezogenen Bremsen bogen sie in die Straße am Hafen ein und hielten vor der „Cosa Rossa“.

Renata eilte sofort zu der Mutter Zimmer hinauf.

Sie klopfte leise, doch keine Antwort kam. Sie öffnete die Tür und fand die Mutter schlafend. Vorsichtig ging sie durch das Zimmer und kauerte sich neben dem Ruhebett nieder.

Lange saß sie da, gedankenvoll die Schlafende betrachtend, mit angehaltenem Atem. Niemals im ganzen Leben hatte sie die Mutter schlafend gesehen — nun erschrak sie fast, so schön und jung war sie, wie alle Quälgeister des Lebens und der Wirklichkeit zurückgewichen waren und keine Gewalt mehr über ihre Seele hatten. Um zwanzig Jahre verjüngt sah die Mutter aus, etwas Mädchenhaftes war über ihr ruhiges Gesicht gebreitet, in den Augenhöhlen, über den geschlossenen Lidern war die tiefe Schwermut ausgetilgt, und auf dem Bogen des schönen Mundes saß eine Heiterkeit, die Renata die Tränen in die Augen preßte.

Wir sind ja Schwestern, dachte sie immer wieder und weinte dabei still vor sich hin, daß ihr die salzigen Tropfen auf die im Schoß gefalteten Hände fielen.

Die Mutter schrak aus dem Schlaf hoch — und plötzlich waren ihre Züge wieder zusammengefallen und gealtert.

„Kind!“ rief sie erschrocken und richtete sich auf. „Renata!“ Und ergriff voll Angst die tränennassen Hände. „Was ist's?“

Renata antwortete nicht, ihr war die Kehle wie zugeschnürt, sie konnte kein Wort hervorbringen.

„Meine Ahnung — oh, meine Ahnung“, hörte sie die Mutter mit bebender Stimme flüstern.

Da warf sie sich ihr an die Brust und stammelte ihr Geheimnis heraus, alles durcheinanderwirbelnd, Wichtiges und Nebensächliches, Kleines und Großes, Längst- und Jüngstvergangenes —, daß die Mutter sich gar nicht aufrechtsand und nur das eine begriff: lieber ihr Mädchen war die Liebe gekommen.

Und sie streichelte Renata Wangen und Haar, und ihr Herz schwankte hin und her, ob sie sich freuen sollte, ob sie sich freuen durfte; aber zugleich las sie in ihrem durch Tränen lächelnden Auge, daß alles schon entschieden war — daß es für sie nichts mehr zu entscheiden gab.

„Hast du keine Furcht?“ fragte sie endlich. „Steht mein Schicksal nicht hinter dir und schreckt dich? Mich schreckt es fast. Kind — es ist alles so ähnlich, als hätten Kobolde ihre Hand im Spiel.“

Aber Renata schüttelte nur den Kopf.

„Nein, Mutter, nein! Ich bin nur glücklich.“

Da küßte Grazia Tudesco ihr Kind auf die reine Stirn — auf die klare, kühn gewölbte Stirn, die ihres verschollenen Vaters schönster Schmuck gewesen war, und stand auf, ihr schweres Haar zu ordnen. —

Um die fünfte Nachmittagsstunde, als die Schatten schon lang wurden, traf Ottenrieth die beiden Frauen im Lorbeergang des Gartens — dorthin hatte Renata, rasch zu ihm hinausfliegend, ihn nach Rücksprache mit der Mutter beschieden. Leise plätscherte der See um das kleinerne Ufer. Zart verglommen an den Bergen der Frühlingstag und breitete eine stille Feierlichkeit über Büsche und Bäume und die duftenden jungen Blumen im Beet.

Er ging auf Grazia Tudesco zu und neigte sich ehrfurchtsvoll über ihre Hand. Und plötzlich wußte er, daß es Ehrfurcht gewesen, was er für sie von ihrer ersten Begegnung an empfunden. Ehrfurcht vor einem schönen Menschen, dem das Schicksal mit seinem unerbittlich-gerechten Prägestock zur Schönheit der Jugend eine neue, heilige Schönheit gebildet hat.

Er sagte, daß sie ihn glücklich machen werde, indem sie ihm und seiner Liebe das Kind ihrer Liebe anvertraue. Und dann sagte er noch (und das hatte er gar nicht sagen wollen, aber es brach ihm unaufhaltsam aus dem Herzen hervor), daß er eigentlich fortan seinen Namen ändern und sich Renatus nennen müßte, weil diese Liebe ihm und dem Besten in ihm eine Wiedergeburt gegeben habe. „Aber das würden meine Agenten nicht erlauben“, setzte er lachend hinzu.

Im Garten erschien der Baron; er hatte Mittagsschlaf gehalten, er hatte erst jetzt von der überraschenden Ankunft der beiden erfahren — er wollte sie begrüßen, herzlich begrüßen, so treue Gäste, die immer wiederkämen. —

„Ja, ja, Torbole hat für uns eine große Anziehungskraft“, sagte Renata und lachte dazu.

Für uns? Leuftletten zog seine kahle Stirn in Falten. Was meinte sie damit: Für uns?

Aber er erfuhr es erst am späten Abend, und da auch nur, weil Ottenrieth sein Glück nicht mehr bei sich behalten konnte.

„Sie sind ja ein Mordskerl, Sie Industriedirektor!“ rief er und schlug ihm auf die Schulter. „Können Sie denn alles? Die Zeitungen sind voll von Ihnen — und habe ich Ihnen nicht gesagt, sie ist ein Fräulein Rührmichnichtan?“

„Ach“, sagte Ottenrieth. „Lassen Sie uns lieber ein Glas Sekt trinken!“

Auf der Spur

Fritz Armbruster drehte seinen kugelrunden Kopf auf den Polstern des Schnellzuges Wien—München. Salzburg und die bayerische Grenze lagen hinter ihm: die nächste Station war Rosenheim; eine Stunde später würde er in München sein.

Er versicherte sich zum soundsovielten Male, daß er die Partitur in der Handtasche habe, und schaute zerstreut und unruhig zum Fenster hinaus, an dem die oberbayerische Landschaft vorüberflog. Zur Linken türmten sich die Alpen auf — und hinter den Alpen, zum Kuckuck, da war ein blauer See — und da waren sie jetzt, die beiden; zwei Telephonanrufe vor der Abreise von Wien hatten ihn über die sehr wenig erfreuliche Tatsache belehrt.

Er dachte zurück, überdachte die beiden letzten Tage, hörte immer wieder Frau Armbrusters Stimme im Ohr: „Du bist ein Narr! Fahre meinetwegen! Reise deiner fixen Idee nach. Aber, wenn du mir das Geschäft verdirbst, bist du enterbt!“ — Selten im Leben hatte er die Tante so aufgebracht gesehen.

Und warum eigentlich? Begriff sie denn gar nicht, daß er die Wahrheit wissen wollte? Daß dieser wilde Fanatismus, die Wahrheit zu erfahren, eine siebenschwänzige Katze über ihn schwang?

Nur die Wahrheit zu erfahren? Sein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse. Nein, nein, nicht nur das! Auch dem Kerl die Beute wieder abjagen — auch das! In allererster Linie das! —

Kurz nach fünf Uhr kam er in München an, ging in ein Hotel am Bahnhof, um sich die Hände zu waschen, und fuhr sofort, die Aktenmappe unter dem Arm, mit der Straßenbahn zur Giselastraße hinaus. Der Odeonplatz und die breite Ludwigstraße bis zum Siegestor lagen im starken messingfarbigen Licht des späten Aprilnachmittags. Er dachte der Zeit, da er selber hier studiert hatte — unendlich oft und intensiv hatte er in den letzten Wochen, da seine Gedanken immer um den einen Punkt kreisten, an diese Zeit zurückgedacht.

In der Giselastraße lag ziemlich weit in einem Garten zurückgebaut ein villenartiges Haus — er kannte es gut, er war oft dort gewesen. Auf dem halbkreisförmigen Schild der elektrischen Glocke, das peinlich sauber geputzt war, las er den Namen: Hagepreester.

Er war angemeldet, der Professor empfing ihn sogleich. Mehrere Jahre lang hatten sie sich nicht gesehen — auffallend gealtert war der Mann in dieser Zeit! Gott ja, er stand ja hoch in den Siebzigern!

Durch seine scharfen, dicken Brillengläser sah Hagepreester dem einstigen Schüler prüfend ins Gesicht. Das war ja ein richtiges pausbackiges Kindergesicht, das der kleine Armbruster sich zugelegt hatte. Das Pflegma war ihm gut bekommen! Für den war die Kunst offenbar keine aufreibende Angelegenheit! Nun, so ähnlich hatte er, Hagepreester, sich Fritz Armbrusters Entwicklung immer vorgestellt —

„Nett, mein lieber Freund“, sagte er mit einer ältersdünn gewordenen Stimme, „daß Sie sich nach so langer Zeit wieder einmal sehen lassen. Ich war ja ganz überrascht, als ich plötzlich Ihr Telegramm bekam, das fragte, ob ich zu Hause sei. Natürlich bin ich zu Hause, — in meinen Jahren ist man sesshaft — abrovos, sesshaft. Nehmen Sie den Sessel da, machen Sie sich's bequem —, das haben Sie doch gern?“ Und er zwinkerte ihm lustig mit den von vielen Fältchen umspielten Augen zu, indem er sich, ganz wie einst, mit der Hand die dicke weiße Schnurrbartbecke glattstrich.

„Was macht die Kunst?“ fragte er, als sie saßen.

„Ja, verehrter Herr Professor, was macht die Kunst? Sie geht nach Brot. Und ich gehe mit ihr. Sie wissen wohl nicht, daß ich meine Miltk längst an den Nagel gehängt habe, Tja, tempi passati: Ich quäle keine Note mehr. Sie haben ihre pädagogischen Künste an einen Unwürdigen verschwendet — Gott sei Dank, daß ich's noch zur rechter Zeit erkannte —“

„Und wann haben Sie's denn erkannt?“ fragte der Professor mit einem ironischen Lächeln, das ungefähr ausdrücken mochte, er sei viel zu höflich, um sachlichen Feststellungen seines Besuches zu widersprechen.

„Im psychologisch richtigen Moment, Herr Professor! Als mir nämlich meine Frau Tante anbot, ihr Prokurist in der Konzertdirektion Armbruster zu werden. Seitdem handle ich mit Musik, und ich glaube, das ist besser, als wenn ich welche mache. Ein Lamond oder Anforge ist an mir ohnehin nicht verlorengegangen, das wissen Sie wahrscheinlich noch besser als ich selbst.“

„Die Sterne, die begehrt man nicht?“ drückte sich Hagepreester einigermaßen geheimnisvoll aus. „Aber was führt Sie denn heute zu mir? Ich habe mit dem Musikhandel doch gar nichts zu tun?“

„Seien Sie froh, auch das ist heute keine reine Freude! — Ja, was mich hierher führt. — Etwas sehr Kurioses. Eine fixe Idee, wenn Sie so wollen. Die mir aber durchaus keine Ruhe läßt, wie das die fixen Ideen so an sich haben. Um diese Idee entweder totzuschlagen oder sie vor mir zu rehabilitieren, dazu brauche ich dringend Ihre Hilfe.“

Der Professor lehnte sich im Sessel zurück, seine Finger spielten mit der eisernen Uhrkette, die ihm über die Samtweste hing.

„Sie machen mich neugierig, lieber Armbruster. Wenn ich etwas tun kann, soll es gern geschehen. Aber vergessen Sie nicht, ich bin ein uralter Mann und weiß und verstehe von der modernsten Musik weniger als Sie, der Sie damit handeln. Seit ich in Pension gegangen bin, kümmere ich mich nur noch um meine Steckenpferde. Welche das sind, ist Ihnen ja bekannt.“

„Weiß, weiß, Herr Professor! Das war ja schon so, als Sie vor fünf Jahren die große Freundlichkeit hatten, sich in den mir heute noch unvergeßlichen Privatstunden um das kleine Frühbeet meiner Talente zu bemühen. Die alten Meister, nicht wahr? Bach, Palestrina — die Kunst der Fuge. Und da sind wir schon unmittelbar bei dem, was mich von Wien zu Ihnen geführt. — Keine Sie Zeitungen?“

„Teilweise, lieber Herr Armbruster. — Wer was soll die Frage?“

„Weil Sie dann vielleicht von dem sensationellen Erfolg gelesen haben werden, den ein sonst nicht gerade mit höheren Weihen versehener Mann namens Ottenrieth neulich in Wien errungen hat —. Sie kennen den Namen?“

„Ottenrieth? Selbstverständlich habe ich das gelesen. Und es hat mich sogar besonders interessiert, weil es ja, wie Sie schon andeuteten, mein Spezialgebiet berührt. Hieß die Sache nicht: „Liebeslied am Gardasee“?“

„Ganz recht, Herr Professor. — Sie kennen Herrn Ottenrieth?“

„Meinen Sie persönlich? Ich weiß nur, daß er bisher nichts Ernsthaftes geschrieben haben soll, das stand in dem Zeitungsbericht —“

„Weiß Gott nicht! Zwei Operetten und ein bißchen Tanzmusik. — Persönlich kennen Sie ihn also nicht?“

„Nein. — Warum fragen Sie?“

„Weil — Ihr Gedächtnis täuscht Sie auch nicht? Er ist nicht irgendwann einmal Ihr Schüler gewesen?“

„Nein, nein! Das würde ich doch wissen. So verkalkt bin ich denn doch noch nicht. Ich kenne ihn ganz bestimmt nicht persönlich und habe auch nie mit ihm zu tun gehabt. — Warum fragen Sie? Und was machen Sie denn für ein Gesicht?“

„Dann — dann ist mir die ganze Sache noch viel unerklärlicher“, sagte Fritz Armbruster und schüttelte betrübt den runden Kopf. „Hätten Sie mir gesagt: Jawohl, er ist mein Schüler gewesen, oder: Er ist mal bei mir hier im Hause gewesen — dann hätte ich bei mir gedacht: Na also! Und läßt, und die meine Tante eine fixe Idee nennt.“

„Ja, da wäre ich Ihnen wirklich dankbar. Denn bisher habe ich Sie noch nicht verstanden.“

Armbruster lehnte sich an den Flügel, die Hände in den Hosentaschen, spielten nervös mit Portemonnaie und Schlüsselbund.

„Damals, als ich hier bei Ihnen meine Stunden hatte, Herr Professor — erinnern Sie sich, daß Sie mir damals wiederholt von einer Partitur gesprochen haben, einer sehr sonderbaren Partitur, die Ihnen im Krieg anvertraut worden war?“

„Natürlich“, Hagepreester nickte, „ich erinnere mich. Es war die Arbeit eines meiner talentvollsten und mir auch menschlich liebsten Schüler. Er hatte sie mir im Krieg übergeben, als er mich während eines Urlaubs hier besuchte. Er hatte gerade geschrieben und wollte, daß ich sie ihm aufbewahre. Sie kennen sie?“

„Ich kenne sie, Herr Professor. Sie haben mir damals sogar erlaubt, sie einmal durchzublättern, und ich habe Ihnen das immer doch angerechnet, denn ich wußte, wie gut Sie von der Sache dachten, wie heilig Sie die Arbeit hielten.“

„Ja, da haben Sie recht, Armbruster! Ich habe unendlich lange nicht mehr daran gedacht, aber damals ist mir diese Fuge immer wie ein Vermächtnis erschienen. Denn der sie geschrieben hat, der ist niemals wiedergekehrt. Der Krieg hat ihn verschlungen, wie so viele.“

Er verfiel in Sinnen, die ganze alte Zeit stieg plötzlich vor seinem Greisenauge wieder auf. Damals war er wohl im Amt gewesen, damals hatte die Frau noch gelebt. Und sein herzliches Gefühl für den jungen Menschen, der in reiner Flamme der Kunst geglüht, und also glühend hinausgegangen war in das große Gewitter, in das Stahlgewitter, und dessen Knochen vielleicht unter französischer oder russischer Erde lagen, in Sibirien oder Rumänien, in Italien, in Finnland, in Mesopotamien — wer weiß wo?

„Und Sie sind sicher“, schreckte ihn Armbruster aus seiner Versunkenheit auf. „Sie sind ganz sicher, daß dieser — dieser Ottenrieth jene Arbeit Ihres Schülers nicht kennt? Daß er sie nie und auf keine Weise zu Gesicht bekommen hat? Ist sie überhaupt noch in Ihrem Besitz?“

„Natürlich ist sie das“, antwortete Hagepreester. Er sagte es langsam, denn seine Gedanken waren weit weg. Musik war in ihrem Ohr, aus den tiefen Schächten der Erinnerung ans Licht gestiegen — er ließ plötzlich die Finger über die Tasten hingehen und weckte ganz leise eine Melodie. „Sehen Sie!“ rief Fritz Armbruster und blickte ihn mit den Augen an. „Sehen Sie! Das ist es! Das meine ich! Mein Gedächtnis ist doch prima! Das ist aus dem Manuskript, das Sie mir damals gaben. Und nun hören Sie, was der Ottenrieth gemacht hat!“ Er spielte ganz schnell eins der Motive herunter, die er alle im Kopf hatte. „Das ist doch haargenau dasselbe!“

„Seltsam!“ Hagepreester bob den Kopf und schloß, zur Decke blickend, die Augen, als klänge die Musik in ihm fort. „Ja, Sie haben recht, das ist dasselbe — das ist ganz das gleiche Motiv.“

„Na also!“ triumphierte Armbruster. „Und wenn es bloß dies eine wäre, da könnte man ja schließlich an einen Zufall glauben. Aber es sind sechs, sieben, acht solche Motive, ein ganzes Dutzend ist da, die stimmen genau überein, mein Gedächtnis ist wirklich prima! Können Sie nicht die alte Partitur einmal suchen, Herr Professor? Da muß man doch dahinterkommen? Das kann doch nur abgeschrieben sein. So was gibt es doch gar nicht!“

Hagepreester war aufgestanden und zu einem großen, schweren Schrank in Danziger Barock gegangen, hinter dessen dicken Eisentüren eine Unzahl von flachen Fächern seine Noten bewahrte.

„Wie soll denn das abgeschrieben sein, Armbruster?“ fragte er. Sanft fiebernd, bebend. „Die Partitur hat all die Jahre still gelegen, genau so, wie der arme Teufel in seinem Massengrab. Niemand hat die Partitur zu sehen bekommen. — Hier ist sie.“

Fritz Armbruster nahm ihm die wenigen Blätter mit unbezähmbarer Neugier aus der Hand. In verblaßter Schrift stand ein Name darauf, ein fremder, nichtssagender Name. Er trug die Noten zum Flügel, der Professor hatte inzwischen das Licht eingeschaltet, und blätterte sie durch, immer wieder die eine oder ander Stelle anschlagend.

„Sehen Sie hier, hier habe ich es. Das ist das erste, was mir auffiel, das hatte ich noch ganz deutlich in Erinnerung. So heißt es hier“, er spielte die Oberstimme. „Und so heißt es bei Ottenrieth! Da ist doch kein Irrtum möglich. Und hier ist gleich Fall Nummer zwo — hören Sie!“

Hagepreester schob ihn vom Drehstuhl, und schlug die beiden Werke nebeneinander vor sich auf. Seine kahle Stirn war gerötet. Er verglich Seite um Seite, während Armbruster ihm mit flackernden Augen über die Schulter sah. Verglich sie gründlich, schlug hin und wieder ein paar Töne an und schüttelte immer von neuem den Kopf.

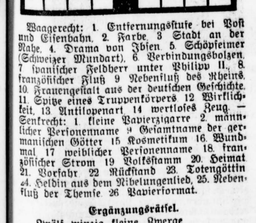
„Das ist erstaunlich, ganz erstaunlich“, sagte er endlich. „Sie haben vollkommen recht. Da sind Übereinstimmen, die wirklich kein bloßer Zufall hervorbringen kann. Ottenrieth muß dieses Manuskript gekannt haben, muß es benutzt haben. Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß er es nicht gekannt und nicht benutzt hat. Lösen Sie mir das Rätsel!“

„Ja, ich kann es auch nicht. Deswegen kam ich ja hierher nach München. Ich hoffte von Ihnen zu hören, daß dieser Ottenrieth bei Ihnen gewesen ist und durch die die Partitur kennengelernt hat, dann wäre ja alles sonnenklar gewesen, und man hätte den Gauner entlarven können. Aber da Sie mir bestimmt versichern, daß das nicht der Fall ist — mit fällt ein, er könnte sich doch vielleicht unter fremdem Namen an Sie herangemacht haben? Wer Hohlen und betrügen will, der bindet sich leicht eine Maske vor.“

Hagepreester schüttelte energisch den weißen Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Entfernungsstufe bei Post und Eisenbahn. 2. Farbe. 3. Stadt an der Mole. 4. Drama von Ibsen. 5. Schöpfeimer (Schweizer Mundart). 6. Verbindungsbolzen. 7. spanischer Feldherr unter Philipp II. 8. französischer Fluß. 9. Nebenfluß des Rheins. 10. Frauennamen aus der deutschen Geschichte. 11. Spitze eines Truppenkörpers. 12. Wirklichkeit. 13. Antilopenart. 14. wertloses Zeug. — Senkrecht: 1. kleine Bauerzigarre. 2. männlicher Personenname. 3. Gesamtname der germanischen Götter. 15. Kosmetikum. 16. Wundmal. 17. weiblicher Personenname. 18. französischer Strom. 19. Volksstamm. 20. Heimat. 21. Vorfahr. 22. Rückstand. 23. Totengöttin. 24. Heldin aus dem Nibelungenlied. 25. Nebenfluß der Themse. 26. Papierformat.

Ergänzungsrätsel.

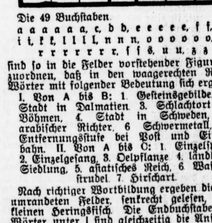
Zwölf winzig kleine Zwerge
Saßen zusammen am
Der eine hielt in seiner Hand
Ein wunderhübsches blaues . . . .;
Der zweite nähte aus einem Fleckchen
Ein einfach graues Leinen . . . . .;
Die andern schnitten voller Ruh'
Den Bart aus einem kleinen Bruder . .;
Doch als das . . . . . fertig war,
Verschwand die ganze Zwergenschar . . .;
Sie kamen bald darauf dann wieder . . .
Und setzten aufs neu am Berg sich . . . . .,
Steckten ein goldenes Ringelein
Tief in den kleinen Beutel . . . . .
Den vergruben sie dann in des Waldes
Gründen.
Damit kein Mensch den Ring sollte . . . . .,
Sie vergruben ihn unter den grünen
Buchen.
Wer Lust von euch hat, mag den Ring
dort . . . . .

Magische Addition.

1. All + Nest + Wein = Heerführer im 30jährigen Krieg.
2. Gas + Lech + Nase = germanischer Volksstamm.
3. Laus + Tein + Ur = Kalendertag im August.
4. Kamm + Lek + Runde = lichtsicherer Raum.
5. Man + Rio + Tete = Gliederpuppe.
6. Ferne + Ode + Red = Stadt in Schleswig-Holstein.
7. Inn + Reh + Tand = licht- und farbechte Stoffe.
8. Au + Enns + Ton = kerbtierfressende Pflanze.
9. Hut + Inge + Ren = Gliedstaat des Deutschen Reiches.
10. Erg + Mai + Tee = Einfiedelei.
11. Lee + Moa + Urd = kalte Kräutertunke.

Die vorstehenden Wortgruppen sollen miteinander verschmolzen werden, so daß Wörter in der angegebenen Bedeutung entstehen, die in ihren Anfangsbuchstaben, verbunden, ein würziges Kräutlein ergeben.

Kastenrätsel.



Die 49 Buchstaben

a a a a a a, c, d d, e e e e e, f f, h, i i i i, l l l, l, n n n, o o o o o o, r, r r r r r r, s s s, t, u u u

sind so in die Felder vorstehenden Figur einzuordnen, daß in den waagerechten Reihen Wörter mit folgender Bedeutung sich ergeben:

1. Von A bis B: 1. Gesteinsgebilde. 2. Stadt in Dalmatien. 3. Schlachtort in Böhmen. 4. Stadt in Schweden. 5. arabischer Richter. 6. Schwermetall. 7. Entfernungsstufe bei Post und Eisenbahn. II. Von A bis C: 1. Einzelspiel. 2. Einzelgesang. 3. Heilpflanze. 4. ländliche Siedlung. 5. asiatisches Reich. 6. Wasserstrudel. 7. Hirschart.

Nach richtiger Wortbildung ergeben die starkumrandeten Felder, senkrecht gelesen, einen kleinen Heringsfisch. Die Endbuchstaben der Wörter unter I sind gleichzeitig die Anfangsbuchstaben der Wörter unter II.

Auslassungsaufgabe.

Aus den zwölf Wörtern:

Horch — Gabe — Herde — Weber — Galbei — Kemise — Moos — Klause — Racker — Orange — Kropf — Natte

soll durch Auslassung je eines Buchstabens ein neues Wort gebildet werden, während die ausgelassenen Buchstaben, aneinandergereiht, ein sommerliches Vergnügen ergeben.

Auflösungen aus voriger Nummer

Kreuzworträtsel: 1. Schweden. 6. Nora. 7. Hai. 9. Lump. 11. Wanda. 13. Rudel. 15. Lebe. 17. Ire. 18. Ulme. 19. Eisleben. — Senkrecht: 1. Schwalbe. 2. Hain. 3. Erlau. 4. Dau. 5. Napoleon. 8. Mare. 10. Meer. 12. Dreh. 14. Dieb. 16. Bus.

Buchstabenrätsel: 1. Hut — Haut. 2. Lotte — Lotto.

Rechenaufgabe: $^{140}/_{280}$.

Auffüllrätsel: Maus, aus, Falle, alle.

Rätsel: 1. Die Pflanze auf dem Berge. 2. Wahr.

Globusproblem: Das Ausrufungszeichen (!) in dem einen Feld sagt uns daß hier das Ende ist. Wir beginnen mit dem Ablesen also bei dem nächsten Feld An Stelle der Zahlen setzen wir die betreffenden Buchstaben aus den vier durch römische Ziffern bezeichneten Wettfeldern. Zusammen mit den Buchstaben am Rande ergibt das alsdann: „Frischen Mut krönt das Glück!“

Ergänzungsaufgabe: Gast - Akt. Angst - Schweiß. Rot - Dorn. Trotz - Knecht. Eis - Bein. Nacht - Zeit. Kap - Land. Obst - Baum. Nah - Od. Zeug - Schmied. El - Bau. Rauch - Fang. Trug - Schluß. — Gartenkonzert.

Kreisrätsel: Marktkram.

Magisches Figurenrätsel: Semele – Helene.

Bilderrätsel: Eigensinn bringt nie Gewinn.

Scherzfragen: 1. Altbacken. 2 das Bett.

ATA zaubert Sonnenschein auf Metall, Holz, Glas und Stein.
ATA säubert Dir behende Treppen, Böden, Becken, Wände!

Zwischen Wasser und Wald an der Weser

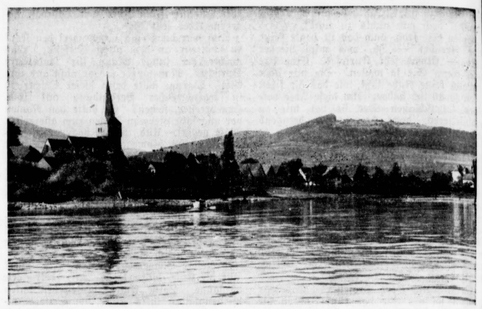
Wir fahren auf Deutschlands kleinstem Strom

Weserbergland — Ferienland

Wem es vergönnt war, in den letzten Wochen eine Fahrt durch den Hamburger Hafen zu machen, und wer in aller Herrgottsfrühe die Straßen der ersten Frühlingssonne die Nebel um das Gewimmel und Getümmel der Kühne, Barkassen und Seeschiffe verteilen sah, wer den zeitigen Frühling am deutschen Rhein zwischen Bonn und Koblenz und vom Ehrenbreitstein oder Drachenfels das Rheinparadies in sich aufnahm, wer dann die verhalten blühende, aber doch leuchtende Landschaft an der Weser in ihrer Unberührtheit erlebte, der wird sich deshalb des arteigenen Zaubers, der Eigenart und der Vielseitigkeit deutscher Landschaft inne. Fühlt man dort den Pulsschlag deutscher Wirtschaft, steht das Rheinland im Zeichen lebhaften Touristenverkehrs und dahineilender Autos, umfängt uns hier die ganze Lieblichkeit und Beschaulichkeit weich wogender Waldhöhen und Talbreiten, deren Seele die Weser ist. Malerische Städte und verträumte Dörfer, Burgruinen, Schlösser und Kirchen an ihren Ufern zeugen von deutschem Fleiß und künden von Jahrhunderte alter Kultur, Landschafts- und Volksraum sind hier in seltener Einheit miteinander verwachsen. Der Name keiner anderen deutschen Landschaft bezeichnet so glücklich ihr ganzes Wesen wie dieser Dreiklang Weser-Berg-Land.

Von rauschenden Wäldern umgeben

Wir sind über die Steinerne Werrabrücke (1329 bis 1402 erbaut), eine der ältesten Steinbrücken Deutschlands, zur Weserliedanlage, hoch über den Dächern von Hannoversch Münden hinaufgegangen und lassen unser Auge auf der waldumflossenen Stadt mit ihrer lieblichen Umgebung ruhen. Der Zusammenfluß der Werra und Fulda zur Weser ist die Eingangspforte des schönen Weserberglandes. Die Stadt mit ihrem stattlichen Renaissance-Rathaus, dem wuchtigen Welfenschloß, 1070 erbaut, einst Residenz der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg, mit ihren mittelalterlichen Kirchen, Stadttürmen und ausgedehnten Schmuckanlagen, ist durch Natur und Gepflegtheit ein idealer Erholungsort. Wir müssen uns fast losreißen von diesem herrlichen Bild; denn ein schmuckes Schiff der Oberweser-Dampfschiffahrt erwartet uns am Weserstein. Die Dampfer sind — es sei das gleich zu Beginn vermerkt — mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet. Promenaden- und Oberdeck ermöglichen eine ungezwungene Bewegung und den vollen Genuß der Uferlandschaften in beschaulicher Fahrt. Die gebotenen Fahrtdauer von Hannoversch-Münden nach Hameln läßt sich schöner und abwechslungsreicher durch Einlegen von Aufenthalten und Wanderungen gestalten, denn gerade die Heimlichkeiten des Weserberglandes wollen erwandert sein. Die Schiffahrtsgesellschaft läßt indessen jede Fahrtunterbrechung zu. Wir folgen den eigenwilligen Windungen des Flusses, die ihn nie zu einer bedeutenden Verkehrsstraße werden ließen, und blicken auf die in herrlichem Buchengrün prangenden, schön geschwungenen Höhenzüge des Bramwaldes und des Reinhardswaldes. Der Dampfer passiert das bereits im 10. Jahrhundert gegründete Klostergut Hilwartshausen und dann Burgfelde, wo Ludwig der Deutsche 852 eine sechs Tage dauernde Gauversammlung der Sachsen abhielt. Von dem einst berühmten Benediktinerkloster ist nur noch die herrliche Klosterkirche erhalten, eine mit zwei Türmen versehene dreischiffige Basilika im reinsten romanischen Stil. Bei Gieselwerder durchfahren wir die erste Weserbrücke und erreichen bei Lippoldsberg und Bodenfelde den mächtig sich erhebenden Solling. Das Solbad Karlshafen, rings von hohen Bergen umgeben und an der Mündung der Diemel in die Weser gelegen, ist ein beliebter Kurort und Ausgangspunkt für Wanderungen. Karlshafen ist die Stadt des reinen Barock mit ihren sauberen, schnurgeraden Straßen, die uns an der romantischen Weser so unwirklich erscheinen. Die hessischen und hannoverschen Klippen beherrschen das Bild, und vom Berge grüßen Sieber, Burg und Kloster von Herstelle, von Karl d. Großen gegründet, der 787 hier ein festes Lager bezog. Um uns her wird die Vergangenheit wieder lebendig, sie ist nicht tot und abgestorben, sie lebt und atmet und ist uns hier stets zur Seite, wenn wir an der Weser mit ihren vielen Erinnerungen an die Vorzeit wandern. Bürgaffen, Beverungen, Lauenförde, Meinberg, Blankenau, Vörden bieten immer neue Ausblicke, von der Maisonne lichtumflossen, dort eine kastenartige Burg, hier ein stattliches Schloß auf waldbewachsener Höhe. Vor dem Sollinger Wald ist das Schloß Fürstenberg malerisch gelegen, im 16. Jahrhundert vom Herzog von Braunschweig als Jagdschloß errichtet und im Jahre 1753 zu einer berühmten Porzellanfabrik umgebaut.



Im Schmuck eines leuchtenden Fachwerks säumen freundliche und saubere Dörfer die Ufer des Stroms. (Heinsen bei Holzminden).

Oft rücken die Höhen des Weserberglandes bis nah an den Strom

Klein aber gemütlich und voll froher Farbigkeit sind die Fachwerkbauten im Weserland. (Fachwerkhaus in Bodenwerder)

Von der Dichter des Deutschlandliedes ruht

Die alte westfälische Kreisstadt Höxter am linken Ufer der Weser ist nur durch den Fluß vom Solling getrennt. Eine alte Tradition wirft in den Straßen, Gassen und verträumten Winkeln: „Ein steingewordenes Märchen". Noch sind die alten Meisterstücke in der Formschönheit der niedersächsischen Holzrenaissance, der wuchtigen, trotzig aufstrebenden Giebel und der zierlichen Beschwingtheit eingesetzter Erker und Türme Zeugen bürgerlichen Wohlstandes und mittelalterlicher Handwerkskunst. Die Minoritenkirche, um 1250 in edelster Gotik erbaut, ist eine der schönsten gotischen Baudenkmäler und Kirchen Nordostdeutschlands. Nicht weit davon, am alten Markt und der Gerichtsstätte der Hörterischen Grafen, liegt die um 1075 geweihte romanische St. Kilianskirche, deren beide schlanken Türme, durch Größe und Form weithin erkennbar, dem Stadtbilde den ausgesprochen Charakter verleihen. Eine schöne Kastanienallee verbindet Höxter mit dem ehrwürdigen Corvey, 822 von Ludwig d. Frommen als Benediktinerkloster gegründet. Friedrich Wilhelm Webers unvergeßliches Epos „Dreizehnlinden" schildert graue Vorzeit, Blüte und Anlehen der Reichsabtei Corvey und preist mit leuchtenden Farben die Schönheiten, die die Natur in reicher Fülle über das Wesertal und den Nethegau ausgeschüttet hat. Annette von Droste-Hülshoffs Meisterwerke „Die Judenbuche" schauert in nächster Nachbarung. In den großen Gebäuden befindet sich die wertvolle Bibliothek des Herzogs von Ratibor, die reiche Fülle der Bücher wird in einer Aula von Zimmern sorgsam betreut. Wir besuchen auch das Grab des Dichters unseres Deutschlandliedes, Hoffmann von Fallersleben, der an der Seite seiner Gattin im Schatten der hohen von Efeu umrankten Mauer der alten Klosterkirche auf dem östlichen Friedhofe Corveys seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Vom Gipfel des Köterberges (508 Meter) bietet sich uns eine umfassende Aussicht und ein unvergleichlicher Rundblick auf das Weserbergland. Hier oben, wo die letzten Landspitzen von Hannover, Lippe und Westfalen hinaufklettern — diese Dreiländereck war im Mittelalter Ursache mancher Grenzstreitigkeiten und Schandzüge — lohnt es sich, Umschau zu halten auf die weite romantische Berg- und Weserwelt, auf Solling, Ith, Hils und Vogler, über den Reinhardswald zum Sogenbirge und langgestreckten Teutoburger Wald, gekrönt von dem Hermannsdenkmal.

An der Stätte des Erntedankes vorüber

In Holzminden, der behaglichen Ackerbürgerstadt mit bodenständiger niedersächsischer Kultur, deren sandsteinbedeckte Häuser gleichsam aus dem rötlichen Stein der Landschaft herausgewachsen scheinen, heißen wir wieder das Schiff und erblicken die Zinnen und Kuppeln des Schlosses Bevern, eines der schönsten Bauwerke der Weserrenaissance. Die Weser windet sich jetzt in vielen Krümmungen durch das Mühlenthal. An den malerischen Trümmern der Burg Polle und der Felswand der Steinmühle und Teufelsmühle und an dem Fluß hängenden mächtig aufsteigenden Waldhöhen vorüber trägt uns das Schiff nach dem Solbad Bodenwerder, wo der Lügenbaron von Münchhausen lebte und seine abenteuerlichen Reisegeschichten erzählte. Mit der Stadt entfliehen Ruhe und Frieden einer traumentrückten Landschaft genießen will, wer der Unberührtheit und den feinen reizvollen Besonderheiten eines geheimnisvollen Berglandes nachspüren will, der lenke seine Schritte zur Weser und ihren rauschenden Wäldern! Er wird in allem und einem wertvoller Menschenschlag finden, der zwar verschlossen, aber nicht schwerfällig, sondern mit einem Willen zur Selbständigkeit und großer Tatkraft auf der Höhe seiner Tagewerke auftaucht, alte Bräuche und Brauchtum pflegt und auch den Bürgerstolz und das Rassebewußtsein des kraftvollen Niedersachsenschlages nicht vergessen hat. die in der Blüte der Weser-Renaissance (Anfang des 17. Jahrhunderts vollendeten Baudenkmäler gefunden haben die Fürsten und Bürgermeister von Hannoversch-Münden, Hofgeismar, Hameln, Höxter und Hannover sprachen, und der Landschaftsverband Niedersachsen-Weserbergland und wahren dieses Erbe. Ja, hier scheint die Welt in ihrer unberührten Natur, bisweilen noch stille zu stehen. Wer das Weserbergland mit offenem Herzen durchwandert hat, wird immer wiederkommen, wo sehr hat ihn die Eigenart und die Schönheit, die Ruhe und Kraft dieser einzigartigen Stromlandschaft erfaßt.

Gr.

Wer möchte hier nicht mit dabei sein zu einer fröhlichen Weserfahrt?

Fotos: L. Gockel (2), F. Predeek (1), Verkehrsverband (1).

Die verkaufte Braut

Ein Erlebnis aus der arabischen Wüste von Marceline Hentze

Nach der jährlichen Nilüberschwemmung sieht die Fellachen in den fruchtbaren Nilschlamm Klee und verpachten die schnell aufschießende Ernte an Beduinen. Dann wimmelt es von Kamelen, Gamusen (Nilbüffel), Rindvieh und anderem Getier, die den Klee abweiden. Die Hüter, Burschen und Mädchen, hausen in sogenannten Espen, aus Durrastroh gefertigten Hütten. In solch einem schmalen Fruchtstreifen arbeiteten meines Vaters deutsche Baggermaschinen., und ich trat hoch mit ihm die Strecke ab. Ahmed, unser intelligenter eingeborener Feldbeiner, der uns sonst immer begleitete, war bei diesen Ritten öfters verschwunden.

„Marceline", fragte mich eines Tages so eine kleine, schwarzbraune Hüter-Schöne von etwa 14 Jahren (bis zum 18. oder 14. Jahr gehen die Mädchen unverschleiert) „Ahmed, dein Diener, verdient er viel Geld beim Baschmuhendis (Chefingenieur)?"

„Das weiß ich nicht. Warum fragst du?"

Sie lachte verschämt und trieb schnell ihre Schafe aus den Kanalstreifen, als sie meinen Vater kommen sah.

„So ein Gaumer", sagte mein Vater lachend, als ich ihm von der merkwürdigen Frage der hübschen Fatma erzählte. „Jetzt weiß ich, warum sich der Spürsche in letzter Zeit so oft gekämmt hat . . ."

„Wie meinst du das?"

„Heiraten will er den kleinen, hübschen Dreckfinken, und da muß er mit der Familie erst tüchtig um den Kaufpreis feilschen."

Viele Sitten und Gebräuche der Araber sind uns Europäern ja unverständlich, besonders aber der Kauf einer Frau. Nach dem Glauben der Moslim besitzt die Frau keine Seele und wird, ohne gefragt zu werden, dem verkauft, der den höchsten Preis zahlt. Liebe und Zuneigung spielen keine Rolle. Für eine kranke Kuh läßt der Mann oder einen Tierarzt oder Zauberer kommen als für seine im Sterben liegende Frau. Gewöhnlich sieht der Mohammedaner erst nach der Hochzeit die erkorene Maus, und ob sie ein hübsches oder häßliches Gesicht hat, ist Nebensache, Hauptsache: sie war preiswert.

Abends nach dem Essen kommt Ahmed ins Wohnzelt und sagt schüchtern: „Baschmuhendis, ich möchte dich etwas fragen . . ."

„So rede!"

„Wieviel Geld habe ich bei dir?"

„Das weißt du doch — 28 Pfund."

„Oh, das schöne Geld!" rief er bekümmert. „Willst du es in den Nil werfen?"

„Schlimmer als das, hoher Herr. — Ich möchte heiraten!"

„Na salahm! (Oh Wunder) Wen willst du heiraten?"

„Du kennst sie, es ist Fatma vom edlen Stamme der Bicharin."

„Was soll sie kosten?"

„28 Pfunde."

„Bist du ein Pascha, daß du soviel zahlen willst?"

„Ich soll auch noch den Backschisch für den Wakihl des Mackamma (Gerichtsschreiber) und den Kaufbrief zahlen, denn sie ist erst 14 Jahre."

„Und was noch?"

„Das Hochzeitsmahl und die Musikanten."

„Und das soll alles 28 Pfund kosten?"

„Viel mehr! — Sie kommt aber zwei Feddan Land!" (etwa 8 400 Quadratmeter).

„Du Esel! Das ist doch zu teuer. Kaufe die eine in El Derr, dort kosten die schönsten nur fünf Pfund."

„Aber die sind von keinem berühmten Stamm und haben kein Land."

„Nun fang ich, „Wa" willst du mit einer Frau anfangen, wenn du bei uns bleibst und . . mit den Maschinen immer weiter in die Wüste ziehen?"

„Inschaallah (So Gott will) nimmt die Arbeit einmal ein Ende und mit der Frau habe ich dann ein Land. — Aber das Geld — das schöne Geld!" seufzte er wieder los . . .

„So behalte kein Geld und heirate nicht. du Narr!"

„Ich möchte dich bitten, Baschmuhendis, mit ihrer Familie zu sprechen, daß der Preis zu hoch ist."

„Ich soll also die Frau für dich aushandeln?"

„Ja, bitte tue es. Allah wird es dir lohnen."

Der Vater schwieg, und ich bettelte nun so lange auf deutsch, bis er mir versprach den Handel abzuschließen. Ich wollte zu gern selbst erleben, wie es bei so einem „Geschäft" zuging.

„Also gut, Ahmed, sagte" der Vater. „Nichte Schech Ali-Said, dem Vater der kleinen Fatme, aus daß ich, morgen mittag mit ihm in seinem Hause sprechen will."

Strahlend lief der Diener davon.

In einer Schlucht, malerisch an überhängende Felswände geklebt, liegt das Dorf El-Chagar, zu dem wir am anderen Tag ritten. Vor Ali-Saids Haus war anscheinend der ganze edle Stamm der Biragi vollzählig versammelt. Von flachen Dächern beobachteten neugierige Frauen dies unerhörte Ereignis, daß der große Baschmuhendis mit seiner Tochter — Ungläubige — über die Schwelle ihres Stalls schritten. Kaum standen wir in dem von Palmen beschatteten Vorhof, als der Schech erschien.

„Allahs Segen über dich und deine Tochter!" „Und zweimal gesegnet seist du und dein ganzes Haus!"

Die Phrasen warf man die landesüblichen, langen Fragen und Begrüßungen wohl zwanzigmal hin und her. Dann reichte man uns in Gläsern, die an meinen verdächtig ähnlich sahen, aus Zuckersaft bereitete „Scharbaht."

Nun kam Achmed mit seinem Schwager Abdallah. Beide stellten mit roten Tüchern bedeckte Schüsseln auf den Tisch, damit so nicht der böse Blick auf die Speisen fallen könnte. Auch die Teller, Messer und Gabeln waren den unseren im Zelt zum Verwechseln ähnlich, und als ich sie mit gründlich anschaute, sagte Achmed: „Es sind die deinen. Ich nahm sie mit, denn du kannst doch nicht mit den Fingern aus der Schüssel essen."

Anscheinend war jetzt alles fertig, denn der Schech hob die roten Tücher ab, holte mit seinen braunen Fingern die saftigen, in Butter gesottenen Tauben heraus, und legte sie uns auf die Teller. Dann kamen gebratene Hühner an die Reihe, und mein Vater meinte auf deutsch: „Das muß Achmed natürlich alles zahlen, der Esel." Schließlich hatten wir den versammelten Beduinen genug vorgegessen und Abdallah reichte das Waschgefäß und — ein Handtuch mit meinem Monogramm . . .

„Jetzt kann der Kampf beginnen", raunte mir der Vater noch zu.

„Höre, Schech Ali-Said und auch ihr tapferen Beduinen vom edlen Stamme der Biragi. Allah in seiner nie endenwollenden Güte schenkte mir in Achmed Mohamad einen Diener, dessen Herz — weiß ist wie Milch. Er erzählte mir von dem großen Unrecht, das ihr an ihm begehen wollt, und bat mich für ihn zu sprechen. — 28 Pfund verlangt Ihr für ein Mädchen, dem Allah keine Seele gab, das auf einem Auge blind ist, hinkt und noch nicht einmal die Balasse (Wasserkrug) auf dem Kopf tragen kann! Gilt ein Mädchen beim edlen Stamm der Biragi mehr als ein Kamel oder eine Kuh, die Milch gibt?"

„Und zweimal gesegnet seist du und dein ganzes Haus!"

Die Phrasen warf man die landesüblichen, langen Fragen und Begrüßungen wohl zwanzigmal hin und her. Dann reichte man uns in Gläsern, die an meinen verdächtig ähnlich sahen, aus Zuckersaft bereitete „Scharbaht."

Nun kam Achmed mit seinem Schwager Abdallah. Beide stellten mit roten Tüchern bedeckte Schüsseln auf den Tisch, damit so nicht der böse Blick auf die Speisen fallen könnte. Auch die Teller, Messer und Gabeln waren den unseren im Zelt zum Verwechseln ähnlich, und als ich sie mit gründlich anschaute, sagte Achmed: „Es sind die deinen. Ich nahm sie mit, denn du kannst doch nicht mit den Fingern aus der Schüssel essen."

Anscheinend war jetzt alles fertig, denn der Schech hob die roten Tücher ab, holte mit seinen braunen Fingern die saftigen, in Butter gesottenen Tauben heraus, und legte sie uns auf die Teller. Dann kamen gebratene Hühner an die Reihe, und mein Vater meinte auf deutsch: „Das muß Achmed natürlich alles zahlen, der Esel." Schließlich hatten wir den versammelten Beduinen genug vorgegessen und Abdallah reichte das Waschgefäß und — ein Handtuch mit meinem Monogramm . . .

„Jetzt kann der Kampf beginnen", raunte mir der Vater noch zu.

„Höre, Schech Ali-Said und auch ihr tapferen Beduinen vom edlen Stamme der Biragi. Allah in seiner nie endenwollenden Güte schenkte mir in Achmed Mohamad einen Diener, dessen Herz — weiß ist wie Milch. Er erzählte mir von dem großen Unrecht, das ihr an ihm begehen wollt, und bat mich für ihn zu sprechen. — 28 Pfund verlangt Ihr für ein Mädchen, dem Allah keine Seele gab, das auf einem Auge blind ist, hinkt und noch nicht einmal die Balasse (Wasserkrug) auf dem Kopf tragen kann! Gilt ein Mädchen beim edlen Stamm der Biragi mehr als ein Kamel oder eine Kuh, die Milch gibt?"

„Und zweimal gesegnet seist du und dein ganzes Haus!"

Er nur allein weiß, welchen Verlust ich erleide, wenn die duftende Blume meines Gartens von mir zieht. Und blind auf einem Auge soll sie sein?! — Herr, sie sieht auf beiden besser als der Falke, der von den Wolken droben auf Beute späht. Und auf ihrem Kopf trägt sie die schwersten Balasse, wie keine andere im Ort. Die soll nicht 28 Pfund wert sein?!"

„Du kennst die Töchter von El-Derr, denen Allah noch viel mehr Gaben verlieh. Für zwei Pfund bringe ich die Beste meinem Diener. Warum soll er von seinem vielen Geld solch unverschämte Summe zahlen? Soll er sich eine Frau in El-Derr kaufen!"

„Zwei Pfund sind noch zu viel für diese schmutzigen Hündinnen, denn dort ist keine von edlem Stamm. Wie kannst du nur von diesen reden!"

„Ich habe nicht viel Zeit, o Schech. Du verlangst 28 Pfund, dann die Kosten für den Heiratskontrakt, das Hochzeitsmahl und die Musikanten. Ich biete Dir drei Pfund und auch dieser Preis ist fündhaft hoch."

Nun begann ein Handeln und Feilschen, von dem man sich keinen Begriff machen kann. Der ganze Stamm gegen meinen Vater. Nach zehn Minuten gingen sie auf 27 herunter, bei Vater auf 4 hinauf. Eine viertel Stunde später waren 25 Pfund das letzte Angebot.

Der Vater erhob sich und sagte zu mir. „Nah auf, ich kriege sie doch für 15 Pfund."

Während er sich leise mit Achmed besprach, hielten die Beduinen Kriegsrat und flüsterten erregt. Dann ging das Handeln wieder los. 24, 23, 22, 21 Pfund wurden schließlich ausgegeben, aber der Vater bot immer noch fünf. „Fünf Pfund und den Ehekontrakt!" rief mein Vater und erhob sich erneut zum Gehen.

„Ich höre 19", brüllte der Schech.

„Dann bist du taub und die Scakkenfels wird es auch werden. Dann sind fünf Pfund noch zu viel. —"

„Du hast mich falsch verstanden, Baschmuhendis. — Ich sagte 18!"

„18?! Vielleicht wird das kranke Kind gar nicht so alt und stirbt mit 15, dann ist das viele Geld verloren!"

Wohl noch eine halbe Stunde dauerte der Kampf, und als beide Teile die Waffen streckten, hatten sie sich auf 15 Pfund geeinigt. „Wie gab doch Allah deinem Vater so viel Verstand", sagte Achmed freudig bewegt und fügte flüsternd hinzu:

„O Marceline! — Wenn dein Vater dich einmal verkauft, kannst du dich freuen. Da treibt er den Preis hoch! . . ."

Unabhängig von der Jahreszeit

Kleiner „Winterschlaf" gewünscht?

Patienten auf Eis — Neues Heilverfahren amerikanischer Aerzte

Mit allem Vorbehalt sei hier die Kunde verzeichnet, wonach zwei amerikanische Aerzte, Dr. Temple S. Fay und Lawrence W. Smith, angeblich ein neuartiges Heilverfahren zur Bekämpfung des Krebses, gewisser Herzleiden und anderer Krankheiten ausgearbeitet und bereits in mehreren Fällen erfolgreich angewandt haben. Vor einer Aerzte-Versammlung in St. Louis hielten sie unlängst einen ausführlichen Vortrag über ihre aufsehenerregenden Arbeiten. Ihr Verfahren besteht ganz einfach darin, den Patienten nahme, daß es möglich sei, auch den Menschen — natürlich unter strenster ärztlicher Aufsicht — in einen winterschlafähnlichen Zustand zu versetzen, wie wir ihn bei gewissen Tierarten beobachten können.

Einige Patienten, Männer und Frauen, hatten sich freiwillig für die ersten Versuche zur Verfügung gestellt. Die Kranken wurden im wahrsten Sinne des Wortes — auf Eis gesetzt. Sie erhielten zunächst einige leichte Einschläferungsmittel, um bei der „Vereisung" keinen Schüttelfrost zu bekommen, diese Reaktion des Körpers gegen unnormalen Wärmeentzug. Im Behandlungsraum wurden mehrere elektrische Ventilatoren eingeschaltet. Die Sauerstoffzufuhr erhielt eine größere Regelung, und nach Ablauf von drei Stunden war der Körpertemperatur der Patienten auf rund 32 Grad Celsius gesunken. Die Kranken schliefen, und ihr Schlaf hatte bereits die Formen eines, sogenannten „Winterschlafes" angenommen. Dieser Zustand wurde fünf Tage lang beibehalten. Pulsschläge waren kaum mehr wahrnehmbar, die Verdauungsorgane hatten ihre Tätigkeit eingestellt. Nur mit dem Elektrokardiograph konnte festgestellt werden, daß noch Leben in den Körpern war, die Herzen noch schlugen, und zwar in einem ruhigen, gleichmäßigen Rhythmus. Die Innentemperatur des Raumes wurde naturgemäß ebenfalls sehr niedrig gehalten, damit die Patienten beim Erwachen gleich die richtige „Außentemperatur" vorfanden. Nach Ablauf der fünf Tage wurden die Kranken mit einigen Schlückchen heißen Kaffee erstmalig „aufgetaut". Alles geschah programmmäßig. Sie fühlten sich nach dem Erwachen frisch und munter und hatten nicht die geringste Ahnung von den Geschehnissen der fünf Tage ihres „Winterschlafes". Irgendwelche nachteiligen Folgen stellten sich, wie die beiden Aerzte in ihrem Bericht in St. Louis hervorhoben, nicht ein. Es kam insbesondere weder zu bedauerlichen Erkältungskrankheiten noch zu der mit Recht so gefürchteten Lungenentzündung.

Und die Heilwirkung dieses seltsamen Verfahrens? Das Herz erhält wo allem eine fünftägige Erholungspause, die dem Gesundungsprozeß des ganzen Organismus zugute kommt. Nach Angaben der behandelnden Aerzte konnten sogar einige schwere, fast hoffnungslose Fälle von Krebs mit Hilfe dieses Gefrierverfahrens geheilt werden. Es zeigte sich dabei angeblich, daß die jungen wildwuchernden Zellen, die in den weitaus meisten Fällen zur Krebsbildung führen, bei einer verminderten Körpertemperatur von 31—32 Grad Celsius vernichtet wurden.

Das Verfahren wird noch aufgebaut. Es wäre indessen verfrüht, von seiner allgemeinen Anwendbarkeit bei Krebs, Herzleiden und anderen Krankheite., sprechen zu wollen.

Das Gold der Todesgipfel

Von K. v. Philippoff

Alle feindseligen Geister der Inkas erwachen aus ihrem Jahrhunderte alten Schlaf in den einsamen und sagenumwobenen Goldfeldern Perus, weil abenteuerlustige Schatzsucher nach den eifersüchtig gehüteten Kostbarkeiten vordringen wollen.

Seit langem kennt man die rätselhafte, von den Inkas angelegte Straße, die in einer Höhe von 5000 Metern unmittelbar in das Herz der Anden führt. In der Nähe von Caxamarca sollen die Goldbergwerke der Inkas ruhen. Der spanische Eroberer Pizarro traf im Inkareich auf einen unübersehbaren Goldreichtum. Nur einen kleinen Teil davon brachte er heim, den größten versteckten die Eingeborenen. Keiner aber verriet den Weißen die Lage der Goldbergwerke; daher die vierhundert Jahre währende Suche in Peru.

Höhenkrankheit sperrt den Weg

Weiße Menschen, die sich in die Gebirgswelt der Anden hineinwagen, bereiten sich durch harte sportliches Training vor. Sie ernähren sich von roher Leber, einer Kost, die eine neurasthenische Ernährungsschäre zur Blutbildung der Höhenluft empfiehlt. Die begleitenden Eingeborenen begnügen sich dagegen mit einem reichlichen Vorrat an Kokanuß. Die Höhenkrankheit bietet größte Gefahren. Der Tod lauert auf den Kühnen.

Der Goldhunger der Welt wächst mit jedem Jahre. Es ist kein Zufall, wenn die Goldsucher nach Erschließung der kanadischen und alaskischen Goldfelder ihre Aufmerksamkeit nun den Vorkommen in Südamerika zuwenden und spanische Eroberer Pizarro traf im Inkareich auf einen unübersehbaren Goldreichtum. Nur einen kleinen Teil davon brachte er heim, den größten versteckten die Eingeborenen. Keiner aber verriet den Weißen die Lage der Goldbergwerke; daher die vierhundert Jahre währende Suche in Peru.

Eine Tonne Boden — 50 Gramm Gold

Dennoch bleiben Menschen, die seit langem mit den Anden und ihren Gefahren vertraut sind, skeptisch. Sie meinen, daß sich die alte Geschichte immer wiederhole. Vor Jahren bestiegen zwei Nordamerikaner die Berge, fanden eine Stelle, wo eine Tonne Bodens fünfzig Gramm Gold enthält — an anderen Stellen des Erdballes noch auch ein schmal gezingerer Goldgehalt zu einem Goldrausch führen —, gründeten ein Riesenunternehmen und riefen Hunderte von Ingenieuren und Tausende von Goldwäschern ins Land. Dampfer brachten die besten Maschinen. Die Ausgaben stiegen in die Millionen.

Hoch oben in den Bergen baute man Raffhäuser längst der Inkastraßen. Seilbahnen überspannten die Täler. Das Unternehmen sagte nicht die Unwahrheit, als es vom reichsten Goldvorkommen der Welt sprach. Unter großem Tamtam wurde der Betrieb eingeweiht.

Das eigentliche Goldbergwerk befindet sich in einer Höhe von 4800 Metern, und es ist bis heute ein Rätsel, wie man es auf Zeit derart hat fertigbringen können, in so dünner Luft zu arbeiten. Darin besteht eben die große Schwierigkeit bei diesem Unternehmen. Vielleicht verfügten die Alten über ein den modernen Geräten ebenbürtiges Mittel, das sie befähigte, uns unfaßbar erscheinende Arbeiten zu vollbringen. So war denn das Ergebnis auch tragisch, als man diese Höhenbergwerk ihrem Schicksale. Von den dreitausend Ingenieuren und Bergleuten starben fünfundvierzig innerhalb der ersten zwei Monate. Die übrigen verließen die Arbeitsstätte, die sie mit langsamem und entsetzlichem Tod bedrohte.

Drei Stunden Arbeit — zu viel!

Die Unternehmer wußten nicht, was sie tun sollten. Wenn verkürzte die Arbeitszeit und erhöhte die Löhne. Dennoch wurde der Traum von der Ausbeutung des reichsten Goldfeldes der Welt bald ausgeträumt. Was nützte ein Bergwerk —, wenn es auch das Gold der Welt enthalten —, wenn die Menschen zu schwach dazu sind, die Werkzeuge zu handhaben und das gelbe Metall dem Boden abzugewinnen? Schließlich wurde die Lage so ernst, daß die Arbeitszeit nur noch vier Stunden am Tage betrug. Ab und zu verließ eine Handvoll Mutiger das Küstengebiet, um sich in das todesweite Lager zu begeben. Das mußten wirksch entschlossene und todverachtende Männer sein, weil die Zahl der Zurückkehrenden jedesmal geringer war als die der Hinaufsteigenden. Sie wurden alle Opfer der Höhenkrankheit.

Die Arbeitsgeist schrumpfte später auf drei Stunden zusammen, für die vierzig Mark bezahlt wurden, aber fast sämtliche neuankommenden Arbeiter brachen nach einer Arbeit von dreißig Minuten zusammen. Sie blauten aus Nase und Ohren und mußten fortgebracht werden. Die Höhenkrankheit blieb siegreich!

Alle vier Wochen Urlaub

Die Eingeborenen, die wahren Erben jener unerreichbaren Schätze, haben zu leidenschaftslos gleich Standbildern aus Erz, wie die Weißen wieder einmal abzogen. Sie glauben daß der Bannfluch der Inkas seine Wirksamkeit beibehalten hatte.

Der jüngste Angriff auf das Inkagold scheint gründlicher vorbereitet zu sein. Man lernte aus der Erfahrung. Ehe die Ingenieure und die Bergleute in die Goldbergwerke kommen machen sie ein eingehendes Training durch. Dabei halten sie eine Hauptdiät aus Kokanuß und frischer Leber. Keiner darf mehr als vier Stunden arbeiten müssen. Ihren Urlaub wenden die Betriebsangehörigen in einem Kurort verbringen, das in beträchtlich geringerer Höhe erbaut wurde. Trotz der durch eine solche Betriebsgestaltung bedingten enormen Steigerung der Unkosten dürfte die Rentabilität so groß sein, daß das Unternehmen sie ohne weiteres tragen kann.

Der Verkehrs-Hilfsdienst der Reichsautobahn

Die Reichsautobahnen richten gegenwärtig einen Verkehrshilfsdienst ein, um für Unfälle möglichst schnelle Hilfe zu gewährleisten. Alle fünf Kilometer sollen Sprechgelegenheiten geschaffen werden, die der Verkehrsteilnehmer in Notfallanlage benutzen kann. Die Tankstellen werden als Meldestellen eingerichtet, und es erhalten eine Kennzeichnung durch das Zeichen des Deutschen Roten Kreuzes und das bekannte Zeichen „Oeffentlicher Fernsprecher". (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Haus, Hof und Garten

Flachsernte durch Raufmaschine vereinfacht!

Das Problem der mechanischen Flachsraufe ist lange Zeit ohne Lösung geblieben. Die zahlreichen, mehr oder weniger erfolgreichen Versuche scheiterten bisher meist an der Schwierigkeit, daß der Flachs nicht wie Gras, Getreide oder Roggen gemäht werden kann, sondern mit der Hand „gerauft", d. h. aus dem Erdboden herausgezogen werden muß. Diese Arbeit erfordert, zumal beim Großanbau in gedrängter Zeit, eine größere Anzahl von Hilfskräften, die beim heutigen Landarbeitermangel schwer zu beschaffen sind und nach Möglichkeit eingespart werden müssen. Die Flachsernte muß im Durchschnitt innerhalb von 20 Tagen erfolgen, und bei achtstündiger Arbeitszeit können etwa 20 Raufer täglich eine Anbaufläche von 2 Hektar schaffen.

Dieses Erfordernis von Arbeitskräften zur Ernte, wo jeder einzelne Mann gebraucht wird, hat nun zu der Gefahr geführt, daß der Flachsanbau beim deutschen Bauern ins Hintertreffen gerät. Großdeutschland benötigt aber gerade durch die Vermehrung der leinenverarbeitenden Spinnereien infolge der Eingliederung des Sudetenlandes eine verstärkte Förderung des Flachsanbaues. Diese Frage ist nun so ernster, als die volkswirtschaftlich bedeutende Faserpflanze auch noch Oel für die Fettwirtschaft und Kraftfutter für die Futtermittelwirtschaft liefert. In dieser Lage ist deshalb die Entwicklung einer deutschen Flachsraufmaschine, die nach belgischem Patent gebaut wird, geradezu eine Notwendigkeit geworden und wird hoffentlich auch zur Erhöhung der deutschen Flachsanbaufläche beitragen.

Für die Textilwirtschaft ist eine möglichst einheitliche Beschaffenheit und Gleichmäßigkeit der Faserpflanzen erforderlich, die am besten beim Großanbau erreicht werden. Gerade für den Großbetrieb ist nun die Flachsraufmaschine ein Helfer in der Leutenot zur Erntezeit, und die Anschaffungskosten des Gerätes können bei sachgemäßem Einsatz schon in kürzester Zeit amortisiert werden. Die Bedienung erfordert bei guten und unkrautfreien Flachsbestand nur einen Mann, während bei verunkrauteten Schlägen oder solchen mit Lagerfrucht zweckmäßig ein zweiter Bedienungsmann eingesetzt wird.

Wie arbeitet nun diese neue Maschine? Drei torpedoähnliche Halmteiler mit Vibrierstäben gleiten auf langen Kufen über den Boriemen umschlungen sind, mit nach oben genommen und dabei gleichzeitig aus der Erde gerissen. Die zwischen Raufscheibe und Riemen gebildeten Halme vereinigen sich in der Mitte der Maschine, am sog. Herzstück, und werden hier durch das Querransportband seitlich aus der Maschine heraus auf einen Ablagetisch geführt und gelangen von hier, je nach Beschaffenheit und Stand des Flachses, in gut ausgerichteten Längsschwaden auf den Boden.

Die gesamte Arbeitsbreite der Maschine beträgt 86 Zentimeter, so daß auf jede Raufvorrichtung eine Arbeitsbreite von 43 Zentimeter entfällt. Mit dieser Maschine können durchschnittlich 2,5 bis 3 Hektar pro Tag gerauft werden. Der Antrieb der Raufscheiben erfolgt von einem auf dem Vorderwagen aufgebauten 300 ccm Zweitaktmotor (Bindermotor). Sämtliche Achsen und Wellen, die Leitscheiben der endlosen Gummiriemen, wie auch die Raufscheiben selbst laufen in Kugellagern, wodurch ein ausgesprochen ruhiger und leichter Lauf erreicht wird. Für die Fortbewegung der Maschine selbst, da ja die Raufvorrichtung durch den Motor angetrieben wird, genügt ein mittelstarkes Pferd.

Karl Moeller

Die deutsche Flachsraufmaschine bei der Arbeit
Landw. Bilderdienst M.

Das Verhüten des Fischigwerdens der Butter

Eine sehr üble Begleiterscheinung in der Butterproduktion ist das sog. Fischigwerden der Butter. Die Butter bekommt einen völlig tranigen Geschmack, der die Butter zur menschlichen Ernährung untauglich macht. Das Fischigwerden der Butter erfolgt nach genauen wissenschaftlichen Forschungen durch eine Spaltung des Lezithins unter Bildung von Trimethylamin (Zeitschrift für Fleisch- und Milchhygiene, Heft 17). Diese Spaltung wird durch Kupfer- und Eisenionen besonders beschleunigt. Schon 0,2 mg Kupfer und 1,5 mg Eisen je Kilogramm Butter genügen, um Fischigkeit der Butter hervorzurufen. Außerdem spielen folgende Faktoren für das Fischigwerden der Butter eine besondere Rolle: Art der Fütterung des Milchviehs, Pasteurisierungstemperatur des Rahmes und Lagerungsverhältnisse der fertigen Butter. Gerade die Lagerungsverhältnisse der fertigen Butter spielen für das Fischigwerden eine besondere Rolle. Die Milchwirtschaftsverbände haben sich in mühevollen Forschungsarbeiten mit dem Problem der Einlagerung fertiger Butter beschäftigt, zumal diese Probleme für unsere Vorratswirtschaft von entscheidender Bedeutung sind. Bisher ist es noch nicht gelungen, die Lagerfestigkeit fertiger Butter in zufriedenstellender Weise zu lösen. Der Kochsalzgehalt sowie der Prozentsatz der Milchsäure spielen für die Lagerfestigkeit der Butter eine ebenso wichtige Rolle. Das Fischigwerden der Butter wird durch richtige Fütterung der Kühe, Pasteurisieren des Rahmes bei 90 Grad, durch schwache Säuerung, durch mäßiges Salzen und richtiges Einlagern verhindert. Gerade in der bäuerlichen Wirtschaft ist es üblich, die Butter, um sie vor dem schnellen Verderben zu bewahren, stark zu salzen. Dieses starke Salzen und ebenso eine starke Säuerung der Butter begünstigt das Fischigwerden. Verhindert werden kann das Fischigwerden der stark gesalzenen und gesäuerten Bauernbutter durch Tiefkühlung. Die im bäuerlichen Betrieb übliche Kellerkühlung — Temperaturen bis zu 0 Grad — beschleunigt den Verderb der eingelagerten Butter. Wo Tiefkühlung nicht erfolgen kann, darf stark gesalzene Bauernbutter nicht zu lange aufbewahrt werden.

In den Molkereibetrieben ist man auf Grund der neuesten Forschungen schon in der Lage, Butter mehrere Monate einzulagern, ohne daß Fischigwerden eintritt, jedoch ist die Wissenschaft noch dabei, das Problem der Butterreinlagerung so zu lösen, daß Butter beispielsweise ein Jahr eingelagert werden kann.

Was jede Hausfrau vom Seefisch wissen muß

1. Richte Dich nach der Marktlage und kaufe diejenigen Fischarten, die besonders stark gefangen wurden.
2. Kaufe den Fisch möglichst erst kurz vor dem Verbrauch.
3. Entferne zu Hause sofort das Papier.
4. Wende das sogenannte Drei-S-System an, d. h. säubern, säuern, salzen. Dieses System bindet den Seegeruch vollkommen und macht das Fleisch des Fisches schneeweiß.
5. Der Fisch muß aufbewahrt werden. Ist kein Eisschrank vorhanden, so hat dies zumindest kühl zu geschehen. Am besten wickelt man den Fisch in einen in Essigwasser getränkten Lappen und legt ihn so in ein Steingefäß.
6. Schuppe den Fisch (mit Ausnahme von Rotbarsch) möglichst nicht.
7. Gib zu Fisch wie beim Fleisch Gemüse, Salate, Hülsenfrüchte!

„Der 7. Tag" antwortet

Kartoffelflockenfütterung bei Schweinen (S. B. in D.): Wieviel Kartoffelflocken kann ich meinen Mastschweinen täglich verfüttern?

Antwort: Die einseitige Verfütterung von Kartoffelflocken ist nicht zu empfehlen, da sie zu trocken sind. Es muß nachher zuviel Wasser gegeben werden, was dazu beiträgt, die Aufbaustoffe zu schnell aus dem Magen der Schweine zu spülen. Das verfütterte Quantum Kartoffelflocken entspricht der vierfachen Menge von frischen Kartoffeln. Es empfiehlt sich, den Kartoffelflocken reichliche Gaben von geschnittenen Futterrüben beizumengen. Futterrüben enthalten genügend Feuchtigkeit, um den Verdauungsvorgang im Schweinemagen in zufriedenstellender Weise zu gestalten. Gerade bei Maisschweinen hat man mit dieser Fütterungsart beste Erfolge erzielt.

Bekämpfung des Kornkäfers. (P. K. in S.) Wie bekämpfe ich den Kornkäfer, der sich auf meinem Boden eingenistet hat?

Antwort: Die Bekämpfung des Kornkäfers wird am besten in der Zeit vorgenommen, in welcher der Kornboden geräumt ist. Vor dem Einbringen der neuen Frucht wird eine gründliche Reinigung des Bodens mit dem Besen vorgenommen, hierauf wird der Boden mit einem chemischen Reinigungs- bzw. Bekämpfungsmittel aufgewaschen. Ebenso erfolgt eine Spritzung des Balkenwerks im Kornboden. Weiterhin ist dafür zu sorgen, daß nur trockenes Getreide eingebracht wird.

Lächeln und Lachen über lustige Sachen

Lebenswahr

° Ein wohlhabender Kaufmann besuchte seinen Sohn, der in Heidelberg studierte, und wollte sich nun mit ihm photographieren lassen. Der Lichtbildner schlug vor, der Sohn solle seine Hand auf die väterliche Schulter legen, aber der Vater erhob dagegen Einspruch.

„Es wäre doch viel lebenswahrer", meinte er, „wenn er seine Hand in meiner Tasche hätte!" (Lustige Blätter.)

*

° „Kannst du noch kauen, Opa?"

„Nur mit sehr viel Mühe, mein Junge."

„Und möchtest du jetzt kauen?"

„Nein, ich, bin froh, daß ich es jetzt nicht brauche."

„So! Na, dann halt mal meine Schinkenstulle, bis ich wiederkomme!" (Reclams Universum.)

*

° Kurtchen: „Vati, wenn du mir eine Mark gibst, dann sag' ich dir auch, was der Kohlenmann heute zu Mutti gesagt hat!"

Vater (aufgeregt): „Los, Kurtchen, hier hast du eine Mark!"

Kurtchen: „Er sagte: Brauchen Sie heute Kohlen, gnädige Frau?"

*

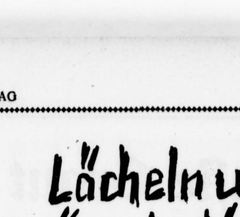
° Der junge Mann schickte seinem Vater einen Brief und bat um Geld. Zum Schluß schrieb er: „Wegen des Geldes habe ich nur ungern geschrieben! Ich wollte sogar den Brief, den ich schon in den Kasten geworfen hatte, wieder zurückhaben, aber ich erhielt ihn nicht mehr."

Einige Tage später kam die Antwort: „Lieber Junge, du bist bestimmt froh darüber, daß dein Brief gar nicht bei uns angekommen ist." (Berliner Illustrirte Zeitung.)

*

„Die Rechnung stimmt nicht, Herr Portier."

„Ach, entschuldigen Sie, ich dachte, die Herrschaften wären auf der Hochzeitsreise!"



„Ich habe die ganze Welt gesehen . . ."
„Wo denn? Vielleicht im Kino?"
Zeichnung: Edler (M)

° Ein Amerikaner, der sich in den Tropen aufhält, bittet einen Eingeborenen, ihm eine Stelle am Ufer zu zeigen, wo man ohne Gefahr vor Krokodilen baden könne. Der Eingeborene führt ihn an eine solche Stelle, und der Amerikaner nimmt unbehelligt sein Bad.

„Wie kommt es denn?" fragt er später seinen Führer, „daß es hier keine Krokodile gibt?"

„Na, wissen Sie", sagt der Eingeborene, „die trauen sich nicht her wegen der vielen Haifische!" (Woche)

° „Herr Doktor, ich habe mächtige Schmerzen im Bauch und in der Brust."

„Ziehen Sie sich aus, bitte!"

„Watt denn, Herr Dokta, Sie glooben mir woll nich!" Zeichnung: Edler (M).

Verheißung

° Bei Senfgeber ist Besuch. Man sitzt gemütlich plaudernd zusammen. Zigaretten werden herumgereicht.

„Rauchst du auch schon?" fragt einer der Gäste den zwölfjährigen Senfgeber junior.

„Um", meint der, „wenn ich eine kriege, rauch ich eine."

Da schaut der alte Senfgeber seinen Sprößling an und sagt:

„Wenn du eine rauchst, kriegst du eine."

*

° „Für euch Frauen ist Stricken doch dasselbe wie das Rauchen für uns Männer."

„Vielleicht, allerdings mit dem Unterschied, daß heruntergefallene Maschen auf dem Teppich keine Flecke machen." (Berliner Illustrirte Zeitung).

*

° Die kluge, aber sehr elegante Frau Reichlich ist beim Juwelier und läßt sich kostbare Ringe vorlegen. Ein Smaragdring hat es ihr angetan.

„Ist dieser Stein auch wirklich echt?" fragt sie.

„So echt wie das Blond Ihres Haares", antwortet galant der junge Verkäufer.

„Nein, sagen Sie mir etwas anderes!" meint Frau Reichlich enttäuscht. (Neue Ztg.)

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!

Grau! Spezial-Haaröl beseit. graue Haare od. Geld zurück. Nähr. frei. Ch. Schwarz Darmstadt K 167 Herdw.

Nikotin vergiftet d. Körper. Werdet Nichtraucher durch Ga-gein. Näh. frei. Ch. Schwarz Darmstadt P 167 Herdw.

Junggeselle, 36 J., mit eig. Heim auf dem Eichsf., sucht ein passendes Mädel zwecks

Heirat

Vermög. nicht erforderlich. Zuschr. erbeten unter Nr. 1188/3 „Der 7. Tag", Paderborn.

Warzen Lebertl. Muttermale Leichte Beseitigung Präm. m. gold. Medaille Aufklärung kostenlos J. Goth. Nürnberg 5-37 466

Unterricht

Stottern Kabel. Beseitg. Prosp. fr. Fachinstitut Nauckel. Berlin-Ch., Dahlmannstr. 33

Stille Privatpension Buttkurort, Hochwald, Pensionspr. 3,50 RM bei vier Mahlzeiten. Einzel- u. Doppelzimmer Ruf. u. Nr. 1128/3 „Der 7. Tag", Paderborn.

Inserieren bringt Gewinn

STRICKER-Sport 1939 Farbenfroh - preiswert Katalog kostenlos! Fahrradfabrik E. & P. STRICKER Brackwede-Bielefeld 274

Nehmen Sie
Dr. Oetker Gelier-Hülfe
zur schnellen Bereitung Ihrer Marmeladen und Gelees.

Besondere Vorzüge:
Einfache Handhabung, volle Erhaltung des Fruchtaromas und der Farbe, Geld- und Zeitersparnis, weniger Einkochverlust.
Gebrauchsanweisung bei jedem Päckchen.

Ein gutes Oetker-Erzeugnis!

Überraschender Erfolg
„Außer der Nervenkräftigung habe ich auch eine erhebliche Verbesserung meines gesamten Befindens erfahren, ohne mich so arbeitsfreudig und arbeitstätig wie seit Jahren nicht." So schreibt Adolf Krapf, Schriftleiter, Zeuthen/Mark am 12.6.38 über
QUICK mit Lezithin für Herz und Nerven
Packung M 0.90 — 1.35 — Sparpackung M 4.— in Apotheken und Drogerien

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": 1. Vj. 39: 45 388. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg. – Nr. 26 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 25. Juni 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Ein klares Herz haben

Wenn jemand frühmorgens „verkehrt" aufgestanden ist, wenn ihm das Frühstück nicht geschmeckt oder ihn sonst eine Kleinigkeit geärgert hat und er nun den ganzen Tag mit einer sogenannten „schlechten Laune" herumläuft, sich in der Familie oder unter seinen Arbeitskameraden unverträglich zeigt und überhaupt um sich herum Mißbehagen verbreitet, dann ist das ohne Zweifel weder vernünftig noch schön. Es ist überdies für ihn selber unbekömmlich. Und es zeugt von mangelnder innerer Disziplin. Es gibt sogar Menschen, die sich morgens am Kaffeetisch — man kommt nie dahinter, weshalb eigentlich — plötzlich vornehmen: „So, heute will ich mich einmal gehen lassen, heute bin ich schlechter Laune!" Der Vorsatz wird dann auch prompt ausgeführt. Man ist ungenießbar, man knurrt den Nachbarn an und hat ein verdrossenes Gesicht, man regt sich künstlich auf und ist darauf bedacht, alle möglichen negativen Spannungen, die man in sich trägt, nach außen hin abzureagieren. Nun sollen einmal die anderen auf mich Rücksicht nehmen, sagt sich der Betreffende und wird seiner Umgebung zur Pein.

Immerhin, es steckt hinter der „Laune" ein ernsthaftes Problem. Wie entsteht solche Laune? Nun, sie entsteht eigentlich gar nicht, jedenfalls nicht aus tieferem Grund. Sie ist willkürlich mit einemmal da. Daher die falsche, treffende Bezeichnung „Laune". Es handelt sich um eine Seifenblase, die schön oder häßlich schimmert und sehr bald zerplatzt. Jede bloße Laune, ob wir sie nun „gut" oder „schlecht" nennen, ist falsch. Mit einem grundsätzlich launischen Menschen läßt sich auf die Dauer nicht umgehen. Es ist auf ihn kein Verlaß. Aber nicht nur flach ist die Laune, ihr fehlt auch ein besonderer Gehalt an Wesen, an Seele. Und das unterscheidet sie klar von einem anderen Zustand unserer Gefühle, den wir zwar manchmal mit der Laune verwechseln, der aber weitaus mehr ist: es handelt sich um Stimmung.

Können wir über unseren Launen stehen? Natürlich! Es ist lediglich eine Frage unserer Selbstkontrolle, unserer Besonnenheit, unserer Erziehungsarbeit an uns selbst. Aber auch über unseren Stimmungen? Nein, das vermögen wir nicht. Und das ist auch gar nicht erstrebenswert. Es klingt zwar sehr philosophisch, dieses „Ueberden-Stimmungen-Stehen", doch betrachten wir die Sache genauer, so finden wir, daß es schließlich nichts anderes heißt als darauf verzichten, Freude und Leid zu empfinden, zu lachen und zu weinen, zu kämpfen und zu streben, fruchtbar zu wirken, ein greifbares Schicksal zu haben, ja überhaupt zu leben und zu erleben und innerlich bewegt zu sein. In unseren Stimmungen schwingt eben unsere Seele mit. Sie sind die aufbauenden und vorwärtstragenden, mitunter freilich auch verstörenden und hemmenden Gefühlskräfte in unserem Leben.

Es gibt ausgesprochene „Stimmungsmenschen". Sie sind das eine Mal „himmelhoch jauchzend", das andere Mal „zu Tode betrübt". Und wenn sie von solchen Extremen nicht hin und her gerissen werden, so befinden sie sich doch jedenfalls in einer ständigen gemütshaften Schwankung. Immer sind sie mit dem Gefühl dabei. Und mit ihrer Seele. Dagegen ist an sich auch nichts einzuwenden. Nur muß gerade der Stimmungsmensch aufpassen, daß er selbst schließlich doch die Oberhand behält, daß er vor allem seine Stimmungen nicht überschätzt. Unsere Handlungen dürfen ja nicht zu sehr von Stimmungen beeinflußt und geleitet sein. Wer zum Beispiel aus einer sehr gehobenen Stimmung heraus Luftschlösser baut, phantastische Pläne faßt, die ganze Welt rosig sieht und dementsprechende Beschlüsse faßt, vielleicht eine Liebeserklärung vom Stapel läßt oder sich in große Geldausgaben stürzt, wird leicht in die Gefahr kommen, nachher von der Wirklichkeit eines anderen belehrt zu werden. Und wer in einer gedrückten Stimmung „die Flinte ins Korn wirft", die Dinge schwarz sieht und sich zum Beispiel dafür entscheidet, seine Habe zu verkaufen, sein Ziel aufzugeben oder sich von einem ihm nahestehenden Menschen zu trennen, wird später die betrübliche Entdeckung machen, wie falsch die war. Gewiß: wir leben in Stimmungen, der eine stärker, der andere schwächer. Sie sind für uns von ungeheurer Wichtigkeit. Erst die rechte Stimmung läßt uns die Welt genießen, gibt unserem Dasein Glanz und Schwung, fördert unsere Arbeit, macht uns fruchtbar. Doch Stimmung allein ist, so „beseelt" sie auch sein mag, noch nicht das Eigentliche, das Letzte. Es kommt darauf an, wie wir sie ordnen, darauf, daß wir sie nicht bloß „haben", sondern sie formen. Dazu aber brauchen wir unseren überblickenden und wertenden Geist. Er ist gleichsam die regulierende Macht. Durch ihn erst gelangen wir zu einer gleichmäßigen positiven Grundstimmung, die uns im Leben wirklich trägt.

Gute Stimmung? Ja, das und nur das gibt unserem Leben das rechte Gedeihen. Jeder sollte sie fördern, wo und wie er es nur vermag. Gute Stimmung verbindet, schlechte trennt. Wenn sich zwei Menschen gezankt haben, sagen wir ja sehr bildhaft: sie sind „verstimmt". Und wir sprechen von „Stimmung", wenn Menschen recht fröhlich und harmonisch beisammen sind. Jede Gemeinschaft mit schlechter, also eigentlich gar keiner Stimmung stellt eben von vornherein ein unbeseeltes Nebeneinander dar, das nur das eine Bestreben in sich trägt: auseinanderzufallen. Gute Stimmung dagegen ist eine gewaltige gemeinschaftsbildende Kraft. Um aber gute Stimmung zu haben, dürfen wir — vielleicht liegt darin ein großer Teil des Geheimnisses — dem Leben gegenüber nicht undankbar sein. Wir sollten unsere Gedanken auf das richten, was es uns gewährte, was uns gelang. Wir leben freilich von unseren Wünschen und Sehnsüchten. Doch es kommt auf das klare Herz an, das diese Wünsche und Sehnsüchte hegt.

G. F.

„Weißt Du schon", sagt Hans zur Grete, „der ‚7. Tag' bringt nun monatlich eine Seite für uns Kinder. ‚Für unsere kleinen Leser' heißt sie und heute erscheint sie zum erstenmal!" Foto: Carolus

Gespräch im Gewitter

Von Heinz Steguweit

Der Hund laute Gras, die Schwalben flogen tief, und im rechten Fuß zerrte das Zipperlein: „Es gibt Regen", knurrte Vater Stadler, „geh', hol die Wäsche rein und nach' im Söller das Fenster zu!"

Mutter Broni, Stadlers Frau, trug einen Seufzer spazieren, von der Küche bis zum Garten, wo die Hemden und Laken hingen, nach Seifenlauge duftend und nebeneinander wie eine Flaggengasse.

„Soo schwer hebt du's?" foppte der Stadler, „komm, ich werde dir helfen."

Unrecht hatte der Alte nicht, es zog sich schwer zusammen, der Wind wühlte durch die Bäume, und oben, auf dem Dach, wirbelte das Wetterfähnchen rund, als wollte es Kaffee mahlen.

„Ja", sagte Mutter Broni, „du mußt wissen, es ist mir komisch zu Sinn heut, bald froh, bald traurig, weiß nit, was das ist —!"

Stachus Stadler, der passende Schalk, blies seinen Feingeist aus, den der Wind rasch zerriß: „Du auch, Broni? So was! Unser Eichhorn ist krank, meine Stiefel sind durch, in acht Tagen kommt erst das Geld —, merkwürdig, als hätten wir das alles schon mal erlebt."

„Siehst du's", hielt Broni inne, den Wäschekorb auf den Rasen setzend, „liebst du's, genau wie ich: Ein Gefühl, als wär der heutige Tag schon mal gewesen, mit dem dunklen Himmel und der Wäsche, mit allen Gefühlen und allen Wohlgerüchen."

„— und allem Schmecken, Broni, denn die Luft läuft über die Zung wie kühle Milch."

„Also! Wie kühle Milch? Das hast du schon mal gesagt, Stachus. Lang ist's her, dreißig Jahr wenigstens; ein Tag war es wie heut, wir versprachen uns die Treue, die Eltern durften nix wissen. Die Luft schmeckte wie kühle Milch, ich hab's gut behalten!"

Die ersten Tropfen fielen, fett und klecksend. Dann trommelte ein Donner, so daß Vater Stadler schleunigst half, die Unterhosen, Laken und Lätze von der Schnur zu pflücken und in den Korb zu tun. Kaum war das Ehepaar in die Laube geschlüpft, da riß ein Blitz das Gewölk auseinander, der Himmel krachte in allen Nähten, und die Schleusen der Wolken platzten, daß aus jedem Tropfen ein Guß mit dem Eimer wurde. Die beiden Alten — so sehr sie waren sie noch nicht — hockten nebeneinander, geborgen in der Laube; sie glichen den kleinen Krähen, die wie gelbe Federballchen drüben unterm Fittich der heißen Glucke hörten.

Solange das Gewitter zänkisch um sich schlug, hatten Stachus und Broni Zeit, ihre Gedanken herauszulassen, behutsam wie aus einem Futteral. „Schau, Stachus, auch das mals ahnten wir den Herbst. Dies Haus war meiner Eltern Haus, ich schlief neben dem Erker, wo heute unsere Hanna ihr Zimmer hat. Auch damals war das Eichhorn krank, ein anderes, als das von heute."

Wieder seufzte Mutter Broni, und ihr Mann zog ein saures Gesicht, er spürte das Zipperlein im Fuß.

„Hast recht, alles wiederholt sich im Leben. Ich hab' in euer Haus geheiratet, du warst das einzige Kind, genau wie unsere Hanna."

Abermals fiel ein Blitz, abermals bellten die Salven des Gewitters.

Zaghaft für unser Feierstündchen, wenn Hanna nachher kommt, wollen wir davon erzählen."

Die Mutter machte eine Pause. Schöpfte Luft. Ganz tief. Dreimal. Das Herz war schwer, die Seele überlegte: Sollte sie ihr Geheimnis preisgeben? Jetzt, da Stachus bei guter Laune war?

„Stachus? —"

„Hm? —"

„Ich muß dir was sagen . . ."

„Schieß los . . ."

„Darfst aber nit erschrecken —?"

„Losschießen sollst!"

„Unsere Hanna, du weißt, unsere Tochter mein' ich . . ."

„Schockschwerenot, wat is mit der Hanna?"

„Mix. Sie hat 'nen Schatz —!"

Stachus sprang auf, riß den Mund vom Munde. Doch bevor das Gemitt überkochte, entlud sich ein Husten aus dem Hals, preßend und schrecklich, der Rauch war in die falsche Röhre gedrungen. Außerdem hatte der rechte Fuß gegen die plötzliche Wallung rebelliert. Mutter Broni half dem Gepeinigten, sie klopfte ihm den Rücken, wiederum einen Seufzer gebärend: „Wer wird denn so zürnen. Hast selber gemeint: Alles wiederholt sich im Leben!" Der Alte setzte sich, sein Kopf blieb rot und geschwollen, als wären die Stiefel zu eng: „Hm. Na ja. Da kannste nix mögen und nix machen —". Dann verließ Vater Stadler die Laube, der Regen war linder geworden. Frau Broni sah, wie ihr Mann an den Gerätschuppen ging, eine schwere Zange holte und den Stacheldraht säuberlich von der Gartenmauer schnitt, just an jener Stelle, wo das Fenster von Hannas Zimmer lag . . .

Mutter Broni raffte den Wäschekorb auf, trollte hinzu, drehte große Augen:

„Was tust du nun, Stachus —?"

„Hast doch selber gesprochen: die Hanna schläft da, wo auch du immer geschlafen hast —"

„Freilich. Genau so."

„Und ich hab mir damals allzweil die teuren Hosen zerrissen, so oft ich über die Mauer stieg und zu dir ans Fenster kam. Siehst es!"

Bald hockten sie wieder in der Laube, sehr schweigsam, die Sorglichen. Und alles war besser als vorhin: Der Hund laute kein Gras mehr, die Schwalben flogen hoch . . .

„Wie vor dreißig Jahren, Stachus —"

„Nur hatte damals keinen Seufzer spazieren getragen!"

„Und du hast noch kein Zipperlein gehabt, lieber Stachus!"

Die Sonne kam durch, der Rasen dampfte . . .

„Jeder Zwanzigste wird erschossen"

Erzählung von Arnold Krieger

Juni 1917 in der Champagne. Frankreich schwankt in diesen Monaten. Wird der Niedergang zum Untergang? Die Unzufriedenheit in der Armee wächst. Tolle Gerüchte flackern die Gräben entlang. Einer der verbissensten Regimentskommandeure an dieser Front ist Paul Barriere, ein kaltherziger, blutlofer Mathematiker des Schlachtfeldes.

Barrieres Regiment ist Mitte Juni auf den Umfang eines schwachen Bataillons zusammengeschrumpft. Die Reserven sind unterwegs. Die Frontsoldaten sehen ihnen ohne Begeisterung entgegen, eher mit einer heftommenden Wut; ihnen ist nichts daran gelegen, wieder gefechtsbereit zu werden.

Da bekommt der kleine Biron — er hat einen Zigarrenladen im Quartier latin — einen Brief, der wie durch ein Wunder die Zensur passiert hat. In diesem Brief steht, daß die Tonkinesen, die Polizeitruppe in Paris, das Volk provoziert und Frauen belästigt, ja vergewaltigt hätten. Die Menge habe versucht, die Kaserne zu stürmen. Dabei seien viele Frauen getötet worden.

Wie ein Funken in einen Pulverschuppen fällt diese Nachricht in die von Sehnsucht ausgedörrte Mannschaft. Eine ungeheure Erregung bemächtigt sich der Frontkämpfer. Obwohl sie in der zweiten Linie liegen, haben sie keinen Haß mehr auf den grauen Feind da draußen; die Wut auf den gelben im Innern ihrer Vaterstadt ist aufs äußerste entflammt.

Sie gehorchten den Befehlen der Offiziere nicht mehr. Sie schreien „A Paris! A Paris!", so wie sie vorher gebrüllt haben: „A Berlin, A Berlin!"

Capitaine Pailleron wirft sich ihnen entgegen, hebt die Pistole. Er wird niedergeriffen, übers Holz geloge und verdroschen. Barriere und die anderen Offiziere werden eingesperrt. Die Soldaten haben kein Gefühl mehr dafür, daß sie noch zur Front gehören.

Der Sergeantmajor Soupestre, ein bekannter Offiziersstellvertreter, der mit den einfachen Soldaten in ständiger Tuchfühlung lebt, sucht die Aufgeregten zur Vernunft zu bringen. Er schildert die Schwierigkeiten der Regierung und ihren redlichen Willen, ihnen allen gerecht zu sein. Er fragt den einen und den anderen, ob sich nicht seit Nivelles Abdankung vieles gebessert habe. Der neue Oberkommandierende Pétain sei ein rücksichtsvoller Mann, der Frankreich retten werde, ohne Frankreichs Blüte zu opfern.

Die von ihrem Erfolg berauschten Aufrührer hören kaum, was der Sergeantmajor sagt. Sie haben endlich wieder einmal einen Sieg erfochten, wenn auch der Gegner in der schwächeren Minderheit war. Sie haben sich dieses Recht in den Wochen, als sie immer wieder gegen dieselben todspritzenden Dornsträumer, Trichternester und Grabenstücke anrennen mußten.

Jetzt genießen sie ihren Sieg voll unbezähmbaren Uebermuts. Auch vernünftigere Poilus werden wild. Der kleine Biron hat funkelnde Augen. Delavigne, ein junges Freiwilligen, bekommt Lachkrämpfe. Er hat zuerst nicht mitmachen wollen. Jetzt ist er einer der Tollsten.

Soupestre, den Sergeantmajor, lassen sie ungeschoren. Aber für die gefangenen Offiziere darf er nichts unternehmen. Bei jedem Versuch, sie zu befreien, bekommt er ein paar mehr oder minder sanfte Stöße. Er kann den Postenblock nicht durchbrechen. Er wischt sich den Schweiß ab und überlegt fieberhaft. Die Telefonbrähte sind zerschnitten. Es gibt keine Verbindung mit dem Divisionskommando. Niemand darf sich entfernen.

Soupestre redet wieder auf seine Kameraden ein. Sie sollten doch nicht kurzsichtig sein! Was sie sich dächten? Wie lange das wohl gehen könne? Er gäbe seinen Sou für ihr Leben, wenn sie nicht sofort Vernunft annähmen.

„Alle werden sich uns anschließen!" schreit der junge Delavigne. „Es hat nur einer den Anfang machen müssen! Dieser Krieg ist ein Irrsinn! Wir sind belogen worden. Es ist Lüge, daß die Deutschen die Elsässer mißhandeln. Eine Lüge, daß der Krieg um die Ehre geht! Für England allein bluten wir, für die britischen Schacherer!"

So redet er, und die anderen jubeln ihm zu. Soupestre sieht mit tiefem Mitgefühl den siebzehnjährigen Menschen, der sich vor einigen Monaten von der Schulbank an die Front gemeldet und in den germalmenden Kämpfen die Nerven verloren hat. Soupestre hielt bisher gute Freundschaft mit dem Jungen, gab ihm mehr als einmal von seinem Essen ab. Der Junge braucht viel, er ist noch nicht ausgewachsen. Die fanatisch seine Augen blitzen! Vielleicht hat er Fieber. Seit mehreren Tagen kränkelt er. Und von Zuhause bekommt er schlechte Nachrichten.

Heißes Mitleid wühlt in Soupestre. Welch ein Glück, daß erwartet diese Meuterei, wenn ihr schon nicht gerade Vaterlandsliebe aufbringen könnt, so denkt doch an die Kriegsgerichte!" warnt er. „Wollt ihr an die Wand gestellt werden? Ihr habt Capitaine Pailleron geschlagen!"

„Und was er mit uns getan? Wie räudige Hunde wollte er uns niederknallen. Spiel dich nicht auf, Soupestre!" —

Aber bald macht sich bei den Meuterern Ratlosigkeit bemerkbar. Was soll man nun beginnen? Ist es ratsam, Meldegänger zu den nachbarten Formationen auszuschicken? Was wird geschehen, wenn sich ihnen niemand anschließt?

Sie brauchen nicht lange zu überlegen. Schnell bricht das Verhängnis über sie herein. Die Divisionsleitung hat von dem Aufruhr Wind bekommen.

Das Regiment muß antreten.

Der Regimentskommandeur entfaltet den Befehl der Divisionsleitung.

Mit unheimlicher Präzision klappt das alles. Kriegsgericht? Nicht nötig. Pétain hat Vollmachten gegeben. Die Meuterer sind in Kragranii ertappt.

Ein seltsames Wort steht in dem Befehl. Decimation. Barriere stutzt. Er muß überlegen. Das Wort ist ihm noch nicht oft begegnet. Da denkt er an den Latein-Unterricht, den er vor vielen Jahren absolviert hat. Vicissimus, das ist der Zwanzigste, Vicesimation: Jeder zwanzigste Mann ist zu erschießen!

Die Exekutivkommandos warten. Ein Teil der Leute ist noch auf den Lastautos. Es sind keine Pariser. Weinbauern aus den Ostpyrenäen. Barriere gibt Soupestre das Zeichen zum Abspringen. Der tritt hölzern vor die Mannschaft, ruft murmelnd: Un, deux, trois. Beim Zwanzigsten senkt er jedesmal die Stimme, statt sie zu heben. Er ist wie betäubt. Er hat Angst um seine Kameraden. Jetzt wird er sogleich bei Biron sein. Er sieht im voraus, daß die entsetzliche Zahl auf den kleinen Zigarrenhändler fallen muß. Seine Stimme versagt fast. Seine Lippen zittern. Nein, es trifft einen anderen.

Aber vor Delavigne wiederholt sich die Angst. Soupestre leidet so um alle seine Kameraden. Aber wenn es den Jungen träfe, das wäre —

Es trifft ihn.

Soupestre stockt im Weitergehen. Barriere brüllt ihn an: „Schneller!" Soupestre murmelt seine Litanei auf Tod und Leben: Un, deux, trois.

Nun stehen die Ausgezählten vor den anderen. Trommeln wirbeln. Delavigne wird von einem kurzen Weinkrampf beschüttelt. Die Verurteilten werden aufgerufen. Es sind ein fast in den Boden eingedrungen. Zwei Minuten und 20 Sekunden trug Nilson die 15 Feuerwehrleute, und man sah nur, daß die Adern am Hals und an der Stirn anschwollen. Da wird einem ortentlich Angst und Bange vor so viel Kraft. Man prüft seine eigenen Muskelbestände und freut sich, Nils Nilson nicht allein im Mondschein begegnet zu müssen . . .

Jo.-Jo.

Die Rache des Skipetaren

Von
Olav Sölmund

Monsieur Martin, Besitzer einer gutgehenden Herrenschneiderei in der Rue du Dragon zu Paris, war soeben im Begriff, seinen Laden zu schließen, da trat ein dunkelhaariger Herr mit scharfen Zügen auf ihn zu und fragte: „Verzeihen Sie bitte, sind Sie Herr Martin?" Verwundert schaute der Schneider auf und erwiderte: „Zu dienen, so heiße ich!"

„Ihr Vater hat auch Martin geheißen?"

„Natürlich, mein Herr!"

„Hat er sich im Jahre 1885 in Monastir aufgehalten?"

„Jawohl, er war dort Schneider und Kleiderhändler!"

„Sie sind also ganz sicher der Sohn des Schneiders Martin, der im Jahre 1886 in Monastir wohnte?"

„Allerdings, aber was wünschen Sie eigentlich von mir?"

„Heben Sie nur den Kopf ein wenig!"

„Warum?"

„Heben Sie ihn nur in die Höhe! — So, so ist's recht, so — —"

Und in dem gleichen Augenblick erhielt Martin eine so furchtbare Ohrfeige, daß er entsetzt aufschrie und sich die schwer getroffene Wange hielt. Fassungslos starrte er den Fremden an, der ihn plötzlich ein und lachten Martin, als sie von seinem Mißgeschick vernahmen, ebendrein noch aus.

Ruhig hatte der Fremdling Kehrt machen wollen, aber ein Polizist verlegte ihm den Weg und führte ihn nach kurzer Feststellung des Sachverhaltes zur Wache.

In der anschließenden Verhandlung sagte der Fremde folgendes aus: Im vergangenen Sommer habe er beim Durchblättern der Papiere seines verstorbenen Vaters auch ein Blatt mit der Aufschrift: „An meinen Sohn!" gefunden. Darin habe gestanden: „Am 16. Mai 1886 habe ich von meinem Lehrmeister, dem Kleidermacher Martin aus Paris, damals in Monastir, eine Ohrfeige erhalten. Martin ist von hier wieder nach Paris zurückgekehrt, ohne daß ich ihm den erhaltenen Schlag hätte zurückgeben können. Du weißt, mein Sohn, was das heißen soll!" Darauf habe er, der Sohn, sich nun nach Frankreich eingeschifft, sei nach Paris gefahren und habe nach Monsieur Martin gesucht. Da nun nach der Sohn des alten Martin lebte, so habe er an diesem die ihm anbefohlene Rache vollzogen. Er habe seiner Sohnespflicht genügt und könne nun beruhigt nach Monastir zurückfahren.

Groß war jedoch seine Verwunderung, als der Polizeikommissar ihm erklärte, daß ein solches Verfahren in Frankreich nicht üblich sei. Er wurde zu einer Strafe von fünfzig Franken und fünfzig Franken Schmerzensgeld verurteilt. —

Dies nebenbei

Der Uhrmacher ist der Meister feinster Präzision und wahre Wunderdinge haben wir schon von Uhrwerken gehört und gesehen. Doch die Uhr, die jetzt mit modernen Mitteln der Schwede David Olson in Stockholm gebaut hat, setzt allem die Krone auf. Das neuartige ist, daß bei ihrem Mechanismus weitgehendst die Elektrizität zu Hilfe genommen ist. Dafür macht die Uhr ihrem Besitzer aber auch das Leben so bequem wie nur irgend möglich. Hören wir, was die Wunderuhr alles vollbringt. Sie zeigt die Zeit auf die Sekunde genau an, das ist selbstverständlich. Sie gibt auch den Stand von Sonne und Mond und auch das Kalenderdatum an, auch das ist schon dagewesen. Nun ist aber die Uhr auch noch mit einem winzigen Rundfunkempfänger versehen, der wie ein Wecker reguliert werden kann. Wünscht man eine bestimmte Sendung im Laufe des Tages nicht zu versäumen, braucht man nur die gewünschte Stunde einzustellen, und schon schaltet sich der Empfänger automatisch bei Beginn der Sendung ein. Aber damit sind die Tätigkeiten noch nicht erschöpft: Mit der Uhr ist ein elektrischer Kocher verbunden, der genau auf die vier Minuten eingestellt werden kann, die man zum Kochen eines Eies benötigt. Schließlich kann der Besitzer sich auch noch ruhig abends mit einem Buch zu Bett legen. Sollte er über dem Lesen einschlafen, schaltet die Uhr zu einer bestimmten Stunde das Licht aus . . .

*

Paris ist nicht nur die Stadt der Mode, sondern auch der Modeverrücktheiten . . . Vor vielen Jahren konnte man dort Damenhüten begegnen, in die eine Speisdose eingebaut war, die den jeweils neuesten Schlager zum Vortrag brachte. Natürlich blieben diese merkwürdigen Hüte Einzelerscheinungen. Nichts desto weniger hat man jetzt wahrscheinlich in Anlehnung an diese seltsame Kopfbedeckung den Radiohut konstruiert, der einen Empfänger im Hut der Dame vorsieht. Natürlich machen sich die Pariser Witzbolde darüber lustig. Man stelle sich aber auch nur mal ein Kaffekränzchen vor, bei dem die anwesenden Damen mit Radiohüten ausgestattet sind. Pflegen schon ohnehin diese Zusammenkünfte nicht gerade schweigsam zu verlaufen so kämen jetzt noch Schallplattenmusik, Hörspiele und Vorträge hinzu, je nach dem, was jede einzelne Dame gerade „draufhat"! Müßten die Frauen aber Nerven haben! Glücklicherweise wird man diese Radiohüte auch nur zu den Modekuriositäten zählen können, da sie wie ihre Vorgänger mit der Speisdose eben doch nicht ernst genommen worden sind . . .

*

Ein gar nicht schlechtes Geschäft macht ein Institut in London, das sich „Tauschzentrale für Hochzeitsgeschenke" nennt und das jungen Paaren aus der Verlegenheit hilft, die bei ihrer Hochzeitsfeier mehrere gleiche oder ähnliche Geschenke bekommen haben. Das läßt sich bei größerer Verwandtschaft ja auch gar nicht vermeiden: Fünf Aschenbechergarnituren, sieben Sofakissen, dreizehn Tortenplatten und ähnliche immer wiederkehrende Geschenkartikel häufen sich . . . Und wer möchte den Onkel oder die Tante um den Kassenzettel bitten zwecks Umtausch? Da bietet sich nun die „Tauschzentrale" an. Man geht einfach mit dem überzähligen ihrem Besteck dorthin und löst einen oder mehrere Gegenstände im gleichen Wert dafür ein, die einem noch fehlen. Das Institut soll sich, wie man hört, eines ausgezeichneten Zuspruches erfreuen, was es demjenigen auch gar nicht verwunderlich erscheint, der sich schon in ähnlichen Verlegenheiten befunden hat.

*

Die Menschenkraft hat ihre Grenzen, aber es tauchen immer wieder Kraftnaturen auf, die durch die Anspannung ihrer Muskeln Ungeheueres zu leisten vermögen, so daß wir nur noch staunen können. Als ein neuer Herkules versetzt der Schwede Nils Nilson seit einigen Wochen die Tausende von Besuchern des Lunaparks in Stockholm in die größte Begeisterung. Dieser stärkste Mann der Welt, wie er genannt wird, ist 26 Jahre alt, 1,86 m groß und wiegt 87 kg. Allgemein bestaunt wird seine neueste Leistung, die er infolge einer Wette vollbrachte. Er begab sich zur Feuerwehrwache der Stadt, nahm auf seine breiten Schultern einen großen und kräftigen Tisch und bat die Feuerwehrleute ein, auf diesen zu steigen, so viel darauf Platz fanden. Mit Erlaubnis ihrer Vorgesetzten kletterten auch zwölf Mann, alles große und kräftig gebaute Leute, auf den Tisch und wurden über den ganzen Hof der Feuerwehrkaserne im Triumph getragen. Nilson war damit noch nicht zufrieden. Er erklärte, er könnte ein noch größeres Gewicht tragen, und so nahmen sogar 15 Feuerwehrleute, diesmal in voller Ausrüstung mit Helm, Axt und Säge, auf dem großen Tisch Platz, den der Kraftmensch wieder auf seine Schulter genommen hatte. Das Gewicht jedes Mannes betrug wenigstens 90 kg, und rechnet man dazu die 100 kg, die der Tisch wog, so hatte Nilson ein Gesamtgewicht von 1450 kg auf sich. Auch diese gewaltige Last vermochte den starken Schweden nicht niederzudrücken. Die muskelbepackten Schultern krümmten sich nur ein wenig, während die großen Füße sich fast in den Boden eingroben. Zwei Minuten und 20 Sekunden trug Nilson die 15 Feuerwehrleute, und man sah nur, daß die Adern am Hals und an der Stirn anschwollen. Da wird einem ortentlich Angst und Bange vor so viel Kraft. Man prüft seine eigenen Muskelbestände und freut sich, Nils Nilson nicht allein im Mondschein begegnen zu müssen . . .

Jo.-Jo.

Ein ausgekochter „Luftikus"

„Motte"- ein solides Sportflugzeug ist Heinz Rühmanns private Leidenschaft

„Komisch, wo der Dreck in der Luft herkommt"

Der Flugplatzkommandant von München wurde einmal — es ist schon ein paar Jährchen her — von einem Gesuch außerordentlicher Art überrascht: „Charlens Tante" (alias Heinz Rühmann) wollte ihre Flugprüfung machen. Es war im tiefsten Winter. Das Flugzeug wurde also mit Schneekufen versehen, und die Tante konnte trainieren. Aber am Tage des Examens war der Schnee weg, und es hieß nun auf Rädern starten. Lassen wir's lieber, sagte der Hauptmann, der die Prüfung leitete. Die Tante war hartnäckig und startete. Mit Bravour ging sie auch die vorgeschriebenen fünf Achten zwischen zwei Schornsteinen.

Aus 500 Meter Höhe mit abgestelltem Motor in einem kleinen Rechteck landen — sechsmal darf es der Prüfling versuchen. Die Tante brachte auch dieses Kunststück fertig. Beim dritten Male allerdings mit einem kleinen Knirr: sie merkte, daß sie zu große Fahrt hatte und über die Zone hinauskommen würde. Deshalb nahm sie nicht geraden Kurs, sondern landete in Schlangenkurven. Der Hauptmann meinte, es sei zwar eine Frechheit, aber die Prüfung war bestanden. Heinz Rühmann — er spielte damals schon mit weiblicher Tante und hielt deshalb auf dem Münchener Flugplatz „die fliegende Tante" — strahlte über das ganze Gesicht.

Später, in Staaken bei Berlin, legte er die zweite Prüfung ab, und nun konnte er sogar einen Passagier mitnehmen. Das Vertrauen seiner Fluggäste nahm sehr bald umfangreiche Formen an. Rühmann stand vor der Frage, ob er sich ein Verkehrsflugzeug . . . Nach reiflicher Ueberlegung entschied er sich für eine Sportmaschine, seine „Motte", die ihm heute über alles geht. Als er kürzlich wegen allzu schlechten Wetters nach Wien fahren mußte, ließ er seine „Motte" nachkommen, für die Heimreise. Und er war so glücklich darüber, daß er fliegen konnte, daß er es nicht lassen konnte: Ueberall, wo er auf seinem Heimflug einen Schornsteinpaar bogenete, zog er fünf Achten.

*

Inzwischen fliegt die Arbeit munter fort. „Paradies der Junggesellen" heißt der neue Rühmann-Film, ein Titel, der natürlich nur kosthalt-spöttisch gemeint sein kann. Heinz Rühmann ist ein Standesbeamter und heißt meint, daß ein zweimal geschiedener Standesbeamter mit einem Verkehrsschupo zu vergleichen ist, der bei Rot übern Damm geht. Worauf Hugo Bartels das Versprechen abnahm, sich nie wieder scheiden zu lassen und das bedeutet für ihn, sich nie wieder einem weiblichen Wesen zu nähern.

Aber wer bewahrt ihn davor, daß ihm das schöne Geschlecht nicht näher rückt? Ist ein Standesbeamter mit Pensionsberechtigung nicht eine lohnende Sache? So kommt es denn, daß ihn kurz über lang seine beiden Freunde, eingefleischte Junggesellen, von Hans Brausewetter und Josef Sieber porgestellt, aus der sürtlichen Umklammerung seiner Logiswirtin retten müssen und mit ihm eine gemeinsame Wohnung gründen, die sie sich als Paradies der Junggesellen vorstellen.

Ueber die paradiesischen Zustände wollen wir uns ausschweigen und nur andeuten, daß dieser Garten eben nicht ohne Bestand ist. Die Front der Junggesellen wird gewissermaßen von innen heraus zerrüttet, was drei Frauen (Trude Marlen, Hilde Schneider und Gerda Maria Terno) veranlaßt, zum Generalangriff überzugehen. Ihr Sieg ist, natürlich, ein totaler, und über das dreifache happy end steht zum Schluß die Erkenntnis: es gibt eben kein Paradies ohne Frauen . . .

Diese unkomplizierte Geschichte eines Standesbeamten ist natürlich nur der Vorwand für eine Reihe komischer Situationen und witziger

„Also rin in die Kiste. Kaffee kann man leider nicht mitnehmen. Nur im Magen, Prost Kaffee!"

Hugo Bartels. Unzählige Pärchen hat er schon vereint (die Vorstellung, wie er das macht, fällt einem nicht schwer), nur er selbst, und das ist das Fatale, er selbst wird bereits zum zweiten Male geschieden. Sein Vorgesetzter

„Putzen", sagt Heinz Rühmann, „macht man am besten selbst"

Einfälle, die gerade die Rühmann-Filme kennzeichnen. Doch warten wir ab. Schon mancher seiner Filme wurde eine besondere Ueberraschung. Kurt Hoffmann, der als Regisseur sich bei der Herstellung des Rühmann-Filmen bewährt hat und das Spezifische des Rühmannschen Humors kennt, hat die Spielleitung, und zwar zum ersten Mal. Er wird sich also alle Mühe geben, mit diesem Film als neuer Rühmann-Regisseur einen Namen zu bekommen.

*

Daneben bereitet man einen neuen Rühmann-Film vor, in dem er sich seiner Passion gemäß als Sportflieger vorstellen wird. Die Terra veröffentlichte kürzlich in Verbindung mit einer Filmzeitschrift ein Preisausschreiben, das für alle offen ist und in dem neben Rundflügen als Piloten eine Reihe von Tauschandmarkscheinen winken. Gesucht werden Ideen zu einem Sportfliegerfilm, der auf die Komik Heinz Rühmanns abgestellt sein soll.

Nach unseren Bildern dürfte Heinz Rühmann ja diesem Stoff ganz besonders zugetan sein. Aber auch hier: warten wir ab . . .

. . . und ab geht's!
Fotos (5) Terra-Waske

Der erste deutsche Motorflieger

Von Rolf Italiaander

Im Südwesten von Berlin, bald hinter Potsdam, liegt die Borker Heide. Die wenigsten wissen, daß inmitten dieser Heide ein Mann wohnt, dessen Pionierarbeit mit der deutschen Fluggeschichte eng verknüpft ist: Hans Grade. Dieser Mann ist ein Begriff, und seine Volkstümlichkeit beginnt in der Vorkriegszeit.

Hans Grade ist der erste Deutsche, der mit einem Motorflugzeug geflogen ist. Er baute das erste deutsche Motorflugzeug, den ersten deutschen Flugmotor, errichtete den ersten deutschen Flugplatz und die erste deutsche Flugzeugfabrik ein. Er hatte eine der ersten deutschen Fliegerschulen und bildete die ersten deutschen Militärflieger aus, so den späteren Chef des Generalstabs, den Kommandierenden General der Luftstreitkräfte Wilhelm Siegert.

Wie kommt Hans Grade in die Vorheide?

„Das ist schnell erzählt", berichtet er selbst. „Als ich im Jahre 1908 in Magdeburg meine ersten Flugübungen veranstaltete, lehnte ich mich bald nach einem Flecken Erde, wo ich völlig ungestört technisch schaffen und fliegen konnte. Eines Tages kam ein Grundstücksspekulant zu mir nach Magdeburg und lud mich zu einer Besichtigungsfahrt nach Pork ein, das heute Vorheide heißt. Er hätte dort einen Flugplatz, sagte er. Nun, davon konnte kaum die Rede sein. Ich entdeckte, als ich hinkuhr, nur einen Heideplatz von 200 Morgen Größe, doch der Grundstückspekulant meinte, das Heidekraut und die Tannenbäumchen würde er bald roden lassen. Er tat es denn auch, und ich habe meine Uebersiedlung nach Vorheide eigentlich nie bereut. Ich habe ja alles, was ich brauchte, vor allem die notwendige Ruhe, die nun einmal zum schöpferisch Tätigsein unerläßlich ist. Und wie nahe und wie schnell ist man von hier in Berlin, ganz von heute zu schweigen, da ich einen Autobahn-Anschluß nach Berlin habe."

Seit jenem Augusttage 1909, da Hans Grade mit seiner Frau, zwei treuen Kameraden, zwei Flugzeugen und allen möglichen Werkzeugen in Vorheide eingezogen ist, hat sich hier sehr viel ereignet. Viele vortreffliche Flugzeuge wurden hier gebaut. Mancher große Flug wurde hier gestartet, und viele hundert Schüler wurden hier ausgebildet. Für die Unterbringung der Menschen, der Flugzeuge und für die technischen Arbeiten wurden immer neue Gebäude errichtet. Auch die Automobil-Industrie faßte hier Fuß. Wer erinnerte sich nicht des nach dem Kriege sehr berühmt gewordenen Grade-Kleinwagens? Alles, was mit der Entwicklung der Fliegerei zu tun gehabt hat, ist schon bei Hans Grade hier draußen zu Besuch gewesen.

Hans Grade ist Pommer, das heißt: unverwüstlich. Noch heute konstruiert er für die Fliegerei und für den Automobilbau. Ja, er tut sogar etwas, was neben ihm kein zweiter Mensch vermag: er fliegt noch heute mit seinem ersten Flugapparat, mit dem er 1908 den ersten deutschen Motorflug unternahm!

„Ich soll aus meinem Leben erzählen? Ich muß gestehen, daß ich nie so recht weiß, wo ich anfangen soll. Ich habe eigentlich ein recht abwechslungsreiches Leben gehabt. Auf alle Fälle bin ich mit meinem Schicksal durchaus zufrieden.

Geboren bin ich in Köslin. Ich besuchte dasselbe Gymnasium wie der Seemann und Dichter Bogislav von Selchow und der Mediziner Rudolf Virchow. Schon als Knabe baute ich ein Flugmodell und entschloß mich, Ingenieur zu werden, obgleich alle meine Vorfahren Lehrer waren. Im Rheinland volontierte ich, an der Technischen Hochschule zu Berlin studierte ich. In Köslin hatte ich meine erste eigene Werkstatt; in Magdeburg gründete ich die Grade-Motor-Werke, die besonders durch Motorräder berühmt wurden, die ich oft selbst siegreich steuerte. Als Magdeburger Pionier machte ich meine ersten Flugversuche; daß ich dann nach Pork in der Märkischen Heide übersiedelte, berichtete ich bereits. Die meiste Freude machte mir in meiner fliegerischen Laufbahn, daß ich den von dem Mannheimer Großindustriellen Dr. Lanz gestifteten Lanz-Preis der Lüfte gewinnen konnte. Die 40 000 Mark, die ich 1909 dadurch gewann, erleichterten mir meine Tätigkeit sehr. Ich werde so oft gefragt, ob mich die Entwicklung der Fliegerei überrascht hat. Ich muß dies verneinen. Wie es gekommen ist, sah ich voraus. Ich erinnere an meinen Vortrag in der „Urania" in Berlin. Man hat mich seinerzeit wegen meiner Zukunftsbetrachtungen angegriffen, und nicht wenige haben Spottverse auf mich gemacht. Heute lache ich über sie, wie sie damals mich belächelten."

Das Liebeslied vom Gardasee

(Copyright by Prometheus-Verlag)

Roman von Hans von Hülsen

„Auch das nicht, lieber Freund. Ich erkläre Ihnen aufs bestimmteste, daß niemand, hören Sie, niemand diese Partitur in die Hand bekommen hat oder auch nur von ihr weiß. Ich bin einmal vor vielen Jahren mit dem Gedanken umgegangen, sie zu veröffentlichen, weil es mir in der Seele leid tat, daß solch ein Schatz ungenützt baliegt; damals hat mich eine Scheu davon abgehalten."

In Fritz Armbrusters Mondgesicht arbeitete es lebhaft. Er stand kurz vor der Explosion. Ihm war ein Einfall gekommen, ein Einfall, der Gold wert war.

„Aber Sie sollten es jetzt tun, Herr Professor! Jetzt sollten Sie die Partitur herausgeben und mit dem ganzen Gewicht Ihres Namens versichern, daß es die Arbeit eines toten Schülers von Ihnen aus dem Jahre 1914 ist. Dann könnte man vergleichen! Dann stände der Dieb am Pranger! Denn ein Dieb, nichts anderes ist er in meinen Augen. Und es heißt der Wahrheit und der Gerechtigkeit dienen, wenn man ihn entlarvt! Dann soll er einmal beweisen, wie er zu solchen Uebereinstimmungen gekommen ist, die ja selbst einem Blinden in die Augen springen müssen. Und vielleicht stellt sich dann heraus, in der großen Diskussion, die dann ja notwendigerweise beginnen muß, daß es irgendwo noch eine Abschrift von dieser Partitur gibt? Eine Abschrift, die er gekannt und benutzt hat? Oder gar mehrere Abschriften? Das wäre doch grotzartig, nicht wahr? Das hieße so geradezu den Toten rächen, den er so schamlos bestohlen hat. Denn das ist doch — also die reine Leichenfledderei!"

Hagepreester hatte ein feines Lächeln um den Mund. Er konnte sich nicht helfen: der glühende Eifer dieses jungen Mannes für den Sieg der Wahrheit roch irgendwie nach der neuen Tätigkeit, die er erwählt, seit er der Musik Valet gesagt.

„Vielleicht — vielleicht haben Sie recht, mein Lieber", sagte er. „Ich will mir's jedenfalls überlegen. Lassen Sie mir die Ottenriethsche Partitur freundlichst ein Weilchen da, damit ich sie genau studieren und sozusagen philosophisch mit der anderen vergleichen kann. Möglich, daß ich bei sorgsamen Durchgehen noch mehr frappante Dinge finde, die eine öffentliche Diskussion noch wünschenswerter erscheinen lassen. Wir wollen jedenfalls in dieser merkwürdigen Sache in Verbindung bleiben. Reisen Sie nach Wien zurück?"

„Na, Herr Professor. Das heißt, ich weiß noch nicht."

„Also ich lasse sehr bald von mir hören. Man könnte ja auch, wenn vielleicht heute eine Publikation des Ganzen zu schwierig ist, einen Aufsatz in der „Allgemeinen Deutschen Musikzeitung" schreiben, mit vergleichenden Beispielen aus den Arbeiten. Ich werde es mir überlegen und Ihnen Nachricht geben."

Fritz Armbruster verabschiedete sich. Er war sehr glücklich.

Laut pfeifend ging er die inzwischen vollkommen dunkel gewordene Giselastraße hinunter nach der Leopoldstraße, wo die Trambahnen lärmten. Triumph blühte sein Herz.

Der Fuchs ist in der Falle, dachte er ein ums andere Mal. Reh, dein Fuchs ist in meiner Falle!

VIII.

Renata wird ernstlich böse

Die drei Menschen in der „Casa Rossa", die noch vor wenigen Monaten fremd und mit kühlem Gruß aneinander vorübergegangen und nun vom Schicksal auf so sondere Weise zusammengeführt waren, verlebten schöne, ungetrübte Tage. Mit jedem neuen Morgen erblühte der Frühling mehr, mit jeder neuen Sonne wandelt er leuchtender über den See hin.

Auch in Grazia Tudescos lange gemartertem Herzen, das nun den schweren Mühlsteinen des Schicksals entronnen war, lebte ein Widerschein von Frühling. Seit so vielen Jahren hatte sie ihn nicht genossen an der Seite des kranken, ungeliebten Mannes! Es war, als wollte die Natur jetzt in einem Rausch des jungen Lichtes nachholen, was sie versäumt: sie blühte auf, ihr Gesicht gewann etwas von der Jugend, die Renata bei der Schlummernden ansehen, und die sie bis zu Tränen erschüttert hatte.

Nachdem sie einmal — nicht leicht — zu Ottenriethe Worten und Charakter Zutrauen gefaßt, wurde sie auch ihm gegenüber aufgeschlossen und heiter gesprächig. Das Nonnenhafte ihrer Haltung, ihre Erscheinung fiel täglich mehr von ihr ab. Und immer wieder sagte er sich voll Bewunderung: Wie schön muß diese Frau gewesen sein. Aber dann lachte er über sich selber, denn er brauchte ja nur Renata anzusehen und wußte genau, wie schön die Mutter gewesen war. Immer wieder, wenn er sie zusammen erblickte, kam es ihm vor, als wären sie Schwestern, eine ältere, eine jüngere.

Sie machten viele Ausflüge zu dritt mit dem „Steyr". Auf solchen Fahrten, die Gardesana entlang, nach Gardone oder Salo oder auch am rauschenden Vonalefall vorbei in das Ledrotal und zum Ledrosee, entwickelte Grazia Tudesco ihre Pläne. Der Besitz in San Bartolomeo, der nach dem Testament des Obersten ihr gehörte, war zum Verkauf ausgeschrieben — undenkbar für sie, noch einmal dorthin zurückzukehren, wo sie so namenlos gelitten! Es sollte auch bereits nicht am Angeboten, ein befriedigender Abschluß war zu erhoffen, befriedigend allerdings nur unter der Voraussetzung, daß man heute alles mit Verlust verkaufte. Doch würde ihr, zusammen mit dem wiederlichen Erbteil, noch ein glänzendes Kapital verbleiben, auch wenn sie hier in Torbole eine kleine Villa erwürbe. Sie hatte sich bereits umgetan und zeigte den Kindern vom Auto aus das Besitztum; drüben, über dem See, ganz am Ende des Ortes, schimmerte es weiß zwischen den Olivengärten, eine kleine Gruppe von Zypressen stand davor. Der Preis, den sie nannte, schien Ottenrieth sehr vorteilhaft, er redete ihr zu. Ganz in der Nähe, sagte sie, nur ein wenig tiefer über dem See, hätte vor dem Krieg ein ihren Eltern befreundetes Ehepaar, Oesterreicher, ein Landhaus besessen, es sei in der Kriegszeit zerstört worden, über die Trümmer wuchere heute bereits das Gras. Mehr sagte sie nicht darüber, doch Ottenrieth glaubte an einem leisen Schwanken ihrer Stimme zu merken, daß sie bewegt war und an etwas Schmerzliches dachte und nicht weitersprechen mochte.

Auch den toten Obersten und San Bartolomeo erwähnte sie übrigens nur dies eine Mal. Es war, als wäre zwischen ihr und dem schweren Einst, das sich mit diesen beiden Namen verband, ein eiserner Vorhang niedergesunken, den sie niemals wieder sehen wollte.

Und ebenso wurde, wenn Ottenrieth und Renate von ihren weiteren Zukunftsplänen redeten, niemals der Tatsache gedacht, daß sie auf das Trauerjahr Rücksicht zu nehmen hätten. Wer hätte auch trauern wollen?, Ja, allmählich mischte Grazia Tudesco ein wenig Farbe unter das strenge Schwarz, daß sie so lange ausschließlich getragen, sie steckte zuerst eine bunte Blume an die Brust, trug dann einmal eine weiße Bluse zu ihrem Kostüm und ließ sich schließlich gar in einem Rivaner Atelier ein silbergraues Straßenkleid schneidern, das ihr vorzüglich stand — die Kinder fanden es beide. Renate sagte zu Ottenrieth:

„Es ist alles umgekehrt wie sonst: sie hat zwanzig Jahre lang Trauer getragen, nun weicht der furchtbare Druck von ihr, und das Leben kehrt zu ihr zurück. Ich bin froh, so froh darüber!"

Zukunftspläne! Die beiden waren reichlich damit beschäftigt, sich ihre gemeinsame Zukunft auszumalen und in immer neuen Grundrissen zu entwerfen. Daß sie ständigen Wohnsitz in Wien nehmen würden, galt ihnen für selbstverständlich: beide liebten die trotz Hitzewellen und Nachtfrostgefahr heitere Stadt und ihr beschwingtes Leben. Auch handen ja die geschäftlichen Dinge, von den künstlerischen nie ganz zu trennen, Ottenrieth stark an Wien. Wie stark, das merkte er jeden Tag an der Post, die der einzige Briefträger des kleinen Postamtes, ein alter, mit zahnlosem Mund murmelnder Mann, ihm in das Haus trug, und mit deren Erledigung er, sehr zu seinem Leidwesen, ganze Vormittage verbrachte. Der Erfolg der „Liebesfuge vom Gardasee" hielt an; schon hatten bedeutende Konzertvereinigungen im Reich und in der Schweiz begonnen, sich ernsthaft dafür zu interessieren; eine Aufführung beim nächsten Basler Musikfest im Sommer war ins Auge gefaßt, und mit dem „Augusteo" in Rom verhandelten Leupelt und Waßmuth. „Diana von der Donau" und der „Hellblaue Engel" eroberten sich immer mehr Bühnen; der „Engel" wurde gerade jetzt allabendlich in Neuyork und Chikago gespielt, und die „Stagione Franceschini" zog mit ihm durch die großen und kleinen Städte Norditaliens: die mannshohen Plakate mit der roten Schlagzeile „Angelo azzurro" klebten überall an den Straßenecken.

„Wenn die Truppe nach Riva kommt", scherzte Ottenrieth zu seinen beiden Damen, „gehen wir alle hin, und ich spiele noch einmal den Direktor von der Alchimie!"

Er hatte übrigens wieder, wie so oft schon, über das närrische Schicksal zu staunen, als am nächsten Tage der Baron ihm einen alten Herrn mit weißem Bart bekannt machte, der — es fanden sich nach und nach Frühlingsgäste ein — ein paar Tische von ihnen entfernt gesessen hatte: „Mein Onkel Doktor Purgstaller — von der Alchimie in Innsbruck!"

„Donnerwetter!" fuhr es Ottenrieth heraus. „Von der Alpinen Chemie? Da sind wir ja mal kurze Zeit Kollegen gewesen!"

Der Onkel konnte sich an keinen Kollegen namens Ottenrieth erinnern. „Schreiben Sie sich wie der berühmte Komponist?" Und Leutstetten mußte lachend den Zusammenhang erklären.

An einem Sonntagmorgen, nach dem Frühstück, stand Ottenrieth, wie er es gerne tat, mit einer Zigarette in der gewölbten Einfahrt und überlegte, wie man den Tag, der ein wenig grau zu werden drohte, am besten verbringen könnte. Ob man vielleicht einmal das Kinerlei von Torbole durch einen Ausflug nach Bozen unterbräche? Man könnte zum Abend wieder zurück sein. Oder ob man gar einmal durch das schöne Sugarental nach Venedig hinumterschlenderte? Im „Fenice" wurde gerade eine große Oper gespielt, er hatte es tags zuvor in der „Arenzeitung" gelesen; die Gesellschaft sollte annehmbar bis gut sein, man hätte Gelegenheit, mal eine gute Verdi-Aufführung zu hören. Da kam Leutstetten die Uferstraße lang auf das Haus zu, barhäuptig und in seinem rohseidenen Anzug wie immer, und schwenkte schon von weitem einen Brief.

„Für das Fräulein Braut! Der Hausdiener von „Benaco" hat ihn mir eben zugesteckt."

Ottenrieth besah den Umschlag. Hotelumschlag. Eine Marke war nicht darauf. Die Handschrift kannte er nicht.

„Na, dann schicken Sie's nur hinauf, Baron. Die Damen sind oben."

„Gar nicht eifersüchtig? Bei einer Herrenhandschrift? Sie sind ja ein Muster von einem Bräutigam."

Wer mag ihr schreiben, dachte Ottenrieth. Auf jeden Fall war es eine deutsche Handschrift gewesen, vielleicht eine italienische.

Nach einer Weile kam Renate herunter. Sie verlachte, belustigt aussehen, aber es gelang ihr nicht ganz. Etwas wie Furcht loß unruhig um ihre Augen.

„Sieh, was ich bekommen habe!"

Ottenrieth faltete den Bogen auseinander und las:

„Liebe Reh! Entschuldige, daß ich Dich noch so nenne, und entschuldige überhaupt den Ueberfall, den ich plötzlich wieder da, wohne hier im Benaco, und muß Dich unbedingt sprechen, hörst Du, unbedingt, es ist in Deinem Interesse, weil ich Dich warnen muß, dringend warnen. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie dringend. Das Zimmermädchen sagt, Du bist mit Ottenrieth verlobt, sicher Zimmermädchen schwatzen viel, und ich will es nicht glauben und hoffe, ich komme noch zur rechten Zeit. Ueberhöre meine Warnung nicht. Du würdest es ewig bereuen! Sage mir, wann ich Dich besuchen kann. Dein Fritz."

„Fritz Armbruster?" fragte Ottenrieth und sah Renate in die Augen. „Das Mondgesicht? Na höre, der Junge ist toll!"

„Der Brief klingt so sonderbar, findest du nicht? Verrückt und melodramatisch wie ein Drehorgelmann, und doch ist ein Ton darin, ich weiß nicht — Ich möchte ihn doch hören, ich habe ein etwas schlechtes Gewissen ihm gegenüber."

„Wegen meines Vertrages? Gut, so soll er kommen. Wir wollen ihn sprechen. Er sagt zwar, daß er dich sprechen muß, aber es scheint sich ja doch um mich zu handeln. So ist die „Lieb, so ist die Lieb . . .", trällerte er. „Nein, Lieber, laß mich ihn allein sprechen. Er ist ja offenbar wirklich nicht ganz bei Trofte, und wenn ihr zusammengeratet, nachdem er es nun doch einmal durch das Zimmermädchen erfahren hat, ich fürchte, dabei kommt nichts Gutes heraus. Wenn es etwas Ernsthaftes ist, dann bringe ich ihn dir."

„Du bist viel zu gut mit dem Frak! Im August hast du ihn anders abgefertigt. Aber schön, mache, wie du sagst. Schick nach ihm. Ich verziehe mich solange nach oben."

„Nein, ich werde mit ihm einen Spaziergang machen. Da habe ich ihn an der Leine, und er kann zwar bellen, aber nicht beißen. Wir gehen den Lungolago entlang. Falls dich Eifersucht plagt, kannst du uns mit dem Fernglas verfolgen."

Sie winkte ihm zu und ging, so wie sie war, noch dem Hafen zu, rief den Hausdiener vom „Benaco" herbei und schickte ihn hinein, Herrn Armbruster zu sagen, sie erwarte ihn hier draußen.

Er kam sofort herausgeschossen. Ottenrieth sah es noch, als er sich zum Gehen wandte. Er hatte hinter der Spiegelscheibe des Kaffeehauses gesessen und mit unruhig pochendem Herzen auf Antwort gehartet. Renate sah, daß er sich ganz kürzlich die Haare hatte schneiden lassen, und zwar sehr kurz, viel zu kurz, seine Kopfhaut schimmerte weiß wie Kartoffelkeime im dunklen Keller.

„Aber Frik!", sagte sie lachend und streckte ihm die Hand hin und ward dabei den Kopf zurück, wie es ihre Gewohnheit war, wenn sie jemand begrüßte: „Fährst du mir denn immer noch, wenn ich nach Torbole gehe? Wie geht's?"

Er war so erregt, daß er weder auf ihren Scherz noch auf ihre Frage antwortete.

„Ich bin dir sehr dankbar", stieß er hervor, „daß du mich diesmal nicht einfach wegschickst wie damals. Hättest du damals auf mich gehört, du hättest dir manches erspart." Dabei sah er sie mit einem so blitzenden Blick aus seinen runden Augen an, daß sie lachen mußte. Aber ihr Lachen klang nicht ganz frei.

„Ich bin leider nicht sehr sparsam veranlagt, Frik", sagte sie, „und wenn du nichts weiter vorzubringen hast, als diese geheimnisvolle Erklärung, dann übe du die Tugend, die mir fehlt, und spare deine Worte."

„Langsam, langsam Reh! Ich habe dir sehr viel zu sagen und bin ich überzeugt, du wirst es mir danken, daß ich dich aus einer Situation befreie, in die du in deiner grenzenlosen Blindheit und Unerfahrenheit hineingeraten bist. Sieh daraus, Rehlein, daß mein Herz immer noch unverändert an dir hängt, auch wenn die Zimmermädchen dich verlobt sagen."

Sie schüttelte unwirsch den Kopf.

„Ich bin wirklich verlobt, nicht nur in der Phantasie der Zimmermädchen im Benaco. Und ich möchte dich bitten, dem Rechnung zu tragen, wenn das, was du mir sagen willst, etwa Ottenrieth betrifft. Es gibt da eine Grenze, über die hinaus ich nichts hören will. Gehen wir also ein Stückchen?"

Sie setzte sich in Bewegung, er ging neben ihr her, den Hut hängen lassend. Also wirklich, dachte er unablässig. Ich bin also doch zu spät gekommen. Er war sehr niedergeschlagen. Er hatte nicht geglaubt, daß er so etwas würde hören müssen.

„Nun, du schweigst?"

„Ja." Er sah plötzlich den Kopf und sah ihr schönes, kühnes Profil, und das Herz krampfte sich ihm zusammen. „Weil es mir so schrecklich schwer fällt, dich zu quälen, Reh. Du mußt nicht denken, daß ich es aus Haß gegen Ottenrieth tue, obwohl ich Grund habe, ihn zu hassen. Ich tue es nur aus Sorge um dich. Weil es mir entsetzlich wäre, daß du leiden mußt, wenn er entlarvt wird."

„Aber Frik", lachte sie, und hatte doch eine kleine, bösartige Angst in der Kehle dabei. „Entlarvt! In was für Ausdrücken redest du? Hast du angefangen, Detektivromane zu lesen, seit ich fort bin von Wien?"

„Nun, laß mal alle Redensarten beiseite. Reh," sagte er, ärgerlich über ihren spöttischen Ton. „Es handelt sich durchaus nicht um Detektivromane, sondern um Tatsachen. Höchst nüchterne Tatsachen. Nämlich um die Tatsache, ob es dir angenehm ist, einen Menschen zu heiraten oder auch nur seine Braut zu sein, der in Kürze in allen Zeitungen als notorischer Dieb angeprangert sein wird."

Wie unter einem Schlag zuckte Renata zusammen. Ihr Herz arbeitete stark. Sie mußte sich zur Ruhe zwingen.

„Wer so viel gesagt hat, muß mehr sagen, Frik."

„Natürlich! Selbstverständlich! Dazu bin ich ja hierhergekommen. Dazu habe ich ja die Reise nach München gemacht."

„Du kommst aus München, nicht aus Wien?"

Er überhörte ihre Frage.

„Da du ja auf alle meine Warnungen nicht geachtet hast, so muß ich dir nun mit Tatsachen kommen. Ehe es völlig zu spät ist. Mit ganz nüchternen, unwiderlegbaren Tatsachen. Reh, die dir keinen Zweifel darüber lassen, wie es moralisch mit Ottenrieth bestellt ist. Denn du bist ja klug genug, zu wissen, daß man einem Menschen, der leichtes, alles zutrauen kann."

„Einem, der verleumdet, auch", sagte sie aufs äußerste gereizt. Vergab sie sich nicht eigentlich etwas, und tat nicht schon ein Unrecht an Ottenrieth, wenn sie hier weiter neben diesem bis zur Sinnlosigkeit aufgeregten Hergeing und seinen vergifteten Worten lauschte? Aber zugleich war in ihr der starke Wunsch, alle Pfeile zu kennen, die er im Köcher hatte, um so jeder, auch jeder nur eingebildeten Gefahr für den Mann, den sie liebte, zu begegnen. „Also entweder verlobt du jetzt offen, oder ich lasse dich zum Gelächter der Leute hier stehen, wie damals, als du mich verdächtigtest. Bitte!"

Da begann er zu reden. Er hatte sich alles vorher sorgfältig überlegt, die ganze lange Eisenbahnfahrt über, doch nun, in ihrer Gegenwart, war alles zerstoben, ein Sturmwind hatte hineingeblasen, und er mußte seinen einzelnen Fetzen seiner wohldurchdachten Anklagerede nachlaufen. Er erzählte, wie er von allem Anfang an Mißtrauen gegen Ottenrieth gehabt habe, aber schon unterbrach sie ihn:

„Das weiß ich ja! Das interessiert mich nicht!"

Er kam dann darauf zu sprechen, wie in ihm schon während der Aufführung der „Liebesfuge" der Verdacht entstanden sei, daß hier nicht alles mit rechten Dingen zugehe, wie er gefühlt habe, daß diese Musik nicht auf Ottenrieths Mitbeet geschrieben, zubestimmt, nicht sein geistiges Eigentum sei, um es höflicher auszudrücken. Er schilderte beredt, wie er sich tage- und wochenlang den Kopf zermartert habe, verspottet von der Tante, die nicht zu überzeugen gewesen war und immer noch an dem Gedanken festhielt, mit Ottenrieth ein großes Geschäft zu machen.

„Na, das erleichtert du ihr aber nicht gerade durch dein Betragen", warf Renate ein.

„Nein", sagte er trotzig, ich weiß. Und ich weiß auch, daß sie mir gelagt hat, sie enterbt mich, wenn ich ihr das Geschäft verderbe. Aber erstens ist das nicht so tragisch zu nehmen, und zweitens — wenn schon! Mir ist alles egal! Ich muß diese Sache durchfechten! Ich muß diesem Kerl die Maske —"

„Lebe wohl, Frik", sagte sie, machte auf dem Absatz kehrt und ging in Richtung nach dem Hafenbecken zurück.

Aber er war schon flink wie ein Wiesel neben ihr.

„Entschuldige, Reh, ich bitte wirklich um Entschuldigung. Es ist mir so herausgerückt, ich werde nicht wieder solche Ausdrücke —. Höre mich nur an!"

„Also, benimm dich gesittet", erwiderte sie, ohne sich jedoch noch einmal umzudrehen. Er gab sich foran wirklich Mühe. So ruhig er konnte, berichtete er, wie ihm nach und nach — und besonders seit er die gedruckte Partitur gekauft und studiert — immer deutlicher geworden war, daß er gewisse charakteristische Motive des Werkes schon einmal gehört und daß sie damals großen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Aber wo, wo, wo? Und ganz plötzlich, da war es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen! Da hatte er sich an Hagepreester erinnert und an die Partitur, die der Professor ihm vor Jahren — vor fünf Jahren einmal zum Durchspielen gegeben. Diese Arbeit eines gefallenen Musikstudenten und verstorbenen Schülers — ja, richtig, da hatte er schon einmal alle diese Motive gehört. Nicht eins oder zwei, nein, ein ganzes Dutzend! Alle Hauptmotive des „Liebesliedes"!

„Und da meinst du nun, daß Ottenrieth sie von diesem anderen Musiker — abgeschrieben hat? Sag's nur rund heraus, das meinst du doch?" Renata sprach, ohne ihn anzusehen, sie ging zu seiner Rechten und blickte erhobenen Kopfes geradeaus, aber in ihrem Herzen kämpften Zweifel und Vertrauen, Unglaube und Glaube, und eine große Verwirrung herrschte dort, daß es schwer war, so ruhig zu scheinen und zu sprechen. Um Gottes willen, was bedeutete denn das? Was war denn das? Fritz Armbruster war zwar manchmal ein Esel, aber doch in musikalischen Dingen kein Dummkopf. Wenn er so etwas sagte, zu ihr sagte, dann sprach er nicht ins Blaue hinein, dann war irgend etwas daran! Aber sie dachte an Ottenrieth, und alle Zweifel sanken zu Boden.

„Sag's nur!" wiederholte sie trotzig noch einmal.

„Reh. Ich habe keine Mühe gescheut, um mir Gewißheit zu verschaffen. Das muß du mir zubilligen. Ich bin sofort nach München gefahren und habe Hagepreester aufgesucht und ihm den Fall vorgelegt. Er hat das alte Manuskript herbeigeschafft. Wir haben es gemeinsam durchgesehen, und mein Verdacht hat sich in jedem Punkt bestätigt gefunden. Es ist sehr hart für mich, Reh, dir das zu sagen, weil es ja dein Glück zerstören muß oder, verzeih, was du für dein Glück hälst. Aber ich muß es dir doch sagen, weil nur so das Schlimmste abgewendet werden kann."

„Das Schlimmste?" fragte sie mit einer Stimme, die ihm gar nicht wie ihre alte, vertraute, geliebte Stimme klang. „Und was ist deiner Meinung nach das Schlimmste?"

„Das Allerschlimmste ist, denke ich, wenn die Sache ans Licht kommt. Und Hagepreester, der eine Autorität ist, namentlich auf dem Gebiet der Fuge, Hagepreester will die Sache in die Hand nehmen und etwas darüber veröffentlichen. Mein liebes Kind, dann ist dein Ottenrieth erledigt!" Er konnte es nicht hindern, daß seine Stimme triumphierend klang, voll von einem häßlichen rachsüchtigen Triumph.

Angstvoll wich Renata ein wenig vor ihm zurück. Wie ein Elefant, der durch den Rüssel trompetet, schoß es ihr durch den Kopf.

„Du bist ein Narr, Frik", sagte sie nach einem langen Schweigen, während dessen er seinen Triumph schlürfte. „Ich kann es dir leider nicht verhehlen, daß ich dich für einen unsagenmachten Narren halte. Du glaubst also im Ernst, daß ein Mann wie Ottenrieth hingeht und fremde Partituren bestiehlt, um sich einen Erfolg zu machen? Schön, glaube das, wenn du es deiner Intelligenz zumuten magst. Aber jetzt verlange ich von dir — hörst du, ich verlange es —, daß du mitkommst und alles das, was du hier an Verleumdungen und Verdächtigungen und scheinbaren Argumenten vorgebracht hast, Ottenrieth ins Gesicht wiederholst. Und wenn du das nicht tust, bist du für mich völlig erledigt."

„Ich tue nichts lieber als das", stieß er erregt hervor. „Nichts lieber als das! Ich freue mich direkt auf den Augenblick, wo ich ihm beweisen kann, was er ist — nicht nur ein Frauenräuber, sondern ein ganz gewöhnlicher Dieb!"

Sie zuckte wegwerfend die Achseln und ging mit raschen Schritten auf das gewölbte Portal der „Casa Rossa" zu.

„Wie war der Name?"

Ottenrieth hatte, als er wieder nach Torbole kam, mit dem Baron ausgemacht, daß ihm, an sein Schlafzimmer anschließend, ein zweites Zimmer zur Verfügung stehen und als ein bescheidener Wohnsalon eingerichtet werden sollte, damit er dort arbeiten und den Besuch der Damen Tudesco empfangen könnte.

Zu diesem Zimmer stieg Renata hastig empor. Armbruster folgte ihr ein wenig schnaufend, denn sie lief mit ihren langen, schlanken Beinen die Treppe förmlich hinauf.

Ottenrieth wandte vom Schreibtisch den Kopf nach den Eintretenden.

„Ich bringe ihn dir", sagte Renata, halb flagend. „Er soll dir selber sagen, womit er mich quält." Und dann trat sie zwischen die beiden und verhinderte so, daß sie sich die Hand reichten.

Mit ernster Miene wies Ottenrieth auf einen der Sessel, die um den runden Tisch in der Ecke standen.

„Warum quälen Sie Renata?"

Fritz Armbruster stammelte etwas — er war verwirrt, er hatte in Wahrheit, ganz im Gegensatz zu der eben geblasenen Fanfare, nicht damit gerechnet, seine Anklage Ottenrieth Auge in Auge vorbringen zu müssen — das war ein verdammt hier Schaltung von der Reh, daß sie ihn dazu zwang! Hm, nun galt es! Aber während er in Ottenrieths unbewegtes Gesicht blickte, das ihm — woran lag es nur? — ganz anders vorkam als in Wien (ernster, reifer?), hatte er einen Augenblick das unangenehme Gefühl, das alles, was er vorbringen konnte, sich auf irgendeine Weise wie ein Dunst und Nebel auflöste.

Dennoch gab er sich einen Ruck und begann zu sprechen. Er wiederholte, was er Renata drunten gesagt. Er gab sich Mühe, seine Worte so sorgfältig zu wählen und zu wägen, daß sie nicht verletzen konnten. Er sprach nicht von „Diebstahl", sondern von „ganz unerklärlichen Uebereinstimmungen" — und von Zeit zu Zeit schielte er zu Renata hinüber, ob sie wohl mit seiner Aufführung zufriedener wäre als vorhin. Aber sie saß stumm im Stuhl, die Knie übereinandergeschlagen, mit verschlossenem Gesicht und schaute zum Fenster hinaus, wie wenn die Sache sie gar nichts anginge.

Mit der Geschicklichkeit eines Advokaten reihte Fritz Armbruster alle Tatsachen, die er wußte oder zu wissen glaubte, oder aus anderen Tatsachen folgerte, aneinander, bis sie sich zu einer Kette schlossen, die er für unzerreißbar hielt. Und er erwähnte zum Schluß noch die schwer ins Gewicht fallende Meinung der Autorität Hagepreesters und — mit merklich erhobener Stimme — die bevorstehende Veröffentlichung eines Aufsatzes über den so überaus merkwürdigen Fall aus der Feder des Professors.

Ottenrieth, im Sessel gegenüber, hatte ihn ruhig ausreden lassen, ohne ihn jemals mit einer Frage oder einem Einwand oder einem Protest zu unterbrechen. Er hatte während der ganzen Zeit seine Zigarette geraucht — ohne ihm eine anzubieten, obwohl die Dose offen auf dem Tisch stand. Seit Renata gelagt, daß er sie „quäle", fand er das Mondgesicht keiner Aufmerksamkeit mehr würdig. Am Ende sagte er einfach:

„Ja, Herr Armbruster, das ist in der Tat, wie Sie selber ganz richtig sagen, ein äußerst merkwürdiger Fall. Alles Interessante, was Sie mir mitteilen, hat mich vollkommen überrascht. Ich stehe vor einem Rätsel, und ich fürchte, ich kann nichts dazu tun, es zu lösen. Ich kann Ihnen nur versichern, was Ihnen Ihr Professor ja schon gesagt hat, daß ich weder Herrn Hagepreester kenne noch die Handschrift, die er in seinem Schrank aufbewahrt. Und daß ich, auch um ganz genau zu sein, niemals eine Abschrift dieser Komposition gesehen und von ihrer Existenz niemals die mindeste Ahnung gehabt habe. Ich kann Ihnen das mit meinem Ehrenwort versichern, und, wenn Sie Wert darauf legen, mit einem Eid. Alles andere ist mir genau so rätselhaft wie Ihnen.

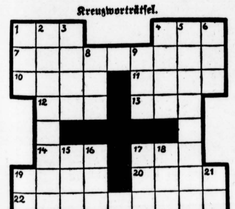
„Dann wird sich also die Musikkritik geradezu einer Sphinx gegenüberbefinden!" rief Armbruster, durch soviel Ruhe gereizt.

Ottenrieth lächelte, zum ersten Male, während dieser ganzen Unterredung lächelte er, und sein Lächeln flog wie ein Flöckchen Sonnenschein zu Renata hinüber, die es in ihr Gesicht auffing.

„Einer Sphinx, Herr Armbruster, die ich genau so gern wie Sie zum Sprechen brächte. Denn Sie können sich denken, wie sehr ich es in meinem Interesse bedaure, Ihnen sagen zu müssen, daß ich vor einem Rätsel stehe, wie sehr mir an der Aufklärung dieses Rätsels gelegen ist. Mir nicht weniger als Ihnen, bestimmt nicht. Und zwar nicht, weil ich diese Aufklärung fürchte, sondern weil ich sie im Gegenteil erhoffe, schon damit Sie von Ihrem Wahn geheilt werden und vielleicht von Ihrem Haß gegen mich, der durch alle Ihre wohlgesetzten Worte klang. Bitte, ich räume jedermann durchaus das Recht ein, mich zu hassen. Es war mir nun einmal beschieden — und Sie wollten mir ja sogar dazu behilflich sein! — Erfolg zu haben, und der Erfolgreiche wird immer gehaßt.

(Fortsetzung folgt.)

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. schlangenförmiger Fisch, 4 Teil eines Dramas. 7. Krankentransportmittel. 10. Teil des Kopfes. 11. Nichtschwimmen 12. Nebenfluß der Donau. 13. männlicher Personenname. 14. Bergkette in Mestenien. 17 Nebenfluß des Rheins 19 bekannter Flieger 20. winterliche Naturerscheinung. 22. Mutgeflügel. 23 weiblicher Personenname. 24 natürliches Wasserbecken — Senkrecht: 1 Stadt in Belgien 2 griechischer Staatsmann 3. venezolanischer Staat. 4 Stadt in Persien 5. weibliches Kleidungsstück vergangener Tage. 6. Genußmittel. 8. Antilopenart. 9 Stadt in Südtirol. 15. Fluß in Pommern. 16. Schickalsgöttin. 17. Volksstamm. 18. französischer Städtename. 19 männlicher Personenname (Koseform). 21. Märchengestalt.

Scherzfrage.

In welcher Stadt leistet in bezug auf törperliche Kraft und Gewandtheit jeder Einwohner nur Hervorragendes?

Buchstabenrätsel.

1. Mit „n" sind es Bäume,
Mit „l" deren Frucht.
Bekannt ist euch beides.
Ihr Kinder, nun sucht.

2. Mit „k" sind es Bäume,
Mit „e" Tiere dann.
Wer nennt mir dies beides?
Flugs, Kinder, heran.

Verbindung.

Du kennst den Kur- und Badeort.
Den Polterngt aus dunkler Nacht.
Vereint, sie nennen uns die Stadt.
Die Nachbenken und hat gemacht.

Bilderrätsel.

Die vier Eckfelder, in richtiger Reihenfolge abgelesen, ergeben einen Sinnspruch zu dem das Mittelbild einen erläuternden Schmuck gibt.

Kopftausch.

Muster — Ammut — Sold — Ohr — Raum — Frost — Kogel — Trient — Hebel — Fuder — Elster — Lampe — Rumpf — Angel — Welschen — Aller — Banner.

Setzt man diesen Wörtern an Stelle ihrer Anfangsbuchstaben neue Köpfe ein, so nennen diese, richtig gewählt, einen bedeutenden Pionier auf dem Gebiete der Luftfahrt.

Silbenrätsel.

Springschnur — Anderen — Anzug — Friedrich — Mode — Schneeball — Mistel — Streichholz.

In jedem Wort ist eine Silbe eines Spruches versteckt. — Wie heißt dieser?

Auflösungen aus voriger Nummer

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Kone. 2. Olto. 3. Idar, 4. Nora, 5. Gorn, 6. Niet, 7. Alba. 8. Orne, 9. Ahr, 10. Thutnelba. 11. Tete. 12. Sein. 13 Elen. 14. Tand. — Senkrecht: 1. Zigarette. 2. Onno, 9. Alen, 15. Odol. 16. Narde, 17. Erna. 18. Loire, 19. Iren. 20. Vaterland, 21. Ahn. 22. Rest 23. Del. 24. Ute. 25. Lea. 26. Din

Ergänzungsrätsel: Berge. Band. Sachsen, zu. Schar nieder. hinein. finden. suchen.

Magische Addition: 1. Wallenstein. 2. Angelsachse. 3. Laurentius. 4. Dunkelkammer. 5. Marionette. 6. Scheunfoerde. 7. Indianthren. 8. Sonnentau. 9. Thueringen. 10. Eremitage. 11. Remoulade. — Waldmeister.

Kastenrätsel: I. Von A bis B: 1. Pels 2. Jara. 3. Saar. 4. Lund. 5. Kabl. 6. Uran. 7. Rone. — II. Von B bis C: 1. Solo. 2. Arie 3. Rapé. 4. Dorf. 5 Irak. 6. Meer. 7. Elch. — Sardine.

Musiasfungs-Aufgabe: Hor(s)t. Lode. (E)rde (W)eber. Salbe(t). Re(m)se. (M)oos Klau(s)e, (W)acker, (O)range. K(r)opf. Na(d)te. — Schwimmsport.

Wie rechnen mit Buchstaben.

(a — e) + b + (c — d) + f = x.

a = Handwerksgehilfe
b = Haustier
c = Erntefest
d = Figur aus „Peer Gynt"
f = Tagesabschnitt
x = Veranstaltung.

Denksport.

Ein Herr sieht seinen Chauffeur mit einer fremden Person in seinem Wagen fahren, welche er vor der verabredeten Stelle absetzt. Der Herr beobachtete es durch ein gegenüberliegendes Schaufenster, also konnte der Chauffeur nicht ahnen, daß er gesehen worden war. Er leugnete auch alles ab, als sein Herr ihm Vorhaltungen machte. — Wie konnte ihm die unerlaubte Tat nun sofort bewiesen werden?

Fehlaufgabe.

Unter Hinzufügung der Silbe „i" als zweite in jedem Worte sollen aus nachstehenden 30 Silben 15 dreisilbige Wörter gebildet werden mit folgender Bedeutung:

1. Gartenzierblume 2 homerisches Heldengedicht 3 Heiltrank 4. Soldatenweise, 5. Vorort von Danzig 6. römischer Vorname (männlich) 7 Muse. 8. das Ausserlesene, 9 Bekleidungsgegenstand, 10. innere Rohrweite bei Feuerwaffen, 11. Rolands Hiftborn. 12. giftige Bemerkung, 13. Sprengstoff 14. weiblicher Vorname, 15. Stadt in Frankreich.

Die Wörter ergeben in ihren Anfangsbuchstaben einen Mahnruf an die Hausfrauen.

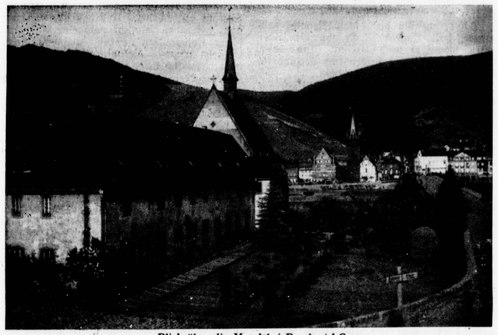
Die 30 Silben sind:

a — as — ber — ce — dah — e — e — e — e — ers — fant — i — ka — ma — me — mi — nal — nit — nul — o — o — se — tär — tät — te —

Das Tal der stillen Freuden

An den lieblichen Ufern der Mosel. – Die Namen der Dörfer schmeckt man auf der Zunge

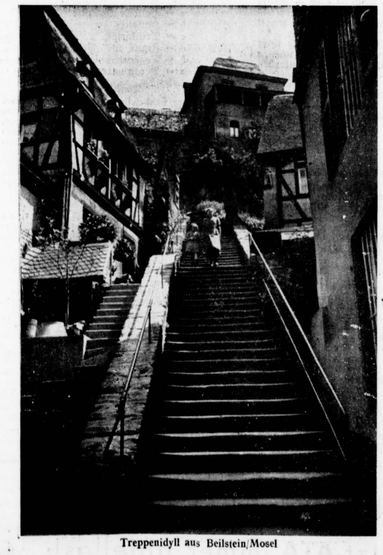
Wenn du den Rhein gesehen hast, keinen mächtigen Strom gespürt, das pulsierende Leben hinauf und hinab auf dem Wasser und entlang an den lebendigen Ufern erlebt hast, dann biege in Koblenz ab nach Westen und mit einem Schlag umhüllt dich eine ganz anders geartete Welt. Vorbei ist alles laute Getriebe, keine Schlepper mit Kähnen unter langen schwarzen Rauchfahnen, keine Dampfer mit



Blick über die Mosel bei Bernkastel-Cuer

Fotos: E. Schmauß (Bavaria) 3, Archiv Verkehrsamt 2

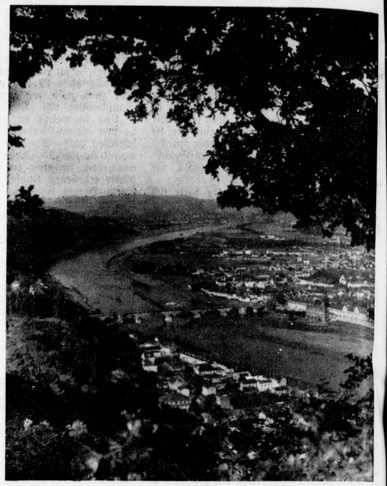
singenden, ausgelassenen Menschen, keine hastenden Züge und Autos mehr. Im stillen Wasser der behaglich fließenden Mosel spiegelt sich verträumte Romantik alter Dörfer, grüßen von rebenreichen Höhen alte, vergessene Burgen, ziehen über die schmale Straße Weinbauern hinauf zur mühsamen Arbeit in ihre Weinberge, auf denen die Sonne brütet und sich mit der reifenden Frucht vermählt.



Treppenidyll aus Beilstein/Mosel

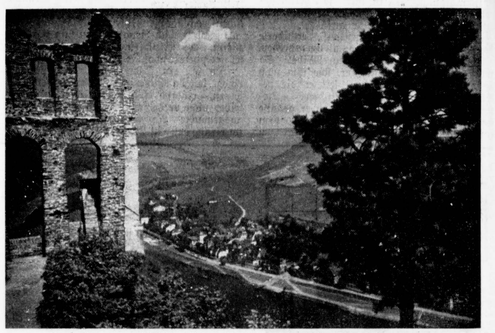
Bis Kochem sind es leichte Windungen, dann beginnen die reizvollen großen Moselschleifen, die bei Alf-Bullay, Traben-Trarbach und Tritenheim landschaftlich ganz einzigartige Blicke bieten. Dieses mit Schönheit gesegnete Tal, das durch den unendlichen Fleiß von Generationen zum kostbarsten Weingarten Deutschlands wurde, ist eingesäumt von Hängen, deren Namen man heute in der ganzen Welt kennt.

In der umrankten Laube bringt dir die Mutter das Abendbrot und die erste Flasche trinkst du vielleicht noch allein. Schon zu der zweiten haben sich die Töchter und Söhne gesellt und bald ist ein munteres Erzählen im Gang. Da steht der Mond schon hoch über den Rebenbergen, da kommt der Alte und bringt selbst, den ganzen Stolz in den Augen, einen Trunk aus dem geheiligten Faß. Auf einmal erfährst du, wie reasam diese Moselmenschen sind, wie unendlich fleißig und strebsam sie sind und der Bursche, der eben mit aufgekrempelten Aermeln am Wasserzuber die Flaschen spülte, der Sohn des Hauses, ist Mediziner und steht vor dem Staatsexamen in München. Aber hier im Elternhaus verbringt er seine Semesterferien, hier packt er wieder mit zu bei der von frühester Jugend gewohnten Arbeit. Und stolz greift die gute Mutter zum Glas und grüßt dich als Gast in ihrem

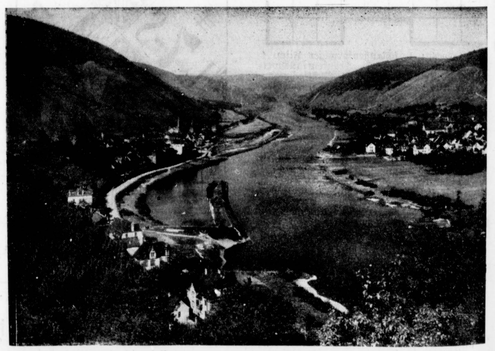


Einen anmutigen Bogen schlägt die Mosel um die alte Römerstadt Trier

bescheidenen Heim. Es scheint, als ob man hier ganz zufrieden sein könnte, als ob das Leben nicht mehr zu geben braucht, um glücklich zu werden. Aber die Hände des Vaters erzählen von schwerer Arbeit und über den hellen Augen spricht eine ernste Sicht von Sorgen, von Not in Jahren der Mißernte, vom Kampf gegen die Schädlinge der Reben. Aber tapfer ringt ein jeder mit seinem Schicksal. Ueber diesem romantisch vertträumten Moselland stehen die Sterne. Freundlich geleitet dich der Vater des Hauses in deine Kammer. Traum von der Mosel — es ist es wert, getraumt zu sein! —



Hoch über dem lieblichen Traben-Trarbach schaut die Ruine Gravenburg ins Land



Zwischen Alf und Bullay geht die Mosel in gemächlichen Windungen hindurch

Stunden andächtig mit den Gewächsen jener sonnenüberfluteten Höhen beschäftigt hat, der spürt den Plünderlicher, Enkichner, Zeltinger, Lieserer, Bernkastler auf der Zunge, wenn er durch die engen traulichen Gassen fährt.

Zeit muß man haben, anhalten, aussteigen und schon entdeckt man fleißige Hände, die zu Hause, im Hof, in den Kellern, jetzt schon vorbereiten, den Segen des Herbstes und damit die Ernte eines Jahres harter Arbeit einholen. Sauber und freundlich blühen fast vor jedem Haus in mächtigen Kübeln die blauen und rosa Hortensien, im Hof spülen kräftige Burschen in mächtigen Wannen Flaschen, überall steht das Gerät aus Messing und Kupfer, schon von Generation gepflegt, und in den Kellern lagert der Stolz der Weinbauern, die mächtigen Fässer, von denen manches Werte birgt, die einen herrlichen Zins feigenden Güte von Jahr zu Jahr tragen.

Eine kleine Welt eigener Wissenschaft liegt in diesen Kellern verborgen. Vom Vater auf den Sohn seit Generationen weiter vererbt sind hier die alten Gesetze der Winzer lebendig. Und unvergeßlicher Eindruck bleibt, wenn du in einem so fleißigen, sauberen Winzerhaus zum Abend ein Unterkommen findest.

Eine Ecke für Dich!

Nicht nur lesen, auch etwas lernen:

Kreuz auf dem Fensterbrett

von Hans Wilhelm Smolik

„Sieh nur, Schwester, wie blank man mich wieder geputzt hat! Wie sich die Sonne in mir spiegelt! Wie ich blitze!"

„Ja, du kannst lachen, zu dir kommt die Sonne immer zuerst. Bei mir bleibt sie dafür auch viel länger."

„Bist du neidisch, Schwesterchen?"

„Ich —? Ich bin doch auch geputzt worden!"

„Aber ich bin neidisch!" grollte da plötzlich eine Baßstimme in die Unterhaltung der Schwestern. Erschreckt kierten die beiden Fensterscheiben — das sind nämlich die Schwestern — und die rechtsseitige rief: „Ach, der Herr Kaktus! Der Herr Brummbär!"

„Brummbär hin, Brummbär her, mein durchsichtiges Fräulein! Jedenfalls ist es unerhört, wie man mich hier behandelt. An euch fummelt man immer herum, an mich aber denkt keiner!" Na, na, Herr Kaktus!" meinte jetzt die linksseitige Fensterscheibe. Wir sind ja schließlich Zeuge, daß ihr jeden Tag begossen werdet."

„Das ist es ja eben! Viel zu viel Wasser kriege ich! Ich verfaule hier noch!" schrie der Kaktus erbost.

„Und ich verdurste!" rief da eine feine Stimme dazwischen.

„Ach, schau an, Frau Zimmerlinde! Frau Zimmerlinde spricht wieder mit mir!" bemerkte der Kaktus. „Uebrigens, verdursten? Verdursten? Kann ich mir nicht vorstellen, was das ist."

„Ich auch nicht", mischte sich jetzt die Fuchsie ins Gespräch.

„Ich weiß schon gar nicht mehr, wie ich das viele Wasser, das man mir täglich gibt, wieder loswerden soll. Zwar bin ich nicht so dienstbeflissen wie der Herr Kaktus und kann so manchen Tropfen durch die Spalten meiner Blätter wieder ausschwitzen. Aber trotzdem schieße ich viel zu stark ins Kraut und werde bestimmt noch bleichsüchtig."

„Ueberhaupt", sagte die Zimmerlinde, „ist es nicht toll, daß man mich, die ich keine grelle Sonne vertragen kann, mitten ins Fenster stellt und den Herrn Kaktus, der nie genug Sonne kriegen kann, in die schattigste Ecke klemmt?"

„Donnerwetter, Frau Zimmerlinde ihr könnt mir meinen Lichthunger nachfühlen?" fragte der Kaktus fast gerührt.

„Ich meine überhaupt", mischte sich nun Frau Pelargonie in das Gespräch der anderen, „ich meine, daß es recht kindisch ist, wie wir uns hier gegenseitig benehmen. Ich meine, wir sollten lieber zusammenhalten in unserer Not. Wohl fühlen wir uns doch alle nicht. die wir hier auf diesem Fensterbrett stehen. Und ich glaube auch, daß Fräulein Kapuzinerkresse, trotzdem sie schnauzt, so manches ansaulteben hat. Ist es nicht so, Fräulein Kapuzinerkresse?"

„Ach, denkt nur ja nicht, daß ich mich abseits halten will! Aber seht, jeden Tag lasse ich alle meine Blätter dem Sonnenlicht entgegenwachsen, und jeden Tag werde ich wieder herumgedreht. Die Menschen müssen denken, ich habe Gelenke an den Stielen. Sie wissen nicht, daß ich jeden Tag meine Stiele mühselig umbauen muß. Seht doch, wie verfilzt ich aussehe! Nun ist es bald wieder Abend und ich bin todmüde!"

„So geht es uns nun!" rief der Krokus grollend. „Und ich finde es sehr richtig, was Mutter Pelargonie sagte. Wir wollen uns alle, die wir hier auf diesem verwünschten Fensterbrett gequält werden, von heute ab vertragen. Wollen lieber unseren Groll auf die Menschen richten. Und da ich hier der einzige Mann bin, werde ich jetzt alle unsere Beschwerden aufschreiben und sie veröffentlichen. Irgend ein Verleger wird sich schon finden."

„Bravo!" riefen da alle im Chore und es war ein großer Lärm.

„Also der Reihe nach! Mutter Pelargonie, redet ihr zuerst!"

„Gut! Also ich kann kein grelles Sonnenlicht vertragen, es verbrennt mir meine Blätter. Dann ist die Erde in meinem Topf vollkommen verbraucht. Ich brauche unbedingt Dünger. Hornspäne haben mich vor zwei Jahren sehr erfrischt."

„Gut! Nun Frau Zimmerlinde!"

„Ich vertrage ebenfalls kein grelles Sonnenlicht. Ich muß jeden Tag reichlich, sehr reichlich Wasser haben."

„Und nun Fräulein Fuchsie bitte!"

„Man soll mich nicht mehr so viel begießen und soll mir einen sonnigen Platz geben. Weiter will ich nichts."

„Und Fräulein Kapuzinerkresse, was habt ihr auf dem Herzen?"

„Ich bitte, daß man mich nicht jeden Tag herumdreht, dann will ich schon zufrieden sein."

„Sehr bescheiden! Und nun meine Beschwerden! Erstens: weniger Wasser! Zweitens: mehr Sonne! Drittens: neue Erde! Viertens: einen neuen Topf! Fünftens: Sand! Sand

So begreift's auch Hans und Grete:

Wie groß ist eigentlich der Mond?

Und wie weit ist der Weg zur Sonne? — Große Zahlen, für kleine Leute leicht gemacht

Als die beiden Freunde vom Heimabend nach Hause gingen, leuchtete der Mond so wunderbar klar, und nun überlegten sie, wie groß der Mond wohl sein möchte. Aber sie kamen zu keinem arbeitlichen Schluß. Das Interesse aber dafür war erwacht, sie wollten wissen, wie groß der Mond ist, wie groß die Sonne und wie groß die Erde, und darum wollen wir ihnen heute einmal sagen, wie sich das alles verhält.

Daß alle Himmelskörper Kugelgestalt haben, wissen wir. Aber wie groß sind nun diese Kugeln? Welchen Durchmesser haben sie? Denken wir uns einen Schacht bis zum Mittelpunkt der Erde. Würde man ihn noch weiter treiben, so träte er bei der zur Insel Neuseland (östlich von Australien) wieder zutage. Vom Mittelpunkt der Erde müßten wir 6500 Kilometer hinaufsteigen. Wenn wir also jeden Tag 10 Kilometer bewältigten (der Olympiasiegerin Tamara Tschoschina, der Weltmeisterin der Leichtathletik, Tamara Tschoschina, der Weltmeisterin der Leichtathletik, Tamara Tschoschina, der Weltmeisterin der Leichtathletik,

Welt der Frau

Die Selbstschneiderei im Hause

Wer von uns allen hätte bei der Selbstherstellung von Kleidungsstücken, ganz gleich, ob für uns selbst oder die Kinder, nicht schon einmal Fiasko erlitten? Und — um ehrlich zu sein — geschah es nicht immer dann, wenn wir ziemlich eilig darauf losarbeiteten und nicht gerade sehr sorgfältig dabei vorgingen? Die Sorgfalt und peinliche Genauigkeit beim Zuschneiden, Zusammenstecken und -reihen vor dem endgültigen Zusammennähen ist aber außerordentlich wichtig bei der Selbstschneiderei. Der gute Sitz eines Kleides, des Mantels oder der Bluse geht durchweg verloren, wenn man sich eine dieser vorbereitenden Arbeiten ersparen will. Und dann glaubt man hernach natürlich, das Schnittmuster habe nichts getaugt.

Schon beim Zuschneiden fängt es an mit der Genauigkeit. Gleiche Hälften einzelner Schnittteile, z. B. Vorder- oder Mittelteil, Aermel, müssen tatsächlich auch gleichmäßig zu geschnitten werden. Man erreicht das am besten, wenn man gleiche Schnittteile sofort doppelt schneidet. Der Stoff wird doppelt gelegt, das Schnittmuster darauf festgesteckt, mit Schneiderkreide werden die Schnittlinien auf den Stoff übertragen und unter Zugabe der Nähte beide Teile zugleich ausgeschnitten. Die Schnittform, die auf dem obenliegenden Schnittteil mit Kreide gezeichnet wurde, überträgt man auf den darunterliegenden Teil, indem man beide Stofflagen, den Kreidestrichen folgend, mit doppeltem Reihgarn durchheftet, und zwar so, daß bei den Stichen immer eine kleine Schlinge stehenbleibt. Die Schlingen werden, wenn die ganze Schnittform so durchreiht ist, zwischen den beiden Stofflagen auseinandergezogen und durchgeschnitten. Die dabei stehenbleibenden Fädchen zeigen nun auf jeder Stofflage die Schnittgrenzen. Abnäher, Biesen und Zeichen, die für das richtige Zusammensetzen der einzelnen Schnittteile auf jedem Schnittmuster angegeben sind, werden ebenfalls mit Reihfäden in eben beschriebener Weise kenntlich gemacht. Sind alle einzelnen Teile so bezeichnet, steckt man, genau in den Reihfaden-Linien bleibend, die Nähte zusammen und reiht mit Heftgarn aneinander. Darauf folgt die erste Anprobe, bei welcher sich zeigt, wo entsprechend der Figur noch die eine oder andere kleine Abänderung nötig ist. Zweckmäßigerweise probiert man das Kleidungsstück noch einmal an, wenn diese kleinen Aenderungen, die wiederum abgesteckt und mit Garn zusammengeheftet wurden, getroffen sind. In diesem Sinne sorgfältig vorbereitet, geht die eigentliche Näherei nachher schnell und sicher vonstatten.

Eine besondere Gefahrenquelle ist der Aermel. Will man sich vor der unerfreulichen Fehlstellung, zwei rechte oder zwei linke Aermel zugeschnitten zu haben, bewahren, legt man den Stoff rechts auf rechts oder links auf links aufeinander, steckt das Schnittmuster auf, zeichnet die Schnittlinien mit Kreide nach und schneidet nun beide Aermel zu. Das Wichtigste beim Zuschneiden des Aermels ist, darauf zu achten, daß die gleichen Seiten des Stoffes aufeinanderliegen; dann kann es nie schief gehen damit. Kennzeichnung der vorderen Aermelränder durch ein kleines, farbiges Zeichen erleichert das Sichzurechtfinden beim Einsetzen des Aermels in das Aermelloch. Für das Einsetzen des Aermels ist die alte Nähschulweisheit unserer Mütter „Hemd rechts, Aermel links" auch heutzutage noch ein gutes Merkmittel. Der auf links eingezogene Aermel wird von innen durch das Aermelloch des „Hemdes" gesteckt, mit dem Aermelloch zusammengenäht, auf rechts gezogen und danach die doppelte Naht des Aermeleinsatzes auf der linken Seite ausgeführt.

Wer mit den Anleitungen, die auf den Schnittmustern stehen, noch nicht genügend Hilfe zu bekommen glaubt, der kaufe sich die beiden Hefte „Gut nähen für den Hausgebrauch" und „Gut flicken — gut stopfen" aus der „Schriftenreihe für die praktische Hausfrau" zum Preise von je 20 Pfennig. Diese Hefte, die beim Deutschen Frauenwerk, dem Frauenamt der DAF. und durch den Buchhandel bezogen werden können, werden jeder Hausfrau das Nähen einfacher Frauen- und Kinderkleidung ermöglichen.

L. Fr.

Etwas für die heißen Tage

Saure Kirschen in Weingelee. Etwa 500 Gramm entsteinte saure Kirschen läßt man in einem halben Liter leichtem Weißwein mit 150 bis 250 Gramm Zucker kurz aufkochen. Inzwischen löst man 15 Blätter weiße Gelatine in einem Viertelliter kochendem Wasser auf und rührt dieses Gemisch unter die Kirschen. Nach gründlichem Umrühren schüttet man die Masse in eine Glasschale und stellt sie kalt. Sobald die Speise erstarrt ist, verziert man sie mit schönen Kirschen und Maikronen. Hierzu reicht man nach Belieben noch Vanillesoße.

Kirschen-Sülze. 500 Gramm entsteinte Sauerkirschen kocht man mit einem halben Liter Wasser und den nötigen Zucker acht Minuten. Dann werden zehn Blätter aufgelöste rote oder weiße Gelatine hinzugerührt. Man gießt die Speise in eine Glasschale und läßt sie gelieren. Nach Belieben kann man sie beim Anrichten noch verzieren. Man reicht Vanillesoße oder dergleichen dazu.

Kirschspeise. 250 Gramm Kirschen wäscht und entsteint man und läßt sie in einem halben Liter Apfelwein, einem Viertelliter Wasser und 150 Gramm Zucker weichkochen. Dann gießt man den Saft gut ab, dem man nach Geschmack Zitronensaft zufügt und in welchen man acht Blatt aufgelöste Gelatine getan hat. Nun gießt man die Hälfte Saft in eine mit Wasser ausgespülte Form; fängt die Flüssigkeit an steif zu werden, so gibt man die Kirschen darauf und zuletzt den übriggebliebenen Saft. Man richtet die Speise mit Löffelbiskuits an.

Was nimmt man mit zur Sommerreise?

Wir sind einfacher geworden! Die Dame, die einen Koffer wie ein kleines Haus aufgibt und dann noch mit einem gewichtigen Handkoffer und einer Anzahl weiterer Gepäckstücke auf die Sommerreise geht, ist heute eine Seltenheit. Wir möchten uns mit möglichst Wenigem in unseren Ferien behelfen, oder doch kann es sehr lästig sein, wenn man bei dem Aufenthalt am fremden Ort irgend ein gewohntes Kleidungsstück vermißt und nun nicht in der Lage ist, sich dem Wetter und der Gelegenheit entsprechend zu kleiden. Also auch die Einfachheit hat ihre Grenzen; wenn man aber seine Kleidung so wählt, daß man zum Beispiel ein Stück mit geringen Veränderungen für verschiedene Zwecke benützen kann und dazu alles praktisch verstaut, wird man doch mit nur einem Coupékoffer für 10 bis 14 Tage auskommen, selbst wenn man an einen Ort geht, an dem einige Ansprüche an die Kleidung gestellt werden. Wir haben uns, gewitzigt durch frühere unangenehme Erfahrungen, im vorigen Jahre eine genaue Liste darüber aufgestellt, was man in einer Sommerfrische mit geselligem Badebetrieb braucht, und hiernach wird nun alles zum Verpacken zusammengestellt. An Schuhen nehmen wir mit: ein Paar elegante Abendschuhe, ein Paar Nachmittagsschuhe für die Promenade — Wildleder oder Chevreaux —, ein Paar feste Trotteurschuhe für weitere Touren, die wir auch auf der Reise anziehen, und eventuell Sportschuhe, weiter ein Kimono oder Pyjama und Wäsche, wie wir sie zu Haus benötigen. An Kleidern nehmen wir ein kleines Wollfleid mit, können uns dieses aber sogar ersparen, wenn wir uns für unser Lauffostüm, das wir unbedingt brauchen, mit mehreren Blusen versorgen, weiter einen Regenmantel, ein Nachmittagskomplet, ein Abendkleid, einen Tweedmantel. Weiter brauchen wir mehrere Paar Handschuhe, zwei Schals, einen Lauf-Hut, einen eleganten Hut zum Komplet, eine Kappe und ein Cape zum Abendkleid. Alles dieses geht sehr gut in einen normalen Coupékoffer, wenn man nach folgendem Schema packt: Auf den Boden des Koffers kommen die Schuhe in Schuhsäcken, in die Lücken die Strümpfe, daneben, flachgelegt, nicht gerollt, Pyjama oder Kimono. Nun dürfte man eine glatte Fläche haben, darauf kommen zwei Wäschetaschen aus waschbarem Stoff, die, neben einander gelegt, genau die Größe des Koffers haben. Sie enthalten, flach und glatt über einander geschichtet, die Leibwäsche, Taschentücher, Handschuhe. Nun kommt der Regenmantel, dann das Lauffostüm — das Wollkleid wird zur Reise angezogen —, das Nachmittagsensemble, das Cape und zuletzt das Abendkleid und die Blusen. Der Tweedmantel wird für die Reise angezogen und die Kappe aufgesetzt. Zwischen alle Bruchstellen der Kleider wird Seidenpapier gelegt, denn auf sofortiges Plätten nach der Ankunft kann man nicht immer rechnen, und der tadellose Zustand der Sachen ist die Voraussetzung für ihre Eleganz. Mit dem Inhalt dieses Koffers dürfte man für die angegebene Zeit auf alle Vorkommnisse gerüstet sein, und wir können unsere Reise in Ruhe antreten.

T. B.

VON FRAU ZU FRAU

Silbersachen werden besonders durch Schwefel angegriffen, wie er beispielsweise im Eigelb vorhanden ist; auch von Essig, Senf und dergleichen müssen sie sofort nach Gebrauch gereinigt werden. Zum Putzen besorgt man sich am besten Silberseife.

Aluminium verträgt kein Soda. Man bereitet sich für solche Gegenstände ein Putzmittel aus einem Teil Schlemmkreide, einem Teil Magnesia, zwei Teilen Caput mortuum. Man vermischt die einzelnen Teile gut und feuchtet sie mit Brennspiritus an.

Lächeln und Lachen über lustige Sachen

Der vergessene Freier

° Die gnädige Frau geht in die Küche, um das neue Dienstmädchen zu kontrollieren. Sie öffnet die Speisekammer und findet darin eine Mannsperson.

„Was soll denn das heißen, Alma?!"

„Ja, das begreife ich auch nicht, gnädige Frau . . . der muß noch von dem vorigen Mädchen zurückgeblieben sein!"

(Ausmorbladet)

*

Beleidigte Schönheit

° „Ist es wirklich möglich, daß Sie mich lieben?" sagte die junge Dame. „Ich weiß, daß ich nicht schön bin . . ."

„Ach", beteuerte der junge Mann, ich frage ja nicht nach Schönheit!"

„Was!" erregte sich die Mädi. "Sie fangen jetzt schon an, mich zu beleidigen!"

(Söndagsnisse)

° **„Hallo! Bist du da, Liebling?" „Ich habe dir eine Handtasche zum Geburtstag gekauft! Willst du, daß ich sie gleich wieder umtausche?"**

Das Gegenmittel

° „Deine Frau fiel in Ohnmacht, als du ihr die Reise an die Riviera verweigertest? Was hast du denn getan, damit sie wieder zum Bewußtsein kam?"

„Ich hab mich auf ihren neuen Hut gesetzt!"

(Lustige Blätter)

*

Belohnung

° „Mutti", sagte der kleine Erich, „ich habe in der Nacht geträumt, daß ich fünfundzwanzig Pfennig von dir bekommen habe!"

„Nun", meinte die Mutter, „da du in der letzten Zeit immer so artig gewesen bist, darfst du das Geld auch behalten!"

(Berlingfle Tidende)

*

Vorsichtig

° „Na, Peter, was hast du denn gesagt, als dir Frau Lehmann für den Gang zwei Pfennige gegeben hat?"

„Gar nix, Mutter."

„Gar nichts? Na, das sieht nicht nach dir aus, Junge."

„Na ja, Mutter, du hast mir doch ausdrücklich verboten, solche Wörter zu gebrauchen!"

(Lustige Blätter)

*

Das probate Mittel

„Ihr Ausdruck in der Rolle als leidende Mutter", so äußerte der Schauspieldirektor nach der Vorstellung zu einer Schauspielerin, „war der eines unaussprechlichen Schmerzes."

„Das überrascht mich gar nicht", antwortete die Schauspielerin, „denn ich verspürte auch während der ganzen Vorstellung heftige Schmerzen, weil ich einen Nagel im Schuh hatte."

„Dann möchte ich Sie bitten", erklärte darauf der Direktor, „daß Sie den Nagel auch in den nächsten Vorstellungen nicht entfernen lassen."

Vermißter Artikel

° In der Delikatessenhandlung. „Geben mir a Päckle Kautabak!"

„Bedaure, den führen wir nicht!"

„Was, den führen Sie nicht? . . . E schees Delikatessengeschäft!"

(Fliegende Blätter)

*

Zeichensprache

° „Hör' mal zu", sagt der Meister zu sein neuen Lehrling. „Ich liebe keine langen Red wenn ich mit dem Finger winke, dann bist gemeint und kommst zu mir."

„Jawohl", entgegnete der Lehrling. „We ich den Kopf schüttele, dann heißt das einf daß ich nicht komme."

*

Irrtum

° „Diese Nacht träumte ich von Ihnen! S kamen an meinem Hause vorbeigeritten!"

„Das muß ein anderer gewesen sein, kann nicht reiten!"

(Fliegende Blätter)

*

Der starke Bart

° Ein Besucher wollte den Vater sprech Heini sagte: „Ja, der Vater rasiert sich gerade!"

„Na, da kann ich ja warten!"

Meinte Heini mitleidig: „Das tun Sie lieber nicht, denn wenn Vati sich rasiert hat ist er immer sehr wütend!"

*

Hoffentlich ! ! !

° „Also, mein Liebling", schrieb die nichtahnende Mutter an ihren Sohn, der zur Hoer gegangen war, „ich hoffe doch, daß du jetzt jeden Morgen pünktlich aufstehst, dami nicht das ganze Bataillon mit dem Frühstück auf dich warten muß!"

(Koralle)

*

Der Grund

° Plim sitzt in Gesellschaft neben einer reizenden jungen Dame, die er geradezu fabelhaft unterhält.

„Ich erkenne Sie gar nicht wieder", meint auf einmal das Mädchen, „vor einigen Monaten waren Sie auch mein Tischherr, da haben Sie keine zehn Worte herausgebracht."

„Stimmt", meint Plim. „Damals hatte ich aber auch mein Gebiß vergessen!"

(Lustige Blätter)

*

Macht der Gewohnheit

° Lehrer: „Also Max, konjugiere mal schnell das Wort ‚haben'!"

Max: „Ich habe, du hast, er hat, wir hamersch, ihr habtersch, sie hamses."

(Koralle)

° **„Also, dett kann ick dir sagen, ick habe eene eiserne Natur, ick kann saufen, wann ick will."**

„Nee, sowat, ick hab' ne feinere Konstitution, ick nur, wenn ick watt habe."

(Zeichnung: Edler)

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!

Nikotin vergiftet d. Körper. Wertlos! Nichtraucher ohne Gusen. Näh. frei. Ch. Schwartz Darmstadt V 107/Nerdw.

Heiraten

Fittalliert Lebensmittelbranche, 35/3, vermög., wünscht die Bekanntschaft ein. netten Mädels zwecks baldiger **Heirat**

angeb. u. Nr. 1137/1 „Der 7. Tag" Paderborn.

Trinker Rauschvorbeugung u. Trinkerentwöhnung. Prospekt und Medaille Aufklärungsbroschüre, R 6/Ch. Nürnberg 5, T. Ag.

Wir wollen es uns jetzt aber merken: Heirats-wünsche gehören ausnahmslos **in diese Zeitung!**

Viel jünger schlank und elastisch,

„. . . Schon über 2 Jahre trinke ich den Frühstückstee. Ich habe durch denselben 14 Pfund abgenommen, fühle mich in meinen annähernd 30 Jahren viel jünger und elastisch." So schreibt Frau G. Ibrom, Berlin, Cöpenickerstr. 16 am 20. 6. 38 über **Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee**

Packung 60 Gramm-Tassen 1.— Ehrl. Fabrik. Drogisten u. Apotheken und Depots!

erst STRICKER- Katalog anfordern! Tourenrad RM 30. kompl.

Fahrradfabrik E. & P. STRICKER Brackwede-Bielefeld 274

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": I. Vj. 39: 45 388. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.